

Stephan Lorenz
Tafeln im flexiblen Überfluss

Stephan Lorenz (Dr. phil.) forscht und lehrt am Institut für Soziologie in Jena, wo er ein eigenes DFG-Projekt zu den Tafeln geleitet hat.

STEPHAN LORENZ

Tafeln im flexiblen Überfluss

Ambivalenzen sozialen und ökologischen Engagements

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Stephan Lorenz

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-8376-2031-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

I Einleitung | 9

- 1 Polarisierung im Wohlstand | 12
- 2 Die Diskussion der Tafeln | 15
- 3 Tafeln als Reaktion auf Hunger und Ernährungsarmut? | 19
- 4 Ziel und Aufbau der Studie | 27

II Im flexiblen Überfluss – eine zeitdiagnostische Perspektive | 31

- 1 Überflüsse – Deutungen, Probleme, Paradoxien | 33
 - 1.1 Vom Jagen und Sammeln zur Maschine: Umgang mit Überfluss | 33
 - 1.2 Paradoxien, Legitimation und Kritik der Überflussgesellschaft | 37
- 2 Überflussgesellschaft als Konsumgesellschaft | 42
- 3 Ungleichheit, Armut und Ausgrenzung | 51
- 4 Konsequenzen flexiblen Überflusses | 59
 - 4.1 Flexibler Überfluss | 59
 - 4.2 Konsequenzen für die Tafelstudie | 77

III Prozedurale Methodik | 79

- 1 Grundlagen | 80
- 2 Exkurs über die ›Dinge‹: Tatsachen schaffen – oder wie der Lebensmittelüberfluss durch Tafelarbeit die Leere und Desorientierung der Nachwendezeit füllt | 85
- 3 Zur Datenauswahl | 96

IV Empirie I: Die Tafeln | 99

- 1 Nomen est Omen: ›Tafel‹ | 100
- 2 Die »Tafelidee« | 104
 - 2.1 »Tafelgedanke« | 105
 - 2.2 »Tafelkonzept« | 107
 - 2.3 »Tafelgrundsätze« | 109
 - 2.4 Zwischenfazit zum Selbstverständnis der Tafeln und weitere Datenwahl | 111
- 3 Zur Gründungsgeschichte der Tafeln | 113
- 4 Jubiläumsausgabe der Verbandszeitschrift *FeedBack* | 122
 - 4.1 Die Zeitschrift | 122
 - 4.2 Thematisierungen von Überfluss- und Ausgrenzungsproblemen? | 126
 - 4.3 Thematisierung der Tafelnutzenden? | 141

- 4.4 Externe Beiträge? | 144
- 4.5 Verständnis bürgerschaftlichen Engagements? | 146
- 5 Zu Differenzierungen in der Tafelentwicklung | 159
 - 5.1 Ausgrenzung: Tafel-Modelle der Solidarität | 160
 - 5.2 Überschüsse: Ökologische Ansprüche | 171
 - 5.3 Erweitertes Tätigkeitsspektrum und Kooperationen: Nachhaltige Alternativen durch Produzieren, Bilden, Beraten ...? | 180
 - 5.4 Transnationale Entwicklungen | 186
- 6 Fazit zu Selbstverständnis und Engagementpraxis der Tafeln | 193

V Empirie II: Die Tafelnutzenden | 199

- 1 Frau K. – Tafelnutzung als kalkulierte Option | 203
 - 1.1 Eingangssequenz: Lebensmittel oder Kleidung für die Kinder | 203
 - 1.2 Auf- und Abwertungen: Zur Selbstachtung auf Kosten anderer | 206
 - 1.3 Die Bedeutung des Kunden-Status | 211
 - 1.4 Die Arbeitsoption | 216
 - 1.5 Fazit | 218
- 2 Frau G. – Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit | 220
 - 2.1 Eingangssequenz: Erlangung und Bedeutung von Zugehörigkeit | 220
 - 2.2 Eingebettete, reproduktive Selbstständigkeit:
Zur Bedeutung von Arbeit und Konsum | 224
 - 2.3 »Helfernatur« und Rechtsansprüche | 231
 - 2.4 Fazit | 235
- 3 Kalkulierte Nutzung und aktive Zugehörigkeit: Möglichkeiten und Grenzen des Tafelengagements aus Nutzerperspektive | 237

VI Empirie III: Die Sponsoren | 241

- 1 Tafelsponsoring – wohltätige Spende oder Geschäft? | 241
- 2 Tafeln als Nachhaltigkeitsprojekt eines Hauptsponsors | 249
 - 2.1 Nachhaltigkeit | 250
 - 2.2 Tafelengagement | 258
- 3 Zum Nutzen des Tafelsponsorings | 267

VII Schluss | 271

- 1 Zusammenwirken von Tafeln, Tafelnutzenden und Sponsoren | 273
- 2 Tafeln im flexiblen Überfluss | 282

Literatur | 289

Dank | 305

Anhang: Tafelgrundsätze | 307

»Man wagt uns zu sagen, der Staat könne die Kosten dieser sozialen Errungenschaften nicht mehr tragen. Aber wie kann heute das Geld dafür fehlen, da doch der Wohlstand so viel größer ist als zur Zeit der Befreiung, als Europa in Trümmern lag?« Stéphane Hessel

»Und nur weil man oberflächlichen Komfort genießt, heißt das ja nicht, dass man erfüllt ist. (...) Wenn man sich keine Sorgen um Geld machen muss und mehr Zeit hat, denkt man vielleicht eher darüber nach, was einen antreibt. Wenn man ums Überleben kämpfen muss, setzt man sich nicht hin und grübelt darüber, was im Leben wichtig ist. In diesem Sinne kann Wohlstand vielleicht tatsächlich zu einer existenziellen Krise führen, gerade auch weil von dem, der komfortabel lebt, erwartet wird, dass er glücklich ist.« Sofia Coppola

»Daß man entbehrt, dies also geht zuerst auf. Alle anderen Triebe haben im Hunger ihren Grund; (...) Alles was lebt, muß auf etwas aus sein oder muß sich bewegen und zu etwas unterwegs sein, die unruhige Leere sättigt draußen ihr Bedürfnis, das von ihr kommt, (...) Not lehrte zuerst denken, es geht kein Tanz vorm Essen, und das Denken vergisst das nicht.« Ernst Bloch

I Einleitung

Es ist eine recht einfache, aber nicht triviale Frage, die sich aus verschiedenen Perspektiven in variiert Form stellt: Wie kann es sein, dass im erreichten gesellschaftlichen Überfluss dennoch ein gutes Leben nicht für alle möglich scheint? Sicher fallen den – zumal soziologisch informierten – Lesenden dazu sofort einige Gründe ein. Doch soll zunächst an der Frage festgehalten werden. Für Hessel (2011) stellt sie sich in seiner populären Schrift aus einer historischen und biografischen Erfahrung, nämlich der des Widerstands gegen den deutschen Faschismus und der Anstrengungen des Aufbaus eines zerstörten Europa nach dem II. Weltkrieg. Die Verheerungen des Krieges motivierten das Streben nach einer solidarischen, demokratischen und deshalb friedlichen Zukunft. Es folgte eine Phase jahrzehntelanger und trotz einiger Krisen anhaltender Prosperität, in Frankreich ebenso wie in (besonders West-)Deutschland. Bei allen Erfolgen in der Ökonomie und der sozialen Sicherung ist es aber doch nicht gelungen, folgt man Hessel als historischem Zeugen, die bessere Gesellschaft im vorgestellten Sinne zu erreichen. Ja, gerade in den letzten beiden Jahrzehnten verstärkte sich der Eindruck, dass die sozialen Gegensätze unaufhaltsam wieder zunehmen.

Verbreiteten Ansichten folgend mag man geneigt sein, auf die globalen Entwicklungen zu verweisen. Das bequeme Leben auf der westeuropäischen Wohlstandsinsel sei vorbei und im internationalen Wettbewerb müssten eben die Anstrengungen der Wohlstandsproduktion und des individuellen Strebens danach gesteigert werden. Eine solche Sicht zeugt ihrerseits von einer recht partikularen Perspektive: Wie bei jedem einzelnen für sich, so ist es die eigene Volkswirtschaft, die sich gegenüber anderen durchsetzen soll. Nicht Solidarität soll transnational erweitert, sondern der nationale Wohlstand durch Konkurrenzvorteile verteidigt und erweitert werden. Im Grunde weicht diese Perspektive der aufgeworfenen Frage aus. Geht sie doch nicht vom erreichten Wohlstand aus, sondern behauptet eine neue Situation des Mangels. Dieser Mangel, resultierend

aus dem internationalen Wettbewerb, müsse behoben und dafür müssten auch Abstriche bei Solidaritäten hingenommen werden.

Hier soll aber weiter an der Frage festgehalten werden, wie mit dem schon erreichten Wohlstand umzugehen ist? Hessels historischer Vergleich regt zu fragen an, wie man eigentlich trotz des über die vergangenen Jahrzehnte gewonnen Überflusses in den reichen Gesellschaften immer noch eine Situation des Mangels behaupten kann? Und wenn es so ist, dass die Art und Weise des Wohlstandsgewinns die »sozialen Errungenschaften« dennoch mehr gefährdet als unter weniger üppigen Vorzeichen, dass sie darüber hinaus einen in ökologischer Hinsicht »für uns unbewohnbar werdenden Planeten« (Hessel 2010: 20) hinterlässt: Könnte es dann nicht viel mehr darum gehen, einen anderen Umgang mit dem erreichten Wohlstand zu gewinnen als *diese* Art des Wohlstands weiter fortsetzen zu wollen? Wie verändern sich die Problembeschreibungen, wenn nicht Mangelüberwindung die Agenda diktiert, sondern der Überfluss sich heute sozial wie ökologisch als die größere Herausforderung und Gestaltungsaufgabe herausstellt?

Vielleicht lassen sich diese Fragen auf individueller Ebene weiter plausibilisieren. Im Wohlstand, so kann man Sofia Coppola (2010) verstehen, lebt es sich zweifellos komfortabel, aber entgegen allgemeiner Erwartungen deshalb nicht automatisch glücklich. Macht man sich dies bewusst und denkt darüber nach, kann das krisenhaft erfahren werden, weil sich die Aufgabe einer Sinngebung stellt, die sich nicht durch den Wohlstand selbst beantworten lässt. – Ob es tatsächlich so ist, dass Menschen in Not weniger fragen, was im Leben wichtig ist, kann hier offen gelassen werden. Der Gedanke ist soziologisch anschlussfähig (vgl. Boltanski 1976), müsste aber zumindest das von Bloch (1996) philosophisch geadelte Alltagswissen berücksichtigen, dass Not erfinderisch macht, sogar das Denken lehrt. Zumindest bietet auch die Armut Motive darüber nachzudenken, »was im Leben wichtig ist«.

Erhellend für die einleitende Frage ist jedenfalls die erzählte Erfahrung, dass der Wohlstand leer und krisenhaft erlebt werden kann. Sie weist darauf hin, dass Wohlstand nicht einfach nur das Leben erleichtert, sondern seinerseits neue Fragen aufwirft. Gerade dann, so lässt sich die Deutung wenden, kann aber die Inszenierung des »Überlebenskampfes« eine *Ausflucht* bieten. Man muss nicht mehr grübeln und sich Gedanken über eine Gestaltung des Überflusses machen. Der »Überlebenskampf« entlastet, weil er eine Mangelperspektive bietet und eine Not behauptet, die es »erst einmal« zu beseitigen gelte.

So zeigt sich individuell wie kollektiv in analoger Weise, dass der Wohlstand zwar Probleme des Mangels lösen kann, aber neue Anforderungen eigener Qualität stellt. Und analog kann die Behauptung eines Mangels dazu genutzt werden,

solche Anforderungen zu umgehen. Diese ›Flucht nach vorn‹ lässt sich im politischen und gesellschaftlichen Geschehen immer wieder beobachten. Sie zeigt sich besonders dort, wo nicht nur an den eingefahrenen Konzepten festgehalten wird, sondern diese sogar noch forciert werden sollen, wie es das im Dezember 2009 verabschiedete »Wachstumsbeschleunigungsgesetz« der Bundesregierung im Wortsinn demonstriert. Wachstum allein reicht nicht, es muss noch beschleunigt werden. Wirtschaftswachstum gilt als Wohlstandsgenerator und muss als solcher noch stärker befeuert werden, trotz der Gefährdung sozialer Errungenschaften und ökologischer Zusammenhänge. Ein Einhalten und Überlegen scheint undenkbar, geschweige denn praktikierbar.

Vor diesem Hintergrund erscheint eines der eigentümlichsten Phänomene der zeitgenössischen Gesellschaftsentwicklung, das zuletzt einen deutlichen Aufschwung erfahren hat und sich in weiterer, transnationaler Ausbreitung befindet. Es ist zugleich Ausdruck des Überflusses wie der Not und nimmt auf beides Bezug. Es tritt auf gegen die ›Wegwerfgesellschaft‹, gegen das Überflüssige des Wohlstands, und engagiert sich für die, die die Verluste sozialer Errungenschaften am meisten zu spüren bekommen. Gemeint ist die Praxis des wohlthätigen Verteilens gesammelter Lebensmittelüberschüsse, wie es sich in Deutschland prominent mit dem Namen ›Tafel‹ verbindet. Während sich manche noch verwundert die Augen reiben, wie es kommen kann, dass in einem reichen Land hunderttausende Menschen um Lebensmitteltüten anstehen, freuen sich andere an der massenhaft und freiwillig gelebten Mitmenschlichkeit, wie sie durch Engagierte und Sponsoren demonstriert wird. Ökonomische Effektivität und Prosperität trifft hier auf die still gestellte Unproduktivität. Das ökonomische Kalkül scheint sich mit dem selbstlosen Mitgefühl zusammenführen zu lassen. Wird hier, statt bloß Verluste zu beklagen, einfach pragmatisch geholfen und damit eingelöst, was sozialpolitisch versäumt wurde? Wird hier eine Alternative aufgestoßen zu Verschwendung und ›Wegwerfmentalität‹? Beschreiten die Tafeln einen praktisch gangbaren Weg jenseits der eingefahrenen Gleise, hin zu einem verantwortungsvolleren und solidarischeren Umgang mit dem erreichten Wohlstand?

Zumindest eine Irritation macht sich dabei doch verschiedentlich bemerkbar. Trotz des gesellschaftlichen Reichtums wird eine solche, aus sonst weggeworfenen Lebensmitteln bestehende, existenzielle Unterstützung in großer Zahl nachgefragt. Zugleich ist sie nur durch diese Art von Reichtum möglich, weil es die Überschüsse des Überflusses sind, die die Ressourcen des Verteilens liefern. Tafeln und ähnliche Initiativen bieten aufgrund ihrer eigentümlichen gesellschaftlichen Positionierung zwischen Überfluss und Ausgrenzung, so der Aus-

gangspunkt der vorliegenden Studie, einen besonders geeigneten Zugang zum Verständnis neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen, insbesondere sofern man die Gesellschaft als Überflussgesellschaft betrachtet. Sie sind Teil transnationaler Veränderungsprozesse und längst kein randständiges Phänomen mehr. Vielmehr breiten sie sich nach wie vor immer weiter aus. Wie weit diese Veränderungen tragen, kann nicht vorausgesagt werden, doch nach dem Stand der Entwicklungen künden sie von einer neuen gesellschaftlichen Realität im Umgang mit Überfluss und Ausgrenzungen.

Die Einleitung wird zunächst die Wohlstandsentwicklungen und die Frage nach möglichen Verlusten von »sozialen Errungenschaften« anhand sozialstatistischer Daten zu Armut und Reichtum in den beiden letzten Jahrzehnten rekapitulieren (1). Dann werden die öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussionen zu den Tafeln, dem zentralen Gegenstand der Studie, nachgezeichnet (2). Ein eigener Punkt wird der vorläufigen Klärung der Frage gewidmet, ob für das Tafelengagement Hunger und Ernährungsarmut den entscheidenden Problembezug bilden (3). Obwohl das Verteilen von Lebensmitteln dies nahe legt, erweist sich eine solche Mangelperspektive als zu kurz gegriffen. Schließlich wird ein Überblick über die Studie gegeben (4).

1 POLARISIERUNG IM WOHLSTAND

Zu Beginn ist zu prüfen, inwiefern sich tatsächlich steigender Wohlstand bei zugleich eintretenden Verlusten an sozialen Errungenschaften belegen lässt. Da meine Tafel-Studie auf strukturelle und prozessuale Erkenntnisse zielt und selbst keine quantitativen Erhebungen vornimmt, erfüllt das Referieren entsprechender Untersuchungen zugleich eine komplementär ergänzende Funktion. Aus den letzten Jahren liegt eine Reihe von groß angelegten statistischen Vergleichsstudien vor, die sich Aspekten der Armuts- und Reichtumsentwicklung widmen und dabei Polarisierungen aufzeigen.

Es bietet sich an, beim »3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung« (BMAS 2008) zu beginnen. Obwohl es regierungspolitisch zweifellos ein Interesse gibt, von Erfolgen in der Armutsbekämpfung zu berichten, müssen dennoch in den »Kernaussagen« des Berichts polarisierende Tendenzen bei der Einkommensungleichheit konstatiert werden: »Während der Anteil der höheren Einkommen wuchs, sanken die Anteile der niedrigen Einkommensgruppen« (ebd.: IV). Der Bericht macht geltend, dass Steuern und staatliche Transferleistungen in Deutschland die Ungleichheiten im OECD-Vergleich überdurchschnittlich reduzierten. Allerdings fügt ein OECD-Report desselben Jahres dem

einschränkend hinzu: »Öffentliche Dienste in den Bereichen Gesundheit, Bildung und Wohnen verringern Ungleichheit, allerdings in geringerem Maße als in den meisten OECD Ländern« (OECD 2008). Die Ausweitung sogenannter flexibler Beschäftigungsformen und des Niedriglohnsektors wird im Bericht der Bundesregierung insgesamt positiv interpretiert – und resultiert aus entsprechenden politischen Weichenstellungen. So kämen mehr Menschen in Arbeit, was ganz grundsätzlich als Basis zur Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe betrachtet wird. Doch folgt daraus ebenso, dass nun mehr Menschen nicht mehr arm ohne Arbeit, sondern arm mit beziehungsweise trotz Arbeit sind: »Mit der Zunahme des Niedriglohnbereichs auch bei Vollzeiterwerbstätigkeit geht ein gestiegenes Armutsrisiko von Erwerbstätigen einher (Einkommensdaten nur bis einschließlich 2005)« (ebd.: VII). Das Ziel der »Vollbeschäftigung« (ebd.: IV) ist unter diesen Umständen durchaus fragwürdig. Die Überzeugung bei all dem ist, dass »nur eine leistungsfähige und eine im globalen Wettbewerb erfolgreiche Wirtschaft dauerhaft Wohlstand für alle sichern (kann)« (ebd.: II). Doch zeigten selbst die eigenen Daten, dass gerade das nicht ohne Weiteres gelten kann. Dennoch wird am Rezept festgehalten beziehungsweise wird es noch ausgeweitet. Im Dienste wirtschaftlichen Erfolgs soll nicht zuletzt Bildung gesteigert werden, wobei insbesondere die frühkindliche Bildung im Bericht als noch vernachlässigte und erschließbare Ressource ausgemacht wird.

Im Folgejahr dokumentiert das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) ebenfalls eine gestiegene Ungleichheit (Frick/Grabka 2009). Im Untersuchungsinteresse lag hier nicht die Einkommens-, sondern die Vermögenssituation; beides weist einen engen Zusammenhang auf, wobei aber »Vermögen wesentlich ungleicher verteilt sind als Einkommen« (ebd.: 64). Untersucht wurde der Zeitraum zwischen 2002 und 2007, das heißt ebenfalls vor der Finanzkrise. Deren Auswirkungen werden allerdings bezogen auf die analysierten Vermögensverteilungen als gering eingeschätzt. Im Jahr 2007 verfügten 27 Prozent der Bevölkerung über kaum Vermögen oder haben Schulden, während die reichsten zehn Prozent über 60 Prozent des Gesamtvermögens verfügen, das vermögensste Bevölkerungsprozent über 23 Vermögensprozente. Überdies gehen die Autoren davon aus, dass politische Entscheidungen die Vermögensungleichheit weiter verstärken werden.

Am DIW wurde zudem die Einkommensentwicklung genauer untersucht und explizit deren Polarisierung festgestellt (Goebel/Gornig/Häußermann 2010). (Bei der Messung knüpften die Operationalisierungen von Armut/Reichtum an die Definitionen des Armuts- und Reichtumsberichtes der Bundesregierung an.) »Polarisierung der Einkommen: Die Mittelschicht verliert« heißt es bereits im Titel dieses DIW-Berichts. Während einige aus der Mittelschicht aufsteigen

konnten, bedeutete das für viele einen Abstieg (ebd.: 7f.). Über die letzten zwei Jahrzehnte wurden die armen Haushalte mehr und ärmer, während tendenziell mehr Reiche auch reicher wurden (ebd.: 7):

»Die hier vorgelegte Analyse zeigt, dass der Periode relativer Polarisierung (1993 bis 1999), in der zwar in unterschiedlicher Höhe, aber doch alle Einkommensgruppen an den leichten Zuwächsen am Realeinkommen partizipierten, eine Periode absoluter Polarisierung folgte (2000 bis 2009), in der sich nicht nur die Distanzen zwischen den Gruppen vergrößerten, sondern die obere Gruppe Zuwächse beim Realeinkommen, die untere Gruppe dagegen nicht nur relative, sondern auch absolute Verluste zu verzeichnen hatte.«

Im internationalen Vergleich der OECD-Staaten liegt Deutschland laut einer im Januar 2011 vorgestellten Studie der Bertelsmann Stiftung (2010) bei Fragen nach Sozialer Gerechtigkeit auf einem mittleren Rang. Die Studie folgt dabei einem Konzept der Teilhabegerechtigkeit, in dem es darum geht,

»jedem Individuum tatsächlich gleiche Verwirklichungschancen (...) zu garantieren. Jeder Einzelne soll im Rahmen seiner persönlichen Freiheit zu einem selbstbestimmten Leben und zu einer breiten gesellschaftlichen Teilhabe befähigt werden. Der jeweilige soziale Hintergrund, etwa die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe oder sonstige ungleiche Startbedingungen, dürfen sich nicht negativ auf die persönliche Lebensplanung auswirken« (ebd.: 10).

Besondere Probleme werden für Deutschland in den Bereichen »Bildungszugang, Armutsvermeidung und Arbeitsmarktklusion« (ebd.: 31) ausgemacht. Mit Blick auf die Armutsentwicklung konstatiert die Studie: »Die Ungleichverteilung der Einkommen hat innerhalb der letzten rund zwei Jahrzehnte so stark zugenommen wie in kaum einem anderen OECD-Mitgliedsland«. Deshalb ist explizit von einer »Polarisierungstendenz« die Rede (ebd.: 7).

Wie solche Entwicklungen, die die Studien beobachten, gesellschaftlich diskutiert und gedeutet werden, welche Schlussfolgerungen und politischen wie praktischen Konsequenzen gezogen werden, ist durch die festgestellten Entwicklungen allein noch nicht bestimmt und bedarf eigener Untersuchungen. Diese wurden etwa im Rahmen der »Deutsche Zustände«-Studien angestellt. So heißt es bei Heitmeyer (2010: 20): »Zunächst stellen wir fest, dass immer mehr Menschen diese Spaltung tatsächlich auch wahrnehmen«. Allerdings trifft das am wenigsten für die oberen gesellschaftlichen Statusgruppen zu. So wird eine »fortschreitende Entsolidarisierung« sichtbar, die »vor allem in der schwindenden Bereitschaft der oberen Einkommensgruppen zum Ausdruck (kommt),

schwache Gruppen zu unterstützen: Die Abwertung dieser Gruppen nimmt zu« (ebd.). Das ist politisch folgenreich, wenn die einflussreicheren Gruppen ihre Interessen durchsetzen und sich dafür entsprechend legitimiert fühlen. Wie schon seitens des DIW sehen auch die »Deutsche Zustände«-Studien, dass politische Entscheidungen die Polarisierungen verstärken (ebd.: 22).

So ergibt sich ein Bild der aktuellen Wohlstandsentwicklung, dass eine Charakterisierung als Polarisierung in dreierlei Hinsicht rechtfertigt. Zum einen betrifft das die Datenlage zur Entwicklung von Armut und Reichtum, die beide zunehmen. Das Stimmungsbild der Einstellungen zeigt, dass die Wohlhabenden eher an einer Verteidigung ihrer Privilegien interessiert sind als an gesteigerter solidarischer Unterstützung. Und schließlich weisen auch politische Entscheidungen in eine Richtung, die die Ungleichheiten weiter befördern. Im Zusammenspiel verstärken sich diese Aspekte wechselseitig, so dass davon auszugehen ist, dass sich dieser Trend fortsetzt.

2 DIE DISKUSSION DER TAFELN

Betrachtet man die Tafeln vor dem Hintergrund der beobachteten Polarisierungsprozesse, zeigen sie sich vor allem deshalb als ein interessantes Phänomen, weil sie genau dort erscheinen, wo die resultierenden Spannungen am größten sind und die auseinander tretenden Entwicklungsrichtungen einen Riss oder Bruch erwarten lassen. Die Tafeln geben dieser gesellschaftlichen Verwerfungslinie eine Gestalt und bieten eine neue Verbindung an. Welcher Art diese trennende Verbindung oder verbundene Trennung ist, wird Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sein.

Das Konzept des Sammelns und wohltätigen Verteilens von Lebensmittelüberschüssen wurde Ende der 1960er Jahre in den USA lokal initiiert und hat sich von da aus, massiv seit den frühen 1980er Jahren, verbreitet, zunächst über Nordamerika, dann nach Europa und bis heute auf alle Kontinente. (Kapitel IV 5.4 wird sich ausführlicher der transnationalen Verbreitung widmen.) In Deutschland sind es vor allem die Tafeln, die diesem Konzept freiwilligen Engagements seit der ersten Gründung 1993 in Berlin folgen. Nach Angaben des 1995 gegründeten Bundesverband Deutsche Tafeln e.V. sind heute etwa 50.000 Freiwillige für 877 Tafeln (Oktober 2010) aktiv und erreichen mit ihrer Tätigkeit etwa 1,3 Millionen Menschen (www.tafel.de, 22.6.2011). Ungezählt sind die vielen Initiativen, die nach demselben Sammel- und Verteilungsprinzip arbeiten, sich aber nicht Tafel nennen wollen oder seitens des Bundesverbands nicht dürfen. Diese rechtlich durchgesetzte Restriktion des Bundesverbands soll konkur-

rente Strukturen unter lokalen Tafeln vermeiden helfen, bringt damit allerdings zugleich Konflikte mit den anderen Initiativen hervor (vgl. exemplarisch Reininger 2010). Transnational gesehen findet vor allem das Sammeln und Verteilen via *Food Banks* Verbreitung, deren europäische Organisation (www.eurofoodbank.org) in Deutschland aber kaum Fuß fassen konnte.

Das starke Wachstum von Tafeln und tafelähnlichen Initiativen erstreckt sich zudem auf die Ausdifferenzierung der Tätigkeitsfelder. Sowohl die Sammel- und Verteilungsweisen nehmen immer wieder neue Formen an, bis hin zum eigenen Anbau von Gemüse in »Tafelgärten«, als auch längst nicht mehr nur Lebensmittel, sondern häufig Kleidung, Möbel oder Hausrat, manchmal beispielsweise auch Medikamente Gegenstände der Tafelarbeit sind, nicht zu vergessen die sogenannten Tiertafeln (vgl. Kapitel IV 5.3).

Die öffentliche Diskussion der Tafeln hat sich im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte im Wesentlichen zweimal verändert. In ihrer Fallstudie zur ersten Tafelinitiative in Berlin registriert Molling (2009) anhand ihrer Medienanalyse, dass zu Beginn das Erscheinen der Tafel noch als Zeichen von Armutsproblemen und eines Versagens sozialpolitischer Problemlösung wahrgenommen wurde. Sehr bald rückte aber diese Sichtweise in den Hintergrund zugunsten des durch Medien, Politiker und Prominenz positiv herausgestellten Freiwilligenengagements der Tafeln. Das bleibt über mehr als ein Jahrzehnt die ganz überwiegende öffentliche Wahrnehmung der Tafeln. Auch in der verbandlichen Wohlfahrtspraxis entzogen sich problematische Aspekte dieser neuen Unterstützungsform lange Zeit der Wahrnehmung (vgl. Zahn/Schäfers 2010: 286f.). Die frühe Dissertation zum Thema von Normann (2003) befasste sich vor allem damit, wie sich die Tafeln als eine nach betriebswirtschaftlichen Kriterien effektive Nonprofit-Organisation etablieren könnten. Der Autor ging zu diesem Zeitpunkt davon aus, dass der Boom der Tafelgründungen um die Jahrtausendwende das Wachstumspotenzial weitgehend ausgeschöpft hätte. Kaum vorherzusehen war das erneute, sogar stärkere Wachstum der letzten Jahre, das zeitlich mit der Neuausrichtung der Sozial- und Arbeitsmarktpolitiken einherging (sogenannte Hartz-Reformen, vgl. Molling 2010). Erst in der Folge wurden öffentlich kritische Stimmen zur Rolle der Tafeln laut, und es begann eine verstärkte und kontroverse Debatte. Als Anstoß dafür kann die ethnographisch angelegte, auf Basis eigener Tafelmitarbeit verfasste Sozialreportage von Selke (2008) gelten. Ebenfalls in dieser Zeit erschienen eine Studie mit einem Schwerpunkt auf der Lebensmittelqualität (Igl u.a. 2008) sowie ein Eckpunktepapier der Caritas, das in Form von Leitlinien einen bereits mehrjährigen Diskussionsprozess innerhalb des Verbandes zum Umgang mit Tafeln beziehungsweise vergleichbaren Initiativen unterm Dach des Verbandes formulierte (Neher 2008).

In den folgenden Jahren wurden Sammelbände (Selke (Hg.) 2009, 2010, Lorenz (Hg.) 2010) und eine Tagungsdokumentation (Selke/Maar (Hg.) 2011) zum Thema publiziert, die eine breitere Fachdebatte wiedergeben.¹ Es finden sich darin neben wissenschaftlichen Beiträgen aus unterschiedlichen Disziplinen, einschließlich Qualifikationsarbeiten, viele aus Verbänden und zivilgesellschaftlichen Organisationen, aus Politik, Kirchen und Bewegung sowie nicht zuletzt aus der Engagementpraxis der Tafeln. Bislang dominieren die beschreibenden und/oder sich wertend positionierenden Beiträge. Das heißt, dass Facetten des Engagements aus unterschiedlichen Perspektiven (Engagierte, Verbände, Politiker...) dargestellt werden und sich die Diskussionen dabei um die sozialpolitische Bedeutung der Tafeln, um damit verbundene Gerechtigkeitsfragen und um Fragen des zivilgesellschaftlichen Engagements drehen, wobei Beiträge der etablierten Engagement- und Bewegungsforschungen bislang fehlen (vgl. Lorenz 2009c). Üblicherweise wird das Freiwilligenengagement als solches positiv besprochen und die wohlthätige Unterstützung gewürdigt, gegebenenfalls mit praktischen Verbesserungsvorschlägen. Andererseits wird die sozialpolitische Rolle der Tafeln skandalisiert, insofern sie als Ersatz oder Verdrängung sozialstaatlicher Leistungen erscheint, als – im Zuge einer veränderten sozialpolitischen Ausrichtung – Konsequenz eines Rückzugs des Sozialstaats wahrgenommen wird und deshalb nicht zuletzt eine unwürdige Stigmatisierung der Tafelnutzen bewirken könne. Die nordamerikanische Debatte liefert mit etwas zeitlichem Vorsprung ganz ähnliche Resultate (vgl. Kapitel IV 5.4).

Zunächst ist interessant, wer sich bei den Tafeln warum engagiert. Normann (2003: 228) fasst die sozialstatistischen Charakterisierungen der Tafelaktiven nach üblichen Variablen sowie die erfragten Engagementmotive zu Beginn des letzten Jahrzehnts so zusammen:

»Tafelarbeit ist bislang eine Frauendomäne. (...) Die Tafelhelfer befinden sich in der zweiten Lebenshälfte, haben die Familienphase abgeschlossen und verfügen über ein mittleres bis hohes Bildungsniveau. Sie sind seltener erwerbstätig, sondern in erster Linie Hausfrau oder bereits verrentet, finanziell unabhängig, verfügen über frei disponible Zeit und sind – ihrer regionalen Herkunft entsprechend – Mitglied in einer Religionsgemeinschaft.²

1 Die Beiträge des letztgenannten Bandes können aufgrund des Erscheinens während der Fertigstellung meiner Studie nicht mehr systematisch berücksichtigt werden.

2 In der Gesamtverteilung überwiege die evangelische Mitgliedschaft, im Osten Deutschlands die Konfessionslosigkeit (Normann 2003: 182). Ein positiver Zusammenhang zwischen Kirchenbindung und Tafelengagement bestehe nicht (ebd.: 196f.).

Die soziale Integration sowohl der Klienten als auch der eigenen Person und das Erfüllen von Werten und Normen sind die ausschlaggebenden Nutzendimensionen, aus denen die Arbeitsmotivation der freiwilligen Tafelhelfer kommt. Die befragten Freiwilligen agieren wie aufgeklärte Engagierte: sie tun normbefolgend Gutes, indem sie die Vernichtung von Lebensmitteln verhindern, und streben gleichzeitig folgenorientiert danach, ihren subjektiven Nutzen zu wahren, den sie in erster Linie daraus ziehen, dass sie etwas sinnvolles tun und sehen, wo ihre Hilfe ankommt. Erst danach kommen persönliche Zufriedenheit und Spaß an der Arbeit.«

Motivveränderungen über die Zeit, oft vom Helfen in Richtung Vermeidung von Lebensmittelvernichtung, seien ebenfalls zu beobachten (ebd.: 229). Auch Selke (2008) interessiert sich dafür, warum sich Menschen bei der Tafel engagieren. Er geht dieser Frage mit seinem ethnographischen Zugang nach, nutzte also Beobachtungen während seiner eigenen Tafeltätigkeit und führte Gespräche mit den Tafelaktiven. Auf dieser Basis unterscheidet er einen »äußeren« von einem »inneren« Weg zur Tafel (ebd.: 89ff.). Der äußere beschreibt im Wesentlichen die Gelegenheiten und Umstände, die zum Engagement führen. Dabei fällt Selke auf, dass typischerweise »die Tafelarbeit ein Vakuum im eigenen Leben (füllt)« (ebd.: 91). Nach einem bewegten Berufs- und/oder Familienleben soll noch oder weiterhin etwas bewegt werden. Dafür kommen grundsätzlich mehrere Optionen in Betracht, so dass Bekanntheit und Zugang zu einer Tafel den Ausschlag beziehungsweise Anlass geben. Hinzu kommen die inneren Antriebe. Dazu gehören laut Selke (ebd.: 93) der »Wunsch, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Man könnte auch kritisch kommentieren: Eine Schuld abzubauen«. Nachdem man selbst im Leben viel Glück hatte und dieses lebte, stellt sich die Empfindung einer Verpflichtung ein, dass davon etwas abzugeben sei. Einige folgen Motiven der christlichen Nächstenliebe, für andere steht die Begegnung mit Menschen im Vordergrund, allerdings nicht zuerst mit den Tafelnutzenden, sondern vor allem mit den anderen Tafelengagierten, mit Gleichgesinnten: »Vordergründig helfen sie den Kunden. Eigentlich helfen sie sich selbst« (ebd.: 94). Und so sieht Selke die Beweggründe des Helfens nicht zuletzt in der Selbstverwirklichung, der Selbstdarstellungsmöglichkeit und im Gefühl des Gebrauchtwerdens. Für einige Tafelaktive gelte aber auch, dass sie Lebenserfahrungen machen, in denen sie sich selbst auf der anderen Seite der Tafeln vorstellen können beziehungsweise die Tafeln tatsächlich als Nutzende kennenlernen (vgl. auch Igl u.a. 2008) und ihre Unterstützung aus diesem Wissen empathisch motivieren.

Die individuellen Engagementmotive sind damit noch nicht erschöpfend und systematisch erforscht. In meiner Studie werden sich weitere Hinweise finden, allerdings ist das Ziel ein anderes. Es sollen vielmehr die Tafeln als Gesamtphä-

nomen erschlossen werden, das heißt in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und in ihrer Entwicklung als ein kollektiver Akteur. Folglich wird es mehr darum gehen, die Anliegen der Tafeln insgesamt als die Motive der individuell Tafel-engagierten zu rekonstruieren (Kapitel IV).

Jenseits der Studie von Selke (2008) und einigen Qualifikationsarbeiten ist die empirische Basis der neueren Diskussion bislang noch wenig belastbar. Sie geht dabei häufig im- oder explizit von Ernährungsarmut oder sogar ›Hungerproblemen‹ aus. Diese Einschätzung dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, dass eine intensive Auseinandersetzung mit den Problemen fehlt, die die Tafelnutzenden bewegen zur Tafel zu gehen. Betrachtet man diese genauer (Kapitel V), lässt sich der Fokus auf ›Hungerprobleme‹ so nicht halten (vgl. den folgenden Abschnitt I 3). Zudem ist die Seite der Überschüsse als Ressourcenquelle der Tafeln noch kaum analysiert (Kapitel IV 5.2 und VI). Bei Sozialverbänden werden Tafelaktivitäten beispielsweise als »ergänzende Armutsdienste« bezeichnet, was bereits darauf hinweist, dass die Tafeln eben in Verbandsperspektive wahrgenommen werden, aus der eigenen Arbeit und deren Anliegen heraus. Es geht um Möglichkeiten der Bearbeitung von Armuts- und Ausgrenzungs-Problemen, während die Frage nach der Herkunft der Überschuss-Ressourcen der Tafelarbeit keine entscheidende Rolle spielt.

Die hier vorgelegte Studie konzentriert sich auf strukturelle Schwierigkeiten der Tafelpraxis (Kapitel IV) und bezieht die Seite der Tafelnutzenden (Kapitel V) ebenso in die empirische Untersuchung mit ein wie die der Überschüsse beziehungsweise der Sponsoren (Kapitel VI). Bei diesen Analysen bewährt es sich, nicht von zu behebbem Mangel auszugehen, sondern die Verbreitung von Tafeln als Reaktion auf Probleme der Überfluggesellschaft (Kapitel II) zu verstehen.

3 TAFELN ALS REAKTION AUF HUNGER UND ERNÄHRUNGSARMUT?

Ich möchte schon zu Beginn einen Punkt erläutern, dessen Bedeutung erst im Laufe der Studie, insbesondere im Zuge der Rekonstruktionen zu Perspektiven der Tafelnutzenden, ganz deutlich werden wird. Doch scheint es mir sinnvoll, diesen Gedanken bei der Lektüre der Studie bereits präsent zu haben, um an verschiedenen Stellen darauf zurückgreifen zu können. Es geht um die Frage, ob oder inwiefern Tafeln als Hinweis auf vorhandene Probleme des Hungers oder von Ernährungsarmut und deshalb als eine Reaktion darauf aufzufassen sind. Die Deutung drängt sich geradezu auf, sind es doch *Lebensmittel* die durch die Ta-

feln verteilt werden. Da diese Hilfsangebote in großer Zahl angenommen werden, gibt es offensichtlich ein Interesse daran bei denen, die zur Tafel kommen. Wenn es so ist, wird man wiederum vernünftiger Weise annehmen können, dass Menschen Hunger haben und genau deshalb Lebensmittel wollen. Aber in dieser Schlusskette liegt ein Problem: Kann man daraus, dass Lebensmittel verteilt – und zudem angenommen – werden, schließen, dass es diese Lebensmittel sind, die dringend benötigt werden? Kann man vom Angebot her auf den Bedarf schließen? Zumindest wird man diese Frage empirisch überprüfen müssen, vor allem dadurch, dass man die fragt, die diese Lebensmittelunterstützung nutzen. Kapitel V wird dazu ausführlich Auskunft geben.

Bei den Tafeln und ähnlichen Initiativen finden sich dazu widersprüchliche Hinweise. Die Internetpräsentation des Bundesverbands wird eröffnet mit der Formel, dass »nicht alle Menschen ihr täglich Brot (haben)« (www.tafel.de, 11.4.2011). Und der Bundesvorsitzende sagte nach 17 Jahren Tafeln im Zeitungsinterview: »Würden wir nichts tun, gäbe es mehr Hunger« (SZ vom 1.2.2010). Auch die *European Federation of Food Banks* wählt als zentralen Slogan »Against hunger and food waste in Europe« (www.eurofoodbank.org, 11.4.2011). Weniger offensichtlich sind Hinweise, dass Armuts- und Ausgrenzungsprobleme doch nicht so einfach zu verstehen und auf Hunger zu reduzieren seien.³ Trotzdem werden Hunger oder Ernährungsarmut immer wieder prominent auf die ein oder andere Weise in Anschlag gebracht. Den Tafeln kommt eine solche Deutung entgegen, ist es dann doch so, dass sie genau das anbieten können, woran es fehlt, nämlich Lebensmittel. Das verschafft eine besondere moralische Legitimation der Tafelarbeit und fordert geradezu ihre immer weitere Verbreitung, weil unmittelbar einleuchtet, dass man Menschen nicht hungern lassen soll. Doch sind das nach wie vor Deutungen aus Tafelperspektive, die bei den Tafelnutzenden erst überprüft werden müssen. – Im Übrigen bedeutete ein anderes Ergebnis einer solchen Prüfung nicht zwangsläufig eine Delegitimierung der Tafelarbeit, denn sowohl die Unterstützung als auch deren Begründung könnten ja auch anders, indirekter ausfallen; immerhin gibt es doch offensichtlich ein Interesse an ihrer Unterstützung bei den Nutzenden. Die Frage ist nur: welches?

3 Detaillierter zu den Beispielen, auch im Vergleich zu den US-amerikanischen *Food Banks*, siehe Lorenz (2011). Bis Ende 2010 fand sich auf den Bundesverband-Internetseiten noch ein Absatz unter dem Link »Armut in Deutschland« (im April 2011 nicht mehr aktiv). Dort hieß es u.a.: »Niemand muss in Deutschland Hunger leiden, der sein Leben bedroht. Dennoch leben die von Armut Betroffenen in Deutschland im Vergleich zum Rest der Bevölkerung mit erheblichen Einschränkungen.«

Die Literatur zum Thema ist keineswegs eindeutig, übernimmt aber häufig die Annahme von Ernährungsarmut. In den Studien aus den USA und Kanada (vgl. Kapitel IV 5.4) wird sogar mit großer Selbstverständlichkeit von Lebensmittelparmut und -unsicherheit oder sogar Hunger (*food poverty*, *food insecurity*, *hunger*) geschrieben. Klare begriffliche Abgrenzungen finden sich allerdings kaum, auch nicht zwischen Ernährungsarmut und »allgemeiner« Armut oder Ungleichheit und Exklusion.⁴ Der oft gesundheits- und ernährungswissenschaftliche Zugang der Studien zu *Food Banks* legt schon aus disziplinären Gründen nahe, die Ernährungsaspekte von Armut besonders hervorzuheben. Gerade in den USA (vgl. Poppendieck 1994, Haering/Syed 2009, Grell 2011) gibt es ohnehin eine historisch stärkere Tradition von ausdrücklichen Lebensmittelhilfen wie Unterstützungsprogrammen zur Nahrungsmittelsicherung (*food assistance*, *food rescue programs*), was ebenfalls eine Rahmung durch Ernährungsarmut oder Ernährungsunsicherheit mit erklären kann. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Angemessenheitsfrage einer solchen Rahmung möglicherweise anders als nach »europäischen Standards«.

Aber auch in der deutschen Debatte ist dieser Fokus nicht unüblich, sogar verbreitet. So steht die »Verminderung von Ernährungsarmut« schon im Untertitel der frühen Tafel-Studie Normanns (2003), und Selke (2008) legt eine ähnliche Perspektive im Untertitel seiner Sozialreportage (»Wie man in Deutschland durch die Hilfe von Lebensmitteltafeln satt wird«) zumindest nahe. Aus meinem eigenen ersten Aufsatz zum Thema (Lorenz 2009b) verschwand der Begriff »Ernährungsarmut« erst kurz vor Veröffentlichung aus den Druckfahnen, doch Ernährung als Problembezug blieb teilweise immer noch präsent (ebd.: 67, 70).

Es geht mir bei meinen Überlegungen keineswegs darum, Phänomene zu bestreiten, die in bestimmten Zusammenhängen aus guten Gründen als Ernährungsarmut oder sogar Hunger gefasst werden können.⁵ Für Deutschland hat dies

4 Als ein Beispiel kann Riches (2002) angeführt werden, in dessen Text alle Begriffe Verwendung finden: von *hunger*, *food poverty* – »the issue of food poverty (or hunger as it is referred to in Canada)« (ebd.: 653) – und *food insecurity* über *inequality* bis zu *social exclusion*. Wie facettenreich die Verständnisse im Zusammenhang mit food in-/security in Politik und Forschung sind, lässt sich mit Haering/Syed (2009) nachvollziehen.

5 Vgl. zu Extremformen, nämlich dem Hungertod in der Überflusssgesellschaft, Lorenz (2009d). Dort wird auch deutlich, dass die Ernährungsprobleme in der Überflusssgesellschaft noch komplexer sind als sie es im nahe liegenden Konnex mit Armut vermuten lassen. Eines der dort genannten Beispiele ist das einer Frau, die als Modemodell arbeitete und sich dabei buchstäblich »zu Tode hungerte«.

Pfeiffer (2010) kürzlich aufbereitet. Dabei wird auch dargelegt, dass Konzepte der *Food (In-)Security* sich keinesfalls in physiologischem Hunger erschöpfen, sondern Faktoren von der Verfügbarkeit und dem Zugang zu Lebensmitteln bis zu individuellen Fähigkeiten zu deren Nutzung umfassen. Es stellen sich Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und letztlich gehe es um »Teilhabeprobleme« (ebd.: 92). In der Tat sind in der Überflussgesellschaft die Lebensmittel nicht prinzipiell rar, sondern vielmehr im Überfluss – mit entsprechenden Überschüssen – vorhanden. Das Problem sind also gesellschaftliche Barrieren, die es verhindern, dass Menschen ausreichenden Zugang zu – unter anderem – Lebensmitteln haben: Auch wenn Ernährungsarmut physiologisch als Mangelproblem erscheint, als Mangel an Nahrung, ist es doch kein Mangel-, sondern ein Zugangsproblem. Eine physiologische Deutung reicht auch deshalb nicht aus, weil sich gerade in ärmeren Bevölkerungsteilen mehr sogenannte Fettleibigkeit findet (ebd.: 94), während umgekehrt in materiell und finanziell abgesicherten Verhältnissen »Mangelphänomene«, in Form von »Essstörungen«, nicht fehlen (vgl. Mennell 1986: 419). Kurz: In der Überflussgesellschaft sind weder arme Menschen zwangsläufig hungrig und unterernährt noch sichert die materielle und finanzielle Absicherung *per se* ein ausreichendes und gesundes Essen.

Die Frage ist also nicht, ob es solche Phänomene gibt, sondern ob sie einen geeigneten und direkten Bezugspunkt des Tafelengagements bilden. Möhring-Hesse (2010a) wendet sich aus normativ orientierter Sozialstaatsperspektive gegen den Fokus auf Nahrungsmangel. Dass Menschen satt werden, so Möhring-Hesse, kann heute kein angemessener Maßstab für die Integrationsforderung an den entwickelten Sozialstaat sein. Wohltätigkeit, die sich häufig zuerst im Verteilen von Lebensmitteln äußerte, ist ein Phänomen mit langer Vorgeschichte (vgl. Hilbert 2009, Teuteberg 2009). Selbst das Verteilen der vom Essen übrig gebliebenen Lebensmittel findet sich beispielsweise als Praxis mittelalterlicher Klöster. Machen sich aber die Tafeln heute, auf dem Stand entwickelter Sozialstaaten, eine »Hungerperspektive« zu eigen, dann fallen sie auf ein Anspruchsniveau sozialer Sicherung mindestens des vorletzten Jahrhunderts zurück. Vielmehr, so würde man das jedenfalls von einer sozialen Protestbewegung erwarten, würde es darauf ankommen, selbst die Maßstäbe gesellschaftlicher Teilhabe- und Teilnahmemöglichkeiten *weiter* zu entwickeln und einer politischen Klasse, die von den Lebenswirklichkeiten weit entrückt scheint, unwürdige Konsequenzen ihrer Entscheidungen zu verdeutlichen. Legen die Tafeln ihrer Arbeit dagegen eine »Hungerperspektive« zugrunde, unterbieten sie damit bei weitem die sozialpolitischen Standards, die selbst die offizielle Regierungspolitik bestimmen, so Möhring-Hesse weiter. Als Beispiel lässt sich dem »3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung« (BMAS 2008: XV) der Anspruch an ein

soziokulturelles Existenzminimum entnehmen: »Zu diesem Mindeststandard gehört in Deutschland nicht nur die Erhaltung der physischen Existenz, sondern eine der Würde des Menschen entsprechende Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.«⁶

Man könnte einer solchen Kritik aus normativer Sozialstaatsperspektive zustimmen, aber einwenden: wenn es *faktisch* dennoch Ernährungsarmut gebe – was dann im Zusammenhang mit den Tafeln nachzuweisen, aber nicht aus der Lebensmittelverteilung zu schließen wäre –, müsse man diese eben als solche thematisieren. Allerdings wäre eine Thematisierung, die sozialstaatliche Standards einfordert oder sogar protestierend überbietet eine ganz andere als eine enge Fokussierung auf die Lebensmittelversorgung der ›Ernährungsarmen‹. Welchen Weg die Tafeln in dieser Hinsicht einschlagen, wird Kapitel IV ausführen.

Wollte man von Ernährungsarmut ausgehen, müsste unter anderem genauer geklärt werden, was eigentlich »ausreichender« Zugang zu Lebensmitteln und »angemessene« Ernährung sind, wie sie auch in Konzepten der *Food Security* gefordert werden. Um das zu vereindeutigen, wird üblicherweise auf ernährungswissenschaftliche Maßstäbe zurückgegriffen. Dann lässt sich zeigen, dass die sozialpolitisch festgelegten Unterstützungssätze (der Sozialhilfe oder des Arbeitslosengeldes II) nicht ausreichen, um entsprechend ernährungswissenschaftlich ermittelter Kostanforderungen ausreichend und gesund essen zu können (exemplarisch Clausen 2009). So überzeugend dieser Nachweis in sich ist und so pragmatisch handhabbar gerade mit Blick auf die sozialbürokratisch festgelegten Kostensätze, ist er doch aus sozialwissenschaftlicher Perspektive unzureichend und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen können ernährungswissenschaftliche Kriterien nur recht abstrakte Anhaltspunkte für die Ernährung liefern und sie lassen zum anderen dabei die Handlungsperspektive außer Betracht.

Zum ersten Punkt: Kulturelle Vielfalt und gesellschaftliche Pluralität, die entlang biografischer, historischer, regionaler, sozialstruktureller und ästheti-

6 Daran lassen sich Hinweise von Roscher (2010: 156ff.) auf die vorhandenen sozialrechtlichen Regelungen des Sozialgesetzbuchs anschließen. Statt ergänzende Unterstützung zu bieten, tendierten die Tafeln in ihrer Praxis dazu, diese sozialrechtlichen Errungenschaften zu unterlaufen: »Die Tafeln sind nur dann akzeptabel, wenn sie die neuzeitliche Errungenschaft der Verantwortlichkeit des Staates nach Recht und Gesetz (Rechtsstaat) allen Bürgern (Demokratie) Lebens- und Gestaltungschancen auch bei der Grundversorgung zu gewähren, nicht in Frage stellen – gegebenenfalls auch um den Preis des Scheiterns der Tafeln an ihren inneren Widersprüchen« (ebd.: 161).

scher Prägungen die Essensgewohnheiten bestimmen (vgl. Elias 1998, Bourdieu 1999, Barlösius 1999), sind nicht unter allgemeingültige, statistisch-abstrakte Kenndaten der Nährstoffversorgung zu subsumieren. Noch nicht berücksichtigt sind dabei die vielfältigen soziokulturellen Bedeutungen des Essens für Verständigung, Individuierung und Vergemeinschaftung, gegebenenfalls für religiöse und ethische Praktiken bis hin zu gegenkulturellem oder politischem Protest (Simmel 1957, Douglas 1981, Eder 1988, Meyer-Renschhausen 2002). Will heißen: Selbst wenn man sich in der Tafeldebatte auf Lebensmittel- und Essensversorgung beschränken wollte, würde man weit über eine Perspektive der Nährstoffversorgung hinausgehen müssen, um den vielfältigen Bedeutungen des Essens gerecht werden zu können. Ein Beispiel dafür bietet das Außer-Haus-Essen, wie es Pfeiffer (2010) diskutiert. Aber die Ernährungswissenschaft kann noch aus anderen Gründen – und obwohl sie ›handhabbare‹ Quantifizierungen anbietet – nur begrenzt Leitlinien der Ernährung vorgeben. Essen als Handlungspraxis ist nicht im wissenschaftlichen Sinne rationalisierbar (vgl. Barlösius 1999, Kaufmann 2005), was auch kaum jemand für wünschenswert halten würde. Wie jede Wissenschaft (vgl. Weingarten 2003) ist die Ernährungswissenschaft in hohem Maße selektiv und dynamisch, so dass das Ernährungswissen einer ständigen Erneuerung unterliegen muss, die im Alltag so nicht sinnvoll nachzuvollziehen ist.

Diese Überlegungen mögen abstrakt anmuten und sollen auch nicht weiter vom Thema wegführen. Sie deuten nur an, was zu berücksichtigen wäre, würde man ernstlich die Tafelaktivitäten von Lebensmitteln und Essen her bestimmen wollen (was aber, wie ich noch weiter darlegen werde, kein geeigneter Zugang ist). Man könnte auch sagen, dass die Fokussierung auf Lebensmittel und Essen schon aus sich heraus eine soziokulturelle Einbettung des Tafelengagements und seiner Unterstützungsformen erfordern würde. Ernährungswissenschaftliche Kriterien können bei sozialbürokratischen Kalkulationen hilfreich sein, dienen aber dann diesem sozialbürokratischen Handeln, nicht dem Alltagshandeln. Wie immer man diese Überlegungen dreht und wendet, man wird zu keinen befriedigenden Ergebnissen kommen, wenn man die Perspektive der Tafelnutzenden nicht einbezieht. Damit ist zum anderen Aspekt (der oben genannten doppelten Hinsicht) übergeleitet, nämlich der Handlungsperspektive. Für eine sozialwissenschaftliche Analyse ist es unerlässlich, die Tafelnutzenden selbst zu fragen, warum sie die Tafeln nutzen.

Sicher lassen sich Beispiele finden, dass Menschen tatsächlich hungrig zur Tafel kommen, etwa Schulkinder ohne Schulbrot. Dies sind reale Probleme, die aber nicht die Tafelarbeit als solche und für die geschätzten 1,3 Millionen Tafelnutzenden begründen können. In Vorwegnahme der Ergebnisse (Kapitel V) gehe

ich von zwei zentralen Anliegen der Tafelnutzenden aus, nämlich das Haushaltsbudget zu entlasten sowie sich soziale Vergemeinschaftungsoptionen zu erschließen. Damit wird schnell klar, dass ein Fokus auf Lebensmittel und Ernährungsarmut oder sogar Hunger der Sache nicht gerecht wird. Aus Handlungsperspektive ist der bürokratische Satz für Ernährung nahezu irrelevant, weil kaum jemand zuhause sein Geld entsprechend der in den sozialstaatlichen Transferleistungen vorgesehenen Sätze budgetieren, verwalten und ausgeben wird. Anstehende Ausgaben müssen vom vorhandenen Geld bedient werden, seien es Lebensmittel, Kleidung, Strom, Schulausgaben, Telefon, Versicherung, Geräte etc. Wenn das Geld dafür nicht ausreicht, dann ist es recht willkürlich, deshalb von *Ernährungsarmut* zu sprechen, während man üblicherweise nicht von Kleidungsarmut, Stromarmut, Möbelarmut usw. spricht. Die Lebensmittel der Tafel werden jedenfalls genutzt um zu sparen und Geld für andere Ausgaben zur Verfügung zu haben – wie man andere Sparoptionen ebenso nutzt oder nutzen würde, etwa Kleidungsangebote.

Die Behauptung, es gehe um Hunger (»Würden wir nichts tun, gäbe es mehr Hunger«, s.o.) geht an der Alltagsrealität der Tafelnutzenden vorbei, so jedenfalls meine Studienergebnisse. Man erklärt damit die Nutzer zu »Hungerleidern«, die im Grunde gerade auf das angewiesen seien, was die Tafeln bieten können, nämlich Lebensmittel. Kurz: Man legitimiert die Tätigkeit der Lebensmittelverteilung und die Helferperspektive, ist sich aber über die Probleme der Unterstützten nicht im Klaren. – Und sofern der Verweis auf Ernährungsarmut der Skandalisierung dienen soll, so ist auch das fragwürdig, wenn damit zugleich, wie oben ausgeführt, erreichte sozialstaatliche Errungenschaften deutlich unterboten werden. – Statt fragwürdiger Dramatisierungen, die die Situationen derjenigen, die unterstützt werden sollen, nicht einmal potenziell verbessern, muss es zunächst darum gehen, diese Situationen ernst zu nehmen und besser zu verstehen. Tafelnutzende sind dann als Menschen anzusehen, die nach einer verbesserten Lebenssituation suchen und sich dabei für Unterstützungen durch die Tafeln entscheiden. Noch dass in den alltäglichen Kalkulationen und Abwägungen am Essen gespart wird, muss als Handlungsstrategie ernst genommen werden. Dass Essen zugunsten anderer Ausgaben zur Disposition gestellt wird, erscheint gerade in einem reichen und demokratischen Staat sicher als unhaltbarer Zustand, ist aber kein *spezifisches* Problem der *Ernährungsarmut*. Das wird sofort klar, wenn man sich vor Augen hält, dass zusätzliche Einnahmen keineswegs zwangsläufig zur Aufgabe dieser Strategie führen müssen, man also zusätzliches Geld wiederum für anderes ausgeben kann. Das ließe sich nur vermeiden, wenn Sachleistungen ausgegeben würden statt Geld, so dass die Verwendung von Hilfen bereits mit der Ausgabe möglichst determiniert wird. Zum Teil wird das heute etwa

durch Bildungsgutscheine zu realisieren gesucht, grundsätzlich wurden solchen paternalistischen Zugriffen auf unterstützungsberechtigte StaatsbürgerInnen aber aus guten Gründen sozialrechtliche Schranken gesetzt (vgl. Roscher 2010: 151). Die Sozialstaatsentwicklung ist (wie bereits festgestellt und trotz eines polizeirechtlichen Erbes, vgl. Hinrichs 2008) weiter als die – bestenfalls – Skandalisierungen von Ernährungsarmut im Tafelkontext. Es zielt folglich an den Problemen vorbei, so die Antwort auf die Eingangsfrage, auf eine spezifische Ernährungsarmut zu schließen, weil die Tafeln Lebensmittel verteilen.

Man kann dies noch in einem weiter gespannten Kontext betrachten. So stellt die Überfluggesellschaft systematisch Überschüsse in großen Mengen bereit. Ob und wie diese genutzt werden, ist damit keineswegs gesagt oder gar festgelegt. Es gibt keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Erzeugung und potenziellen Verwendungsmöglichkeiten. Das ›Angebot‹ an vorhandenen und nutzbaren Ressourcen bestimmt noch nicht deren Nutzung, sondern muss sich diese – das ist gerade ein Charakteristikum von Überschüssen – erst noch suchen. Es sei daran erinnert, dass auch bei Tafelaktiven Engagementmotive zu beobachten sind, die sich (manchmal sogar primär) gegen Lebensmittelvernichtung und ›Wegwerfgesellschaft‹ richten (vgl. Kapitel IV 5.2) und nicht nur auf die wohlthätige Verteilung an ›Bedürftige‹. Lebensmittelüberschüsse werden an anderer Stelle zum Beispiel auch als Tierfutter, in der Kompostierung oder Energiegewinnung eingesetzt, ohne dass man deshalb behaupten wird, dass es ohne diese Nutzung einen Mangel an Tierfutter, Kompost oder Energie geben würde. Ganz ähnlich wurde oben bereits an sozialen Unterstützungsmöglichkeiten gezeigt, dass man damit üblicherweise nicht direkt ganz spezifische Probleme assoziieren würde. Lange bekannt sind etwa Kleidersammlungen, ohne dass man dafür einen Begriff der Kleidungsarmut benötigte. Die Zusammenhänge zwischen Unterstützungsmaßnahmen, Armut und Ausgrenzung sind vermittelt.

So ist von unterschiedlichen Seiten zu sehen, dass kein notwendiger Zusammenhang zwischen den Angeboten der Tafeln einerseits und Hunger oder Ernährungsarmut andererseits besteht. Da ein solcher aber oft und prominent behauptet oder suggeriert wird und sich zugleich gegenteilige Äußerungen finden, also widersprüchliche Annahmen kursieren, musste einer ersten Diskussion dieser Frage etwas Platz eingeräumt werden. Festzuhalten bleibt, dass es nicht so ist, dass man aus dem Tafelengagement und deren Zugriff auf Lebensmittelüberschüsse unmittelbar auf Hungerprobleme schließen könnte. Umgekehrt bedeutet das nicht, dass es solche Probleme nicht gäbe. Als zentraler Bezugspunkt der Tafeln können sie aber nicht gelten. Man kann diese Frage letztlich nicht beantworten, ohne die Perspektive der Tafelnutzenden einzubeziehen. Aber gerade daraus ergibt sich, so zeigt es der empirische Teil der Untersuchung, dass Armut

nicht sinnvoll in einzelne Armutsaspekte zu teilen ist. Stattdessen müssten Auseinandersetzungen darüber geführt werden, was zu einer angemessenen gesellschaftlichen Integration gehören soll, woran sie bislang scheitert und was die Tafeln realistischerweise dazu beitragen können. Einige Erkenntnisse dazu soll die Studie liefern.

4 ZIEL UND AUFBAU DER STUDIE

Die vorliegende Untersuchung will am Beispiel der Tafeln zum Verständnis des Phänomens beitragen, dass Lebensmittelüberschüsse gesammelt werden um sie wohltätig zu verteilen. Diese Praxis hat sich in vielen reichen Überflussgesellschaften schon weitgehend etabliert und scheinbar unaufhaltsam setzt sich die Etablierung transnational fort. Mit diesem neueren Umgang mit Überfluss und Armut verändert sich das Erscheinungsbild der Gesellschaften. Denn er macht Polarisierungstendenzen sichtbar zwischen ökologisch bedenklicher Überschussmehrung des materiellen Wohlstands einerseits sowie Armut und Ausgrenzung vom gesellschaftlichen Wohlstand andererseits. Die Tafeln und ähnliche Initiativen erscheinen mit ihrer Sammel- und Verteilungspraxis zwischen diesen auseinander strebenden Entwicklungen und knüpfen eine neue Verbindung. Die Trennungen der Überflussgesellschaften und die Verknüpfungsaktivitäten der Tafelpraxis zu analysieren ist das Anliegen der Studie.

Das folgende Kapitel (II) wird den Fragen gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen anhand historischer Rückblicke und geeigneter gegenwartsdiagnostischer Theorien nachgehen. Damit sollen die von der Tafelpraxis herausgestellten Probleme von Überfluss und Ausgrenzung soziologisch vertiefend bearbeitet und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Es wird sich zeigen, dass es eine Reihe von Theoremen und Konzepten gibt, die das eine oder andere, den (Konsum-)Wohlstand oder die sozialen Ausgrenzungen analysieren. Eine zureichend synthetisierende Perspektive findet sich bislang aber nicht. Eine solche wird möglich, so der im Kapitel skizzierte Vorschlag, wenn man zeitdiagnostisch von einer flexibilisierten Überflussgesellschaft ausgeht. Die Deutung flexiblen Überflusses ermöglicht es: die genannten ökologischen und sozialen Probleme konsequent als *Überfluss- und nicht als Mangelprobleme* zu verstehen; die besondere Relevanz des Konsums – und allgemeiner: von *Wahlmöglichkeiten in der Lebensgestaltung* – für Ausgrenzungen sichtbar zu machen; außerdem Anschluss an andere soziologische Gegenwartsanalysen zu finden, die *neuere Flexibilisierungen* in der Arbeitswelt und den sozialen Sicherungen beobachten. Theoretisch reflektiert lauten die Untersuchungsfragen somit: *welche neuen Gestal-*

tungsoptionen im flexiblen Überfluss bieten die Tafeln und welche Konsequenzen zeitigen diese Optionen in ökologischer wie sozialer Hinsicht.

Das Methodik-Kapitel (III) stellt einen prozedurale Methodologie genannten Forschungsansatz vor, der in den vergangenen Jahren in einigen Aufsätzen entwickelt wurde. Die verfahrenstheoretische Begründung und forschungspraktische Umsetzung wird deshalb hier nur in Grundlinien skizziert. Der Ansatz erlaubt es unter anderem, wie man dies als neuere Anforderung in weiten Teilen der Kultur- und Sozialwissenschaften findet, ›Dinge‹ in die Analyse einzubeziehen. Grundsätzlich eignet sich der Untersuchungsgegenstand ›Tafeln‹ dazu (Lebensmittel- und Infrastruktur-Dinge), solche Analysen einzubeziehen, weshalb dies exkursorisch an empirischem Material aus meiner Studie demonstriert wird. Schließlich wird die Datenauswahl der empirischen Rekonstruktionen näher erläutert und begründet.

Der empirische Teil der Studie setzt sich aus den anschließenden drei Kapiteln zusammen. In ihnen werden die analytisch zu unterscheidenden Hauptakteursgruppen der wohltätigen Überschussverteilung einzeln, aber jeweils in Bezug aufeinander analysiert, nämlich die Tafeln selbst, die Tafelnutzenden und die Sponsoren. Das qualitativ-rekonstruktive Vorgehen zielt darauf, strukturelle Einsichten in die Perspektiven und Operationsmuster dieser – in sich heterogenen – ›Akteursgruppen‹ sowie ihr Zusammenwirken zu gewinnen. Die Tafeln (Kapitel IV) sollen als Gesamtphänomen verstanden werden, das heißt in ihrer Bedeutung für gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen. Dazu werden verschiedene Daten kontrastierend rekonstruiert und strukturelle Konflikte herausgearbeitet, die sich aus eigenen Ansprüchen der Tafelarbeit und ihrer Praxis ergeben. Auf Seiten des Sammelns besteht der Konflikt darin, dass die Überschüsse verringert werden sollen, doch zugleich als Ressource der Tafelaktivitäten dienen. Auf Seiten des Verteilens motivieren zwar die als zu gering wahrgenommenen sozialen Rechte das Engagement, doch kann die eigene Wohltätigkeitspraxis nicht zu einer verbesserten Rechtsbasis verhelfen. Wie gehen die Tafeln damit um? Welche Schlussfolgerungen ziehen sie daraus und welche Konsequenzen hat das für das Tafelengagement? Es werden Entwicklungsperspektiven der Tafeln diskutiert und im Kontext der transnationalen Ausbreitung und Etablierung solcher Wohltätigkeitsinitiativen reflektiert.

Kapitel V widmet sich den Tafelnutzenden. Es werden zwei Fallrekonstruktionen präsentiert, die exemplarisch die zwei typischerweise wichtigsten Zugänge zu den Tafeln veranschaulichen, welche als *Tafelnutzung als kalkulierte Option* und *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* rekonstruiert werden. Im einen Fall stehen Sparmöglichkeiten durch die Tafelnutzung im Vordergrund, im anderen

die Möglichkeit, Sozialbeziehungen einzugehen. Beides schließt sich nicht aus, sondern spannt ein Spektrum mit vielen »Mischformen« auf.

Im Kapitel VI stehen die Sponsoren im Mittelpunkt des Untersuchungsinteresses. Neben einer skizzierten Einordnung des Tafelsponsorings in Diskussionen um die gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen wird exemplarisch das Tafelengagement eines Hauptsponsors den Schwerpunkt dieser Analysen bilden. Während das Sponsorenengagement in diesem Fall einerseits als ein Nachhaltigkeitsengagement gerahmt wird, zeigen doch die rekonstruierten Kommunikationsstrukturen des Nachhaltigkeitsverständnisses und des Tafelengagements, dass die ökonomischen Interessen bestimmend bleiben.

Das Schlusskapitel (VII) führt die gewonnenen Erkenntnisse zusammen. Es rekapituliert die wechselseitigen Bezugnahmen und Zusammenhänge der Akteursgruppen und betrachtet die empirischen Rekonstruktionen vor dem Hintergrund der beobachteten Entwicklungstrends der flexibilisierten Überflussgesellschaft.

In der Gesamtdarstellung lässt es sich nicht vermeiden, dass an verschiedenen Stellen auf Ausführungen zurückgegriffen wird, die bereits zu einem früheren Zeitpunkt publiziert wurden. Doch wäre es umgekehrt wenig sinnvoll gewesen, die Lektüre der bisher zum Thema erschienenen Aufsätze zur Vorbedingung des Verständnisses dieser Arbeit machen zu wollen. Auch bietet die hier ermöglichte Zusammenschau eigene Einsichten. An den relevanten Stellen wird auf gegebenenfalls detailliertere Angaben anderer Publikationen verwiesen.

Die Studie kann nicht beanspruchen, in allen von ihr berührten Forschungsfeldern umfassende Expertisen zu liefern. In der Forschungslandschaft gibt es zu den verschiedenen Feldern jeweils Spezialdiskurse, so allein schon zu den drei empirischen Gebieten Armut/Ausgrenzung, freiwilliges Engagement und Unternehmensverantwortung. Auch zu den Tafeln selbst lassen sich vertiefende Studien in Einzelbereichen anstellen, was bereits geschieht und wozu zweifellos noch zahlreiche Fragen zu bearbeiten sein werden. Gleichwohl gehören zum Verständnis des Phänomens auch Versuche, Zusammenhänge herzustellen beziehungsweise empirisch aufzuzeigen. So werden die Tafeln in ihren gesellschaftlichen Verknüpfungen sichtbar und erschließen sich aus einer umfassenderen Perspektive. Dazu möchte die vorgelegte Studie beitragen.

II Im flexiblen Überfluss – eine zeitdiagnostische Perspektive

»We are a generation, prepared for Paradise
Lost, who do not know what to do with Paradise
Found.« David Riesman

Die Analyse eines aktuell sich ausweitenden Phänomens, wie es die Tafeln darstellen, verlangt nach einer Bezugnahme auf in der Soziologie diskutierte gesellschaftliche Entwicklungstendenzen. Diesem Anliegen soll das folgende Kapitel dienen. Wenn in dieser Studie der Begriff Überflussgesellschaft gebraucht wird, so heißt das nicht, dass dies die eigentliche und einzig angemessene Charakterisierung zeitgenössischer hoch industrialisierter Gesellschaften ist. Es heißt vielmehr, dass die Untersuchung der Tafeln und ähnlicher Initiativen ein angemessenes Verständnis von Überfluss verlangt. Denn sie selbst beziehen ihr Engagement immer wieder auf vorhandenen Überfluss. So wurde bereits darauf hingewiesen, dass beispielsweise der Bundesverband Deutsche Tafel e.V. gleich zu Beginn auf seiner Homepage schreibt: »In Deutschland gibt es Lebensmittel im Überfluss und dennoch haben nicht alle Menschen ihr täglich Brot« (www.tafel.de, 21.4.2011). Ähnlich bringt das eine verschiedentlich gebrauchte Formulierung des Selbstverständnisses zum Ausdruck, nach der Tafeln eine »Brücke zwischen Überfluss und Mangel« schlagen. Schließlich findet sich der Anspruch, mit dem Tafelengagement gegen die »Wegwerfgesellschaft« aufzutreten. Eine genauere Interpretation dieser Formeln wird Teil der empirischen Rekonstruktionen sein (Kapitel IV 2.1, 4.2, 5.2). Für den Moment zählt die Feststellung, dass die Tafeln den unübersehbaren Überfluss als ihre Referenz wählen und zwar im Spannungsfeld zu ebenfalls beobachtetem mangelnden Zugang mancher Menschen dazu. Wie einleitend an Polarisierungstendenzen im Wohlstand gesehen, greifen sie damit Entwicklungstrends von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung auf. Deshalb ist diese Thematik soziologisch aufzubereiten. Dafür muss der erzeugte Überfluss an Dingen in ökologischer wie sozialer Hinsicht ebenso

thematisiert werden wie den Ungleichheiten im und den Ausgrenzungen vom Überfluss nachzugehen ist.

Von Überfluss oder gar Überflussgesellschaft zu sprechen ist durchaus verbreitet und allgemein verständlich. Die ›Überflussgesellschaft‹ bringt bestimmte gesellschaftliche (Selbst-)Verständnisse zum Ausdruck (von Reichtum bis Wegwerfgesellschaft). Ausgearbeitete soziologische Konzepte dazu finden sich allerdings nicht. Vielleicht auch deshalb, weil das prominenteste Buch zum Thema bereits 1958 von einem Ökonomen unter dem Titel »The Affluent Society« (Galbraith 1998, dt. »Gesellschaft im Überfluß«) erschienen ist. In der Soziologie jedenfalls sind die Begriffe nicht zentral geworden und fehlen folglich in vielen soziologischen Wörter-, Einführungs- oder Überblicksbüchern. Das heißt nicht, dass nicht einiges in der Soziologie gesagt und geschrieben worden wäre, das relevant und aufschlussreich für ein Verständnis von Überflussphänomenen sein kann. Dabei wird ein allgemeines Verständnis von ›Überflussgesellschaft‹ aber zumeist schon vorausgesetzt oder es werden ähnliche Fragen unter verwandten Perspektiven und Begriffen verfolgt, etwa unter ›Konsum/-gesellschaft‹.

Ziel des Kapitels ist es, ein zeitgemäßes Verständnis von Überfluss zu entwickeln, welches in den Begriffen des ›flexiblen Überflusses‹ beziehungsweise der ›flexibilisierten Überflussgesellschaft‹ gefasst wird. Dass es sich bei ökologischen Problemen in vieler Hinsicht um Überflussprobleme handelt, ist sicher weniger überraschend. Eine besondere Herausforderung besteht aber darin, Armut und Ausgrenzung von der Überflusperspektive nicht auszuklammern, sondern konzeptionell mit dem (Konsum-)Überfluss zu verbinden. Die damit verknüpfte These ist, dass Armut und Ausgrenzung nicht als separierte Mangelprobleme, sondern besser als Überflussprobleme aufzufassen sind.

Das Kapitel wird sich zuerst historisch an Überflussphänomene und -verständnisse annähern, von den Jägern und Sammlern bis zur modernen Überflussgesellschaft des 20. Jahrhunderts und ihren Kritiken (1). Anschließend ist das zeitgenössisch verbreitete Verständnis des Überflusses als Konsumüberfluss der hoch industrialisierten Länder genauer zu betrachten (2), um diesem Ungleichheits- und Ausgrenzungsentwicklungen gegenüber zu stellen (3). Mit dieser Vorbereitung können die Überlegungen in der Deutung vom flexiblen Überfluss zusammengeführt werden. Damit wird sowohl Anschluss an gegenwartsdiagnostische soziologische Diskussionen gewonnen als auch eine geeignete Perspektive, die Anregungen für die Analyse der Tafeln und ähnlicher Initiativen als zeitgenössischer Phänomene bietet (4).

1 ÜBERFLÜSSE – DEUTUNGEN, PROBLEME, PARADOXIEN

Vorstellungen von Überfluss sind üblicherweise mit reichen Gegenwartsgesellschaften verknüpft. Doch gab es Überfluss in der ein oder anderen Form wohl zu allen historischen Zeiten. Einige Varianten seit den Jägern und Sammlern bis zur beginnenden Industrialisierung werden im Folgenden skizziert (1.1). Die kollektiven Umgangsweisen mit dem Überfluss hängen vom jeweiligen Überflussverständnis ab und unterscheiden sich nicht zuletzt darin, wem welcher Zugang dazu eingeräumt wird. Die mit der Industrialisierung eingeleitete Durchsetzung der ›westlichen‹ Überflussgesellschaften wirft neue, häufig als Paradoxien erfahrene Legitimationsprobleme auf und ruft Kritiken dieses Überflusses auf den Plan (1.2).

1.1 Vom Jagen und Sammeln zur Maschine: Umgang mit Überfluss

In ausdrücklicher Abgrenzung von geläufigen Ansichten des Überflusses der reichen zeitgenössischen Industriegesellschaften hatte Marshall Sahlins (o.J./1974) die ursprüngliche und eigentliche Überflussgesellschaft bei den Jägern und Sammlern ausgemacht (vgl. Lorenz 2009d). Zumindest periodisch könne das Nahrungsangebot für diese als überreichlich betrachtet werden und der betriebene Arbeits- und Zeitaufwand für die Reproduktion liege unter den Anforderungen der modernen Industriegesellschaften. Wichtiger noch ist für Sahlins die Feststellung, dass sich Überfluss nicht nur über die Produktionskapazitäten bestimmen lasse, sondern genauso über die Bedürfnisse und Wünsche. Da letztere bei den Jägern und Sammlern gering seien, reiche auch eine geringe Produktivität. Kurz: weniger Arbeit und weniger Konsum (-wünsche) bedeuten größeren Wohlstand. Da zudem die nötigen Mittel und Techniken vergleichsweise einfach und tendenziell für alle zugänglich wären, böte dies darüber hinaus mehr Einflussmöglichkeiten auf das gemeinschaftliche Leben: »eine Überflussgesellschaft für alle Menschen« (Paczensky/Dünnebieber 1997: 27). Armut sei dagegen eine Frage des Status und der sozialen Ungleichheit, deshalb eine Erfindung der Zivilisation und nehme mit ihr zu, nicht ab, so Sahlins. Die von ihm deklarierte originale Überflussgesellschaft ermöglicht dagegen allgemeine Teilhabe, sie produziert zwar wenig, ist aber dennoch wohlhabend, weil die Menschen auch wenig brauchen. Für heutige Verhältnisse aktualisiert: »Denn zwar nicht jeder Euro, den wir *nicht haben*, aber jeder, den wir *nicht brauchen*, bedeutet einen winzigen Zuwachs an Freiheit« (Gronemeyer 2010: 230).

Doch auch wenn man Überfluss im engeren und geläufigeren Sinne als materiellen Reichtum versteht, wird man ihn historisch immer wieder finden. In seinem Essay von 1925 über »Die Gabe« rekonstruierte Marcel Mauss (1990) Systeme des Gebens sogenannter archaischer Gesellschaften sowie deren ritualisierten Umgang mit dem gesammelten Überfluss. Solcher war in durchaus hohem Maße vorhanden: »Es werden Überschüsse angehäuft, die selbst nach europäischen Maßstäben sehr groß sind, und diese werden oft mit reinem Verlust ausgegeben, mit relativ hohem Aufwand und ohne eine Spur von Gewinnsucht« (ebd.: 166), dabei allerdings »nicht frei von Eigennutz« (ebd.: 170). Denn die zyklische und ritualisierte Konsumtion oder gar Zerstörung der Reichtümer (Potlatsch) diente der Reproduktion sozialer Ordnung. Sie war prestigeträchtig und Hierarchien begründend. Sie verknüpfte über erwartet-großzügiges Geben der Häuptlinge bei rituellen Treffen und Festen materielle Nützlichkeit (Konsum, Tausch) mit sozialer Bindung, ohne dauerhafte und grenzenlose Anhäufung von Reichtümern zuzulassen. Lefebvre (1972) knüpfte später an eine Idee des Überflusses als Fest (wenn auch nicht im ›archaischen‹ Sinne) seine Kritik und Alternative zum Überflussverständnis der ›westlichen‹ Gesellschaften der Nachkriegszeit. Er fragte: »wenn der Überfluß nicht das Fest bedeutet, wenn er nicht eine triumphale Erneuerung des Festes hervorbringt, wozu dient er und was bedeutet er dann?« (1972: 78). Die eigentliche »Überflußwirtschaft« und mit dieser der »Übergang des Alltäglichen zum Fest« (ebd.: 267, 278) wäre für die reichen modernen Gesellschaften erst noch zu verwirklichen.

Zu einer interessanten zeitgenössischen Variante, bei der Überfluss und Reichtumsverständnis auseinander fallen, forscht Spittler (2011). Bei einem nigerianischen Hirtenvolk, von dem er berichtet, macht sich Reichtum am Viehbesitz fest, übersetzt sich allerdings nur in geringem Umfang in Güterbesitz. Dinge werden vor allem ihrer Nützlichkeit wegen geschätzt, hinzu kommen einige schmückende Festtagsgegenstände. Es leben hier aber alle Menschen mit sehr wenigen Dingen.

Im Fortgang der Zivilisation, im Sinne Sahlins', war Überfluss vor allem exklusiv für privilegierte Minderheiten zugänglich, während die meisten Menschen bescheiden oder sogar in Mangelverhältnissen lebten und nur vom Schlaraffenland träumen konnten (Montanari 1999: 114ff.). Montanari vermittelt eine Vorstellung von den Zeiten der Entbehrung, wenn er schreibt (ebd.: 156):

»Alles in allem scheinen die ›schweren Jahre‹ im 18. Jahrhundert häufiger denn je gewesen zu sein, mit Ausnahme vielleicht des 11. Jahrhunderts. Allerdings soll dies nicht bedeuten, daß die Menschen hätten *verhungern* müssen. Hätte es sich so verhalten, wäre die gewaltige demographische Entwicklung der damaligen Zeit gelinde gesagt unverständ-

lich. Wir stehen vielmehr einem verbreiteten Unwohlsein, einem Zustand permanenter Unterernährung gegenüber, der sozusagen physiologisch und kulturell als normale Lebensbedingung ›assimiliert‹ wurde.«

Deshalb wird man bei hier anzutreffenden Überflussphänomenen nicht von *Überflussgesellschaften* sprechen. Vorläufer des modernen Überflusses finden sich seit dem Ausgang des Mittelalters, in europäischen Städten mit den sich dort etablierenden Gewerken, Gewerben und dem ausgeweiteten Handel (vgl. Miki-Horke 1999: 208ff.). So wurde eine größere Menge und Vielfalt neuer materieller Güter für mehr Menschen verfügbar. »Während der materielle Überfluss auch in niedere soziale Schichten einsickerte, erweiterte er sich auf ganz gewöhnliche Dinge wie den Besitz mehrerer Töpfe zum Kochen, mehrerer Teller zum Essen, mehr als eines einzigen Paares Schuhe und unterschiedlicher Kleidung für die verschiedenen Jahreszeiten«, aber beispielsweise auch auf Kinderspielzeug (Sennett 2008: 114). Das Aufkommen von Maschinen, technische Neuerungen und die industrielle Produktion erweiterten noch einmal den materiellen Überfluss. Im 18. Jahrhundert »versprach die Maschine, die Lebensqualität der Menschen zu verbessern, und inzwischen hat sie dies auch in unendlichem Maße getan: mehr und bessere Medikamente, Häuser, Nahrungsmittel – eine endlose Liste. Die materielle Lebensqualität des arbeitenden Armen in Europa ist heute in mancherlei Hinsicht höher als die der bürgerlichen Klassen im 17. Jahrhundert« (ebd.: 115f.). Freilich waren es nicht nur die produktiv-technischen Neuerungen, die den materiellen Überfluss hervorbrachten, sondern genauso der sich allmählich von Religion und Staat unabhängig machende, sich über Märkte organisierende Tausch beziehungsweise Ver-/Kauf der Güter. Was letztlich als ›industrielle Revolution‹ erschien wurde begleitet von und beruhte auf einer Kommerzialisierung und einer ›Finanzrevolution‹, aber darüber hinaus auch auf der Zentralisierung der Staatsgewalt, verstärkter naturwissenschaftlicher Forschung, dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und nicht zuletzt einer ›Konsumrevolution‹ (Miki-Horke 1999: 372f., 378). »Die Industrialisierung begann nicht mit der Fabrik und der Maschine. Sie war vielmehr ein vielschichtiger und in Schüben verlaufender, weit in die Vergangenheit reichender Prozeß, der untrennbar mit sozialen und politischen Entwicklungen sowie mit Ideen-, Einstellungs- und Verhaltenswandel verbunden war« (ebd.: 381).

Die vermehrten und neuen Dinge wurden von Beginn an ambivalent wahrgenommen. Zwar standen sie für größeren Reichtum sowie erweiterte Möglichkeiten und Arbeitserleichterungen. Doch verunsicherten sie auch oder erschienen sogar als bedrohlich. Die ungleiche Verteilung und die daraus resultierenden sozialen Probleme waren dabei ein wichtiger, aber nicht der einzige Aspekt der

Ambivalenz gegenüber den vermehrten Objekten. Gerade in diesem Punkt konnte man vielleicht noch, jedenfalls bis zur ökologischen Krise, am meisten die Hoffnung hegen, dass technische und produktive Fortschritte die Verfügbarkeit für immer mehr Menschen ermöglichen würden. Es gab aber darüber hinaus weitere Befürchtungen. Sennett (ebd.: u.a. 114ff., 150ff.) benennt wichtige Bedenken, die einer materiellen Kultur der vermehrten Dinge entgegengebracht wurden. Dazu zählte aus theologischer Sicht die Verführungskraft materiellen Wohlstands, der die Aufmerksamkeit vom geistlichen Leben ablenke. Solche Einwände können als in säkularisierter Form nach wie vor relevant betrachtet werden (etwa: »zuviel Essen, Fernsehen etc. ist ungesund«). In der Erziehung entstand die Befürchtung, Kinder würden durch zu viele Spielsachen zu sehr verwöhnt (ebd.: 115). Aber auch im Alltag stellten sich Fragen, wie mit dem neuen Reichtum »richtig« und angemessen umzugehen sei. Die Verfügbarkeit der materiellen Objekte weckt Begehrlichkeiten nach weiteren, neuen Objekten, was zugleich die vorhandenen, dann alten, entwertet. Inwiefern ist ein leichtfertiger oder gar verschwenderischer Umgang mit ihnen zu rechtfertigen? Oder ist dies Ausdruck mangelnder Achtung vor den produktiven Anstrengungen? Aber gerade solche Anstrengungen sind ja durch Einsatz von Maschinen gar nicht mehr in dem Maße nötig. Muss man die industriell erzeugten Dinge sogar viel geringer werten, gerade weil sie so leicht verfügbar werden, aber auch, weil sie in der erzeugten Masse viel uniformer, eintöniger und ersetzbarer werden? Auf der produktiven Seite traten sie zugleich in Konkurrenz zu den Möglichkeiten manueller Herstellung und sofern sie besser erschienen, konnten sie auch als Kränkung wahrgenommen werden, weil das menschliche Verdienst daran recht gering ausfiel. Die Erfindung und technische Realisierung des Neuen ließ sich zweifellos anerkennen, das Bedienen der Maschine in der Massenproduktion kaum. Geistige und körperliche Arbeit traten so stärker auseinander und die Entfaltung menschlicher Fähigkeiten, wie Sennett sie mit dem Handwerk verbindet, war an der Maschine nicht mehr gefragt. Der Maschine »starrs Bewegungsmuster diktiert die produktiven Restfunktionen des Arbeiters« (Pohlmann 1997: 83). Menschen werden in dieser Hinsicht zu Dienern der Maschine und im Übrigen zu »bloßen Konsumenten«: die Bereicherung, so man an ihr beteiligt ist, erscheint zugleich als Verarmung, und es ist nicht immer leicht zu entscheiden, was die Oberhand gewinnt.

Deutlich wird an den bisherigen Überlegungen, dass der Überfluss in zweierlei Hinsicht Probleme birgt: im Zugang und im Umgang. Beides hängt eng zusammen. Zum einen bedarf es des Zugangs, um einen Umgang überhaupt entwickeln zu können. In umfassenderer Perspektive ist der Zugang wiederum als Teil des kollektiven Umgangs mit Überfluss aufzufassen.

1.2 Paradoxien, Legitimation und Kritik der Überflussgesellschaft

Bislang erschien noch nichts paradox am Überfluss. Als *ein* Paradox kann der Mangel im Überfluss wahrgenommen werden, wie es besonders die heutige Tafeldiskussion prägt. Dies wird aber historisch erst dann zum Paradox, wenn zum einen der Überfluss materiell groß genug erscheint, dass er allen offenstehen könnte, und wenn zum anderen ein Ausschluss davon sich nicht mehr prinzipiell von selbst versteht. Solange eine ständische Sozialordnung legitimieren kann, dass manche von der Götter oder deren Vertreter Gnaden selbstverständlich privilegiert sind, sind die Verteilungen von Reichtum und Armut kein Gegenstand der Kontroverse. Historisch entzogen dem humanistische, aufklärerische und liberale Ideen nach und nach die Legitimation. Zugleich brachte die produktive Entwicklung in Folge der Industrialisierung und deren kapitalistischer Organisation immer weitere materielle Dinge hervor. Dennoch gingen die frühen Theoretiker der modernen Ökonomie von Smith bis Marx davon aus, dass Überproduktion und Massenverelendung zwei Seiten derselben Medaille wären (Kneer 2001: 426). – Im Übrigen hat man auch schon früh, zu Beginn des 18. Jahrhunderts, gesehen, dass mit dem Wohlstand ›Verschmutzungen‹ einhergehen, gewissermaßen als Preis des Wohlstands.¹ – Die Überflussgesellschaft im geläufigen Sinne, die den Zugang potenziell aller ermöglicht und proklamiert, setzt sich jedenfalls erst im 20. Jahrhundert durch, zuerst in den 1920-30er Jahren in den liberalisierten und demokratisierten USA, nach dem Zweiten Weltkrieg auch in Europa.

Dass die Nicht-Teilhabe nicht mehr selbstverständlich zu legitimieren ist, hat zwei Aspekte. Zum einen lassen Freiheits- und Gleichheitsvorstellungen keine transzendenten Privilegierungsgründe zu, insofern müssen grundsätzlich alle Zugang zum Wohlstand haben – was offensichtlich nicht heißt, dass es faktisch

1 In der bekannten Bienenfabel-Schrift Mandevilles (1988: 9) aus dem frühen 18. Jahrhundert heißt es: »Ich glaube, es gibt nur wenige Leute in London, die zu irgendeiner Zeit zu Fuß gehen müssen und die nicht wünschten, die Straßen wären viel sauberer, als sie es im allgemeinen sind; wobei sie nichts anderes als ihre Kleider und ihre persönlichen Annehmlichkeiten im Auge haben. Aber wenn sie erst einmal darüber nachdenken, daß das, was ihren Ärger erregt, das Ergebnis des Überflusses, der großen Geschäftigkeit und des Wohlstands jener mächtigen Stadt ist, dann werden sie kaum wünschen – sofern ihnen deren Wohlfahrt am Herzen liegt –, die Straßen weniger schmutzig zu sehen.«

nicht weiterhin Möglichkeiten gegeben hätte, Ungleichheiten zu legitimieren.² Zum anderen gehörte zu den Fortschrittsideen und bürgerlich-liberalen Ideen aber auch die Vorstellung, dass der materielle Reichtum ein erstrebenswertes Ziel sei. Ein Legitimationsproblem ist das insofern, als man kaum ernsthaft Nicht-Teilhabe wollen kann, ohne damit die Antriebe moderner Ökonomie und Lebensweise in Frage zu stellen. Die im 18. Jahrhundert prominent von Bernard Mandeville (1988) und Adam Smith (2004) eingeleitete Begründung, dass statt moralischer Appelle die individuelle Interessenverfolgung effektiver den Wohlstand fördere, (jedenfalls sofern sie kalkulier- und berechenbar sei, vgl. Hirschman 1980), setzt schon voraus, dass der so zu erzielende Wohlstand auch ein allgemein gewollter ist. Während das lange Zeit mit einer asketisch-»protestantischen« Ethik zu vereinbaren war (Weber 2005), die Betonung nämlich noch auf der ökonomischen Wohlstandserzeugung lag, verschob sich dies zunehmend auf hedonistische Motive der konsumierenden Wohlstandsaneignung (vgl. Schneider 2000). So oder so muss eine ernsthafte Distanzierung vom Streben nach vermehrtem Wohlstand im Sinne materiellen Reichtums gemeinhin zumindest auf Unverständnis stoßen.

Die Überflussgesellschaften sind also dadurch gekennzeichnet, dass sie durch hohe Produktivität eine Vielzahl von Dingen, einschließlich Lebensmitteln, hervorbringen, dass diese im Allgemeinen auch erstrebt werden und dass sie grundsätzlich allen StaatsbürgerInnen zugänglich sind beziehungsweise sein sollen. Dann wird es auch als paradox wahrgenommen, wenn einerseits viele Güter vorhanden sind, aber dennoch Menschen davon ausgeschlossen bleiben. Dieses Phänomen erscheint bereits ganz zu Beginn der Überflussgesellschaften, nämlich in den USA in der Zeit der »Great Depression« ab 1929. Nach einigen Jahren der Prosperität führte die Wirtschaftskrise zur Verarmung vieler Menschen. Zugleich gab es aber hohe Überschüsse der Industrie- und Agrarprodukti-

2 Insofern handelt es sich hier zweifellos um eine sehr idealisierte und verkürzte Darstellung. Die Kriterien, nach denen menschliche Gleichheit bemessen wurde (was heißt *alle*?), boten genügend Interpretationsspielräume, um – ganz rational – Ungleichheiten zu begründen. Bis heute sind bekanntlich entsprechende Rassismen, geschlechtsbezogene Ungleichheiten und Abwertungen von armen, ungebildeten oder sonstigen gesellschaftlichen Normalitätserwartungen nicht entsprechenden Menschen wirksam. Dennoch bestand im nationalstaatlichen Rahmen der grundlegende Anspruch des Zugangs »aller«, wie ihn etwa Zinn (1966) mit (kritischem) Blick auf die New Deal-Politik der 1930er Jahre formulierte: »how to bring the blessings of immense natural wealth and staggering productive potential to every person in the land« (zit. nach Poppendieck 1986: xvi).

on, die keine Abnahme fanden, weil im Konsum das nötige Geld dafür fehlte. Das offensichtliche Missverhältnis der massenhaften Lebensmittelvernichtung trotz existenzieller Armut im Land wurde öffentlich als Paradox des Mangels inmitten von Überfluss oder schlicht als ›the paradox‹ diskutiert (Poppendieck 1986: xii). Die Bemühungen, diese Probleme zu lösen, schlugen allerdings über die 1930er Jahre eine Richtung ein, die eine Lösung gerade nicht beförderten, sondern die Probleme verstetigten, so Poppendieck in ihrer Studie. Denn die administrativen Anstrengungen zielten in den USA schließlich mehr dahin, Agrarüberschüsse zu regulieren, Preise zu stabilisieren und entsprechende ökonomische Knappheit zu erhalten, als die Armutsprobleme zu bearbeiten. »Over the next several decades, the results of this situation were, again, hunger amid plenty« (ebd.: xvi).

Der Optimismus freilich (oder die Beschwörung), letztlich durch – staatlich unterstützte – ökonomische Prosperität zu allgemeinem Wohlstand zu gelangen, hat sich nicht nur in den USA über Jahrzehnte und über einige Krisenzeiten und anderslautende Diagnosen (vgl. Lutz 1989) hinweg gehalten, unabhängig davon, ob die Wirtschaftspolitik eher nachfrage- oder, seit den 1980er Jahren, verstärkt wieder angebotsorientiert ausgerichtet wurde. So erfuhr auch ein zweites Paradox eine optimistische Deutung, dessen Beobachtung ebenfalls in die frühen Zeiten der Überflussgesellschaften zurückreicht. Bereits Galbraith (1998: 98) sah es als paradox an, dass mit zunehmender Wohlstandsproduktion der Produktion selbst nicht weniger, sondern noch mehr Bedeutung zuwachse. Er fand dies zunächst einmal darin begründet, dass die anderen zentralen gesellschaftlichen Probleme, nämlich wirtschaftliche Unsicherheit und soziale Ungleichheit, in der Überflussgesellschaft weitgehend gelöst oder wenigstens in hohem Maße entschärft seien (ebd.: 100ff.).³ Hinzu käme aber, dass der Produktion eine hohe Bedeutung zugeschrieben werde, weil sie nach verbreiteter Meinung die Bedürf-

3 Eine Ansicht, die von anderen Autoren dieser Zeit geteilt wird. Bekannt ist die »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« von Schelsky (1965a). Ähnliches konstatieren die Analysen von Eduard Heimann (vgl. Molitor 1959, Kruse 1994), der in den 1950er und frühen 1960er Jahren zugleich auf neue Gefährdungen, unter anderem im Ansatz bereits auf ökologische, verweist: »Gerade weil die Probleme der Vergangenheit in dem neuen Bau [der Gesellschaft, S.L.] gelöst sind, entstehen in ihm neue arteigene Spannungen und Gefahren, die vorher nicht sichtbar waren« (Heimann 1958 zit. nach Kruse 1994: 85). – Castel (1980) allerdings sah in Galbraith Annahme, dass Armut nurmehr ein Randphänomen darstelle, eine für die USA historisch geprägt typische Sichtweise auf Armut wirksam, dass nämlich Armut kein gesellschaftliches, sondern ein individuelles Problem sei.

nisse der Konsumenten bediene. Galbraith (ebd.: 124ff.) argumentiert dem entgegen, dass mit steigender Produktion zugleich die Bedürfnisse stiegen (durch das Angebot selbst, durch Werbung und sozialen Vergleich), weshalb man nicht umgekehrt Bedürfnisse als Begründung für gesteigerte Produktion gelten lassen könne. Folglich steige auch nicht der Wohlstand automatisch durch mehr Produktion, wenn damit lediglich gestiegene Erwartungen erfüllt werden, also ein höheres Bedürfnisniveau bedient werden müsse.⁴ In diesem Punkt begegnen sich Galbraith und Sahlins. Anders als bei Sahlins gesehen, hält Galbraith allerdings ein hohes Produktionsniveau selbst für wichtig. Er stellt keineswegs die Bedeutung der Produktion in Frage, sondern kritisiert, dass das Produktionsziel einseitig verfolgt wird. Nicht zuletzt einem alten Denken der Not verhaftet, statt die neue Situation der Überfluggesellschaft zu registrieren, werde der Blick viel zu eng auf die privatwirtschaftliche Konsumgüterproduktion gerichtet, die aber auf dem erreichten Niveau bei weiterer Steigerung in dieser Richtung den geringsten allgemeinen Nutzen stiften würde. Wichtiger wäre vor allem die Förderung der öffentlichen Dienste, etwa in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Verkehr, sowie eine gezieltere Forschung in diesem Sinne.⁵

Galbraith betrachtete die Überfluggesellschaft als einen historischen Fortschritt, sofern sie von Hunger und existenzieller materieller Not befreie, was ihn nicht davon abhielt, ihre seinerzeitige Ausprägung zu kritisieren. In späteren Kritiken an der Überfluggesellschaft oder der Deutung der westlichen Nach-

4 »In Europa trat diese Erscheinung [dass Bedürfnisse mit den Waren selbst mitproduziert wurden; S.L.] erst in den 60er Jahren zutage. Seltsamerweise resultierte dies nicht in einer Verbesserung und Erleichterung des Lebens, vielmehr transformierte sich die Gesellschaft in eine auf Arbeit ausgerichtete Veranstaltung, in der die Lebenshaltung zur Konsumfunktion zugunsten des Wachstums der Industrie wurde (...)« (Mikl-Horke 1999: 526). – Nicht zuletzt war auch für die Soziologie Arbeit lange Zeit interessanter als Konsum. In der deutschen Soziologie spielte Konsum nur phasenweise und insgesamt eine untergeordnete Rolle (Schrage 2009b). Im letzten Jahrzehnt hat das Interesse an der Erforschung der »Konsumgesellschaft« dagegen deutlich zugenommen.

5 Hirsch (1978) beobachtet fast zwanzig Jahre später, dass spätestens seit Mitte der 1960er Jahre genau solche Investitionen verstärkt erfolgten, freilich die Paradoxien nicht beseitigten. Seine Zuspitzung des Überfluggesellschaftsparadoxes lautet deshalb nicht mehr nur, dass trotz wirtschaftlichen Erfolgs der Produktion eine hohe Bedeutung zuwachsen. Vielmehr ist seine Frage jetzt, warum am ökonomischen Fortschritt festgehalten werde, obwohl er gerade zu immer unbefriedigenderen Resultaten führe, je mehr Menschen daran Anteil gewinnen (ebd.: 1).

kriegsgesellschaften als Überflussgesellschaften finden sich ähnliche Argumente und Motive wieder, auch wo Galbraith' Annahmen selbst kritisiert werden. So hält Lefebvre (1972: 77ff.) die Charakterisierung als Überflussgesellschaft zwar für ungeeignet, allerdings eben weil der produktivistische Überfluss, wie es auch Galbraith kritisierte, ein sehr einseitiger sei, der soziale und kulturelle Bedürfnisse vernachlässige oder sogar auf deren Kosten erreicht werde. Ähnlich sieht letzteres Marcuse (1969), der deshalb aber nicht die Bezeichnung Überflussgesellschaft in Frage stellt, sondern vielmehr zur »Befreiung« von dieser aufrief: »Ich denke, wir stehen einer geschichtlich neuartigen Situation gegenüber, weil es für uns heute darum geht, uns von einer relativ gut funktionierenden, reichen, mächtigen Gesellschaft zu befreien. (...) von einer Gesellschaft, die in großem Maße die materiellen und sogar die kulturellen Bedürfnisse des Menschen entwickelt« (ebd.: 186). Lefebvre wie Marcuse begrüßen dabei, wie Galbraith, eine hohe Produktivität als fortschrittlich. Sahlin und später Gronemeyer (2002) dagegen schließen stärker an die Überlegung an, dass mit erhöhter Produktivität auch die Bedürfnisse wachsen (beziehungsweise überhaupt hervorgebracht werden) und dass es folglich kein Wohlstandszugewinn sein könne, wenn die höhere Produktivität die zu befriedigenden Bedürfnisse erst schaffe und dann auch bedienen müsse. Gronemeyer (ebd.: 73ff.) hält deshalb »Knappheitsgesellschaft« für die treffendere Diagnose als Überflussgesellschaft.⁶

Für die vorliegende Untersuchung ist es freilich wichtig, am Begriff des Überflusses festzuhalten, geht es doch bei den Tafeln um das Sammeln und Verteilen von überflüssigen Lebensmitteln. Entscheidend ist vielmehr, das Verständnis von Überfluss zu qualifizieren und zu fragen, was bestimmte Formen von Überfluss für Konsequenzen zeitigen. Welcher gesellschaftliche Nutzen

6 Nicht für *die* Gesellschaft, aber für die Wirtschaft der Gesellschaft entspricht das dem systemtheoretischen Verständnis: »In diesem Sinne ist in der heutigen »Überflußgesellschaft« viel mehr knapp als früher, und Geld hat die Form einer Weltkonstruktion angenommen (...)« (Luhmann 1997b: 349). Insofern die Systemtheorie sich für die Ausdifferenzierung und selbstreferenzielle Schließung des Wirtschaftssystems interessiert, erscheint Überfluss hier in eigenwilliger Weise vor allem als das, worauf Wirtschaft zugreift, als Ressource und monetärer »surplus« (Hutter 1999: 49f.). Nicht als Überfluss wird dagegen beobachtet, was Wirtschaft hervorbringt, womit sie ihre »teilsystemische Umwelt« konfrontiert, was als solches die lebensweltlichen Orientierungen der gesellschaftlichen Akteure sowie deren Ungleichheitsverhältnisse betrifft und was zudem ökologische Konsequenzen hat. Die systemtheoretische Perspektive erweist sich deshalb für ein Verständnis des Überflusses der »Überflussgesellschaft« als wenig weiterführend.

entspringt aus welchem Überfluss, für wen, und welche Kosten, Verluste oder Einschränkungen verbinden sich damit?

Die Darstellungen zeigten, dass die Überflussgesellschaft einerseits materielle Not und existenziellen Mangel historisch überwinden konnte, dass sich dabei andererseits neue Paradoxien und Konflikte einstellten. So führte der Überfluss nicht dazu, dass allen der Zugang dazu eröffnet wurde, obwohl prinzipielle Ausschlussgründe außer Geltung gesetzt wurden. Darüber hinaus trat die Relationalität des Überflusses deutlicher hervor. Was schon als Überfluss oder noch als Notwendigkeit oder gar Mangel gelten konnte beziehungsweise musste, veränderte sich über die Zeit. Insbesondere erhöhten sich mit dem produzierten Überfluss auch Bedürfnisse, so dass der Wohlstandsgewinn fraglich blieb. Anfangs konnten noch optimistisch vorübergehende Schwierigkeiten angenommen werden, doch wurde immer deutlicher, dass der Überfluss Probleme in neuer Art und Weise mit sich brachte. Kritiken stellten deshalb immer wieder das Wohlstandsmodell der modernen ›westlichen‹ Überflussgesellschaften in Frage. Die folgenden Abschnitte werden weiter den Versprechungen, Hoffnungen und Enttäuschungen nachgehen, die sich mit der Herausbildung der Überflussgesellschaften verbinden. Zunächst geht es um das Überflussverständnis im verbreiteten Sinne, nämlich als Konsumüberfluss, um daraufhin näher auf die Diskussionen um Ungleichheiten und Ausgrenzungen einzugehen. Vor diesem Hintergrund wird dann ein genaueres Verständnis des zeitgenössischen Überflusses entwickelt werden können.

2 ÜBERFLUSSGESELLSCHAFT ALS KONSUMGESELLSCHAFT

Die Spuren modernen Konsums wurden von HistorikerInnen bis ins 17. (Holland) beziehungsweise 18. Jahrhundert (England) zurückverfolgt. Für Deutschland setzen Torp/Haupt (2009: 10f.) den Beginn der Konsumgesellschaft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an. Dies ist freilich der analytische Blick in die Vergangenheit mit Hilfe von ›Konsum‹- und ›Konsumgesellschaft‹-Verständnissen, die anhand wissenschaftlicher Kriterien gewonnene Kategorien darstellen. Im gesellschaftlichen Selbstverständnis wird das Entstehen der Konsumgesellschaft dagegen »mit den Nachkriegerscheinungen von Überfluss und Konsumentensouveränität« identifiziert (ebd.: 11, vgl. König 2000). Heutigen Vorstellungen entsprechend liegt ›Überflussgesellschaft‹ damit sehr nah am Verständnis der (Massen-)Konsumgesellschaft. So führt etwa Kneer (2001: 422)

aus Konsum- beziehungsweise Konsumentenperspektive in die Überflussgesellschaft ein:

»Manchem Zeitgenossen erscheint die gegenwärtige Gesellschaft längst als ein gigantischer, überdimensionierter Supermarkt. (...) Längst haben wir uns daran gewöhnt, stets und überall eine Auswahl aus einer unübersichtlichen Fülle von Erzeugnissen und Konsumartikeln treffen zu können und, wenn man so sagen will, treffen zu müssen.

Es dürfte vor allem die (...) Vorstellung eines reichhaltigen, mehr oder weniger grenzenlos erscheinenden Waren- und Konsumangebots sein, die dem zeitdiagnostischen Begriff einer Überflussgesellschaft zugrunde liegt.«

Grundlage dafür ist die historische Durchsetzung dessen, was man mit einem Titel von Schrage (2009a) »Die Verfügbarkeit der Dinge« nennen kann, die in der (westlichen) Konsumgesellschaft durch *marktförmig organisierten Konsum* allgemein ermöglicht wird. Die Nähe des Verständnisses der Konsumgesellschaft zur Überflussgesellschaft ergibt sich vor allem daraus, dass es nicht um ›basalen‹ Konsum geht, nicht um ›elementare Bedürfnisbefriedigung‹, sondern gerade um Konsum darüber hinaus. Dieses ›Mehr‹ an Konsum beziehungsweise an realen wie vorstellbaren Konsum*möglichkeiten* bringt die Menschen in eine Wahlposition, die zugleich als Freiheits- und Autonomiegewinn bei der Alltagsgestaltung erlebt wird: »(...) affluence – a capacity and expectation to spend freely – increases the range and variety of people’s experiences because surplus income gives people choice over the commodities and services they consume« (Ransome 2006: 4).

Selbstverständlich bedarf der Massenkonsum einer entsprechenden Produktion, so dass Produktion und Konsum immer in wechselseitigen Abhängigkeiten stehen müssen. Bei der Betrachtung des Überflusses lag das Augenmerk zunächst noch auf dem erreichten Produktionsniveau und verschob sich erst allmählich in Richtung der Verwendung des Produzierten, des Konsums. So stand für Galbraith 1958, wie gesehen, die Produktion im Vordergrund. Noch die neu sich herausbildenden Bedürfnisse waren für ihn produktionsgetrieben, resultierten vor allem aus den neuen Angeboten und Werbestrategien, obwohl darüber hinaus dem sozialen Vergleich (man muss das haben, was der Nachbar hat oder mehr/besseres als dieser) ein eigenes Gewicht zuerkannt wurde. Mit einer ›vernünftigen‹ Ausrichtung der Produktion jedenfalls würde sich das Ziel des allgemeinen Wohlstands erreichen lassen. Insofern kann man sagen, dass Galbraith noch mehr dem Denken der Notwendigkeitsgesellschaft verpflichtet war, gegen

das er auftrat.⁷ Als frühes Anzeichen der neuen Aufmerksamkeit für den Konsum kann dessen aufkommende Kritik aufgefasst werden. Schriften aus den 1950er Jahren von Habermas (1973) stehen dafür und folgen ihrerseits den in den USA entwickelten ›Kulturindustrie‹-Thesen von Horkheimer/Adorno (1997). Diese Kritik ging gerade davon aus, dass über den Konsum die Produktionsstrukturen noch die entferntesten Lebenssphären dominierten: »Dem Arbeitsvorgang in Fabrik und Büro ist auszuweichen nur in der Angleichung an ihn in der Muße« (ebd.: 145).

Die weitere Bedürfnisdiskussion, wie oben dargestellt (1.2), verweist darauf, dass den KonsumentInnen und dem Konsum selbst in der Folge eine immer größere Bedeutung zukam, nicht zuletzt im verbraucherpolitischen Kontext. Offe (1981: 123ff.) macht geltend, dass man sich über Bedürfnisse schlicht täuschen könne und dies um so mehr, als sie sich einerseits nicht mehr auf traditionelle Gewissheiten und Gewohnheiten berufen können und andererseits durch die Zunahme von Angeboten und Optionen ein gesteigerter Entscheidungsdruck entsteht – damit sind bereits die wesentlichen strukturellen Probleme vorformuliert, auf die sich noch aktuelle Konsumismusthesen stützen. Offe reflektiert eine relativ eigenständige, ausdifferenzierte Konsumentenrolle. In seinen verbraucherpolitischen Überlegungen scheint es ihm sogar angezeigt, eine stärkere Rückbindung der Konsumentenperspektive an die Produzentenrolle (an Arbeit) zu befürworten. Überhaupt deutet das verstärkte Interesse an Verbraucherpolitik an, dass sich zwischenzeitlich allzu optimistische Annahmen zur ›Konsumenten-souveränität‹ nicht erfüllt hatten (Krol 1981). Zwar sehen sich Konsumierende in der Massenkonsumgesellschaft in einer neuen Position, nämlich der von Wählenden. Aber diese Beseitigung des Mangels und der Übergang zum Überfluss führen deshalb nicht zu Entspannung und verbreiteter Zufriedenheit. Seitdem die Unternehmen nicht damit rechnen können, dass gerade *ihre* Produkte durch die KonsumentInnen gewählt werden, stehen sie im gesteigerten Wettbewerb um die KonsumentInnen, einschließlich verstärkter Beeinflussungsversuche. Allgemein gewannen also die Konsumenteninteressen an Gewicht (›Verbrauchermacht‹). Zugleich musste die Konsumentenposition aber durch Verbraucherpolitik gestärkt werden, da sich Produzenteninteressen als strukturell durchsetzungsstärker erwiesen (Offe 1981).

Aber nicht nur eine strukturell relativ eigenständige Konsumentenposition (neben Produzent und Staatsbürger) bildet sich in modernen Industriegesellschaften heraus. Jenseits eines naiven Konzepts von ›Konsumenten-souveränität‹

7 Auf weiter reichende Analysen von Riesman zur selben Zeit gehe ich im Abschnitt 4.1 ein.

des ›rationalen Verbrauchers‹ wird zunehmend die kulturelle Bestimmung der Konsum- und Handlungsmuster betont, so von Bourdieu (1999 [1979, dt. zuerst 1982]) und Douglas/Isherwood (1979). Wenn man erst einmal allgemein verbreiteten Konsum voraussetzen kann, zeigt sich schnell, dass er entlang soziokultureller Kriterien erfolgt und eine symbolische Ordnung reproduziert oder auch transformiert. Darüber hinaus machte de Certeau (1988 [1980]) in dieser Zeit darauf aufmerksam, dass Konsumhandeln sich nicht durch restriktive Vorgaben determinieren lässt, sondern sich mehr oder weniger kreative Freiräume schaffen kann. Wie ein Produkt Verwendung findet, ist durch die Produktion und das Produkt keineswegs festgeschrieben. In diesem Sinne entwickelte sich (im englischsprachigen Raum) seit den 1980er Jahren eine breite und anhaltende Forschung zur ›consumer culture‹, die sich den Konsumpraktiken und deren relativ eigenständigen Bedeutungs(re)produktionen widmet (vgl. Sassatelli 2007):

»Indeed, products exist as culture through the practices which entangle them in lived social relationships. Yet, the economic value of a commodity is, to a degree, independent of the particular meanings which may be given to it, or the specific uses it may be put to in everyday life. (...) consumption takes places in institutional contexts which exist as relatively separated fields of practice against the background of commoditization« (ebd.: 196).

Noch einen Schritt weiter gehen die gesellschaftsdiagnostischen Entwürfe von Beck (1986), Schulze (1992) und Gross (1994), auf die auch Kneer (2001: 429f., 435, 440) als relevant für die Überflusssgesellschaftsdiagnose verweist. Sie gehen insofern weiter, als sie nicht nur neue Freiheiten *im Konsum*, sondern eine ganz neue gesellschaftliche Situation ausmachen, die einen grundlegenden Wandel begründet und eine entsprechende neue Analyseperspektive erfordert. Im Motiv folgen sie damit Galbraith, der die ›Überflusssgesellschaft‹ von der ›Mangelgesellschaft‹ absetzte, um dann die Gesellschaft unter der Prämisse des Überflusses, nicht des Mangels, neu zu betrachten. In vergleichbarer Weise haben zuletzt Ransome (2006) und Stehr (2007) auf die Besonderheiten der Überflusssgesellschaft Bezug genommen.

In Becks »Risikogesellschaft« (1986: 124) steht das bekannte Bild des »Fahrstuhl-Effekt« für einen »kräftigen historischen Ruck«, für einen »*Umbruch im Verhältnis von Arbeit und Leben*«:

»Es handelt sich also um einen Freisetzungsschub, der nicht in, sondern außerhalb der Erwerbsarbeit die Lebensbedingungen der Menschen in Bewegung gesetzt hat. Die neuen materiellen und zeitlichen Entfaltungsmöglichkeiten treffen zusammen mit den Verlo-

ckungen des Massenkonsums und lassen die Konturen traditionaler Lebensformen und Sozialmilieus verschwinden« (ebd.).

Obwohl der »Fahrstuhl« die sozialen Ungleichheiten nicht aufhebt, ändert er doch gesellschaftlich etwas Grundsätzliches für tendenziell alle, also auch für die, die weiterhin am unteren Ende der gesellschaftlichen Hierarchien leben, so die Diagnose. Denn auch sie kommen in eine Situation, die eine, mit Galbraith gesprochen, zumindest von elementarem Mangel und materieller Not freie ist und damit Individualisierungschancen eröffnet. Ganz in diesem Sinne begründete dann Schulze (1992) mit dem Übergang zur Überfluggesellschaft einen Mentalitätswandel hin zur »Erlebnisorientierung«, wobei er die Individualisierungen in Milieus einbindet. Ransome (2006) sieht auf der statistischen Basis der Einkommensentwicklung für das zeitgenössische Großbritannien die Bezeichnung »affluent society« gerechtfertigt. Dass die Beteiligung am Überfluss eine graduelle ist, stellt er damit nicht in Abrede. Die Teilnahme am Konsum (in Menge und »qualitativer« Ausprägung) und der soziale Wandel (von »work-based« zu »consumption-based« Orientierungen) fallen folglich durch Ungleichheiten gebrochen aus. Insbesondere macht Ransome darauf aufmerksam, dass Arbeit nicht zwangsläufig an Bedeutung verliere, wenn die des Konsums steigt. Statusunterschiede lassen sich weiterhin an Berufspositionen bemessen und vor allem setzt ausgedehnter Konsum gestiegene Einkommen voraus. In der Überfluggesellschaft lässt sich beobachten, dass das Interesse an Arbeit nicht abnimmt und dass statt mehr Freizeit anzustreben einem kostenintensiveren Konsum tendenziell der Vorzug gegeben wird. Hier wird gewissermaßen das Galbraithsche Paradox, dass der Produktion im Überfluss höhere statt geringere Aufmerksamkeit zukomme, als Wahloption gedeutet. Das Festhalten an oder sogar die Intensivierung von Arbeit widerspricht deshalb nicht der Überfluggesellschaft, weil sie selbst eine gewählte Option ist: die Wahl der weiteren Steigerung des Konsumpotenzials.

Steier (2007) schließlich verknüpft den Überfluss mit seinen Überlegungen zur Wissensgesellschaft: »Obwohl Reichtum und Bildung keineswegs gleich verteilt sind, sind beide weiter verbreitet als jemals zuvor in der Geschichte der Menschheit« (ebd.: 18).⁸ Aus dem Zuwachs an Wohlstand und Information resultiert für ihn eine neue moralische Durchdringung wirtschaftlichen Handelns, der Produzierenden wie Konsumierenden, und bis in die Marktinstitutionen und

8 Noch etwas pointierter: »Das Wachstum eines selbstbewussten Individualismus und der wachsenden Klugheit in modernen Gesellschaften repräsentiert den kulturellen Widerpart des gestiegenen materiellen Wohlstands« (ebd.: 185).

Waren selbst hinein: eben eine »Moralisierung der Märkte«.⁹ Ausgeführt wird das vor allem an ökologischen Beispielen. Wie schon Galbraith kritisiert auch Stehr, dass diese neue Situation bislang keinen adäquaten Eingang in die Gesellschafts- und Wirtschaftsanalysen gefunden habe.

Einige Einwände gegen solche Ansätze liegen nahe und wurden, vor allem zu den früheren, vorgebracht. Insbesondere wurde bezweifelt, dass tatsächlich von einer Überflussgesellschaft im unterstellten Sinne ausgegangen werden kann und dass deren Optionen tatsächlich für (fast) alle gelten. Sie erscheinen in ökologischer (außer Beck) wie in sozialer Hinsicht als allzu »optimistisch« und selektiv. Der Optimismus von Galbraith im Aufschwung der Nachkriegszeit, der die sozialen Ungleichheitsfragen für weitgehend gelöst hielt und der globalen ökologischen Krisenwahrnehmung noch voraus lag, kann nicht ungebrochen fortgesetzt werden. Bei den genannten Autoren finden sich entsprechende Relativierungen, die zum Teil sicher den Charakter von Randnotizen haben, aber mitunter auch zu Korrekturen und Weiterentwicklungen führten.¹⁰ Sinnvoll bleibt es jedenfalls, neben notwendiger Kritik, am Verdienst solcher Überlegungen und Beobachtungsperspektiven festzuhalten. Das besteht, negativ formuliert,

9 Mit Bezug auf Durkheim geht er davon aus, dass Wirtschaft immer eine normative Basis hat. Insofern wird nicht ganz klar, warum von einer *Moralisierung als neuer* Entwicklung gesprochen wird. Dieses Problem wird zwar angesprochen (ebd.: 27), aber nicht aufgelöst. Gemeint ist eigentlich nicht eine *Moralisierung*, welche die bloßen Interessenskalküle verdrängt, sondern dass Moral und Kalkül als untrennbar anzunehmen sind (ebd.: 67). »Moralisierung« fällt allerdings begrifflich beinahe unausweichlich in das Entweder-Oder, weil es nur die andere Seite betont. An dieser Stelle kann lediglich darauf verwiesen werden, dass andere Autoren versuchen, durch neue Begrifflichkeiten/Begriffsstrategien solche Dualismen grundsätzlicher zu unterlaufen (so Latour 2001, Boltanski/Chiapello 2001, 2003).

10 Ransome (2006: 39) konstatiert etwa ein moralisches Dilemma »that even a small minority of the population are living not only in non-affluent, but in poor circumstances when so many others are at or above the average«. Beck stellt heute seine frühen Ungleichheitsthesen aus »kosmopolitischer« Sicht selbst in Frage (2008: 17) und setzt an die Stelle seiner bekannten Formel, dass Not hierarchisch, Smog demokratisch sei: »Klimawandel ist beides: hierarchisch und demokratisch« (ebd.: 39). Zur *Moralisierungsthese* wird Kapitel VI 2 in dieser Studie Anschauungsmaterial dafür liefern, was *Moralisierung* auch heißen kann, nämlich eine Kommunikation von Nachhaltigkeit, die dennoch ökonomisch dominiert bleibt.

im Verzicht darauf, eine allgemeine Mangeldiagnose¹¹ zu unterstellen und entsprechend Mangelbehebung anzustreben. So werden andere Sichtweisen möglich, die andere Probleme erkennen lassen oder die im Erscheinungsbild selben in anderer Weise, nämlich als ›Überflussprobleme‹. Was sonst als »Siege« (Beck 2008: 55), als Erfolge bei der andauernden Mangelbeseitigung weiter angestrebt wird, kann sich dann leicht selbst als krisenrelevant herausstellen, was gerade in ökologischer Hinsicht deutlich ist. Aber auch bezogen auf Ungleichheitsfragen kann man weiter gehen und sagen, dass solche Ansätze – zumindest implizit – sogar *neue Integrationsansprüche* stellen: Es wird jetzt nicht mehr reichen, allein materielle Teilhabe im Sinne elementarer Bedürfnisbefriedigung (Mangelbeseitigung) zu berücksichtigen, sondern es müssen *allen Chancen eigenständiger Lebensgestaltung* eröffnet werden. Dies wird im Abschnitt zum flexiblen Überfluss (4.1) noch genauer ausgeführt werden.

Von Überfluss statt Mangel auszugehen vernachlässigt also nicht vorhandene Probleme, sondern deutet sie aus anderer Perspektive. Um das noch überzeugender nachvollziehbar zu machen, ist es möglicherweise hilfreich, eine ausdrücklich ›pessimistische‹ Lesart auf der Basis vergleichbarer Annahmen heranzuziehen. Eine solche entwirft Bauman (2003) mit seiner konsumgesellschaftlichen Diagnose als der »negativen Utopie einer flüchtigen Moderne« (ebd.: 23). Auch für ihn gibt es einen Wandel, der einerseits von hergebrachten Zwängen befreit, zum anderen eine Vielzahl neuer Optionen bereithält. Allerdings stellen die erreichten Konsummöglichkeiten laut Bauman keineswegs einen Freiheitsgewinn, sondern eine neue Knechtschaft dar, wenn »die postmoderne Gesellschaft ihre Mitglieder in erster Linie als Konsumenten und nicht als Produzenten *in die Pflicht nimmt*« (ebd.: 93, meine Hervorhebung S.L.). Das bezieht sich nicht nur auf das Einkaufen, sondern zielt auf ein konsumistisches Handlungsmuster, welches alle Lebensbereiche bis ins private Liebesleben hinein durchdringt: »Consuming Life« (Bauman 2007). ›Befreit‹ von Maßstäben und Kriterien, die traditionelle Lebensformen, aber auch die ›feste‹ Moderne boten, stehen die

11 Aus Konsumperspektive wird diese Mangeldiagnose allerdings mitunter selbst (mit-) konstruiert. Die Zuordnung des Konsums zum ›Reich der Freiheit‹, dagegen der Arbeit zum ›Reich der Notwendigkeit‹ (»(...) since work is the primary means of satisfying our survival needs«, Ransome 2006: 2) wird differenzierten Arbeitsverständnissen kaum gerecht. Wo Arbeit als Quelle von Zufriedenheit, Selbstentfaltung und Selbstbestimmung aufgefasst wird (exemplarisch nur Sennett 2008), greift eine Kritik an deren ›Asketismus‹ und Fixierung auf ›Überlebenssicherung‹ zu kurz. Dass Konsum und Arbeit überdies keineswegs eindeutig zu trennen sind, darauf sei hier nur verwiesen (vgl. Lorenz/Rosa 2009).

KonsumentInnen einem Überangebot von immer neuen Gütern, Optionen und Sinngebungen gegenüber, was leicht in Überforderungen führen kann. Beispielhaft illustrieren lässt sich das an dem von Barlösius (1999: 22) beobachteten »Paradox, daß die historische Chance zum Eßgenuß in Verunsicherung, Appetitlosigkeit oder zwanghafte Ernährungsideologien umschlägt«. Wenn in immer mehr Lebensbereichen immer neue Wahlen getroffen werden müssen, nicht nur zu dem, was man kauft, sondern auch wo und wann man dies tut, darüber hinaus in Bereichen der sozialen (Zusatz-)Versicherungen oder den Strom-, Wasser- und Gasanbietern, die lange nicht zur Wahl standen – dann entsteht vermehrter Entscheidungsdruck und die Wahlfreiheit erscheint immer wieder als Wahlzwang: man kann nicht nicht wählen. Zudem sind die Wahanforderungen häufig widersprüchlich: das vielfältigste Essen steht ebenso zur Auswahl wie die verschiedensten Diätprogramme, womit man sich in quasi-bulimischen Anreizstrukturen bewegt (vgl. Lorenz 2009d). Ohne zureichende Orientierung bleibe nur die Flucht nach vorn, so Bauman (2003), also immer weiter mitzurennen, wobei die Rücksichten auf andere, die gesellschaftlichen Solidaritäten, auf der Strecke bleiben müssten. In der konsumistischen Gesellschaft ist es vor allem anderen wichtig, möglichst selbst dabei zu bleiben. »Das wichtigste Mittel, sozusagen das Mittel zweiter Ordnung, ist dabei die Teilnahme am Rennen: Bleibt man im Rennen, so hält das den Glauben an andere Mittel und das Verlangen nach ihnen lebendig« (ebd.: 89). Neben den sozialen Konsequenzen der Desorientierung und der Solidaritätsverluste liegen auch die ökologischen Probleme auf der Hand (die bei Bauman aber nicht zentral sind). Die permanente Verfügbarkeit von Konsumoptionen, die als *Auswahlmöglichkeiten* prinzipiell gar nicht alle realisiert werden können und sollen, erfordert einen hohen Energie- und Ressourceneinsatz bei Produktion und Verteilung. Zudem bringt sie systematisch und unausweichlich – durch das permanente »Veralten« des gerade noch Neuen – ökologisch folgenreiche Abfälle hervor.

In ökologischer Hinsicht wurde seit den frühen 1970er Jahren (Meadows u.a. 1972) immer wieder auf die Grenzen der Ressourcenverfügbarkeit verwiesen: um im Überfluss materielle Dinge produzieren zu können, bedarf es großer Mengen an Energien und natürlichen Ressourcen, die aber endlich sind. Der Verbrauch wiederum verursacht durch Verschleiß, über Abgase, Abwässer, Abraum usw. die Freisetzung von Schadstoffen, die ökologisch noch problematischer sind als der bloße Ressourcenverbrauch (BUND/Misereor (Hg.) 1996). Und schließlich drängte sich in den 1970er Jahren (in Deutschland) eine weitere Erkenntnis in diesem Zusammenhang auf, die Krohn/Hoffmann-Riehm/Groß (2011: 422) in die Formel fassen: »Müll kann man nicht wegwerfen«. All die im Überfluss produzierten materiellen Dinge sind nicht einfach weg, verschwinden

nicht einfach aus der Welt, wenn man sie nicht mehr braucht oder will. Sie erfordern allein durch ihr Dasein eine zunehmend aufwendige Befassung mit ihnen. Das eindrucksvollste Beispiel dafür ist sicher Atommüll, der auf für menschliche Maßstäbe unvorstellbare Zeiten hinaus das irdische Leben beschäftigen muss.

Es geht an dieser Stelle nicht darum, sich für eine der genannten Diagnosen zu entscheiden. Auf Konsumentenebene zeigen meine eigenen Studien, dass man genauso Baumansche Orientierungsmuster empirisch finden kann, wie man zugleich auf andere trifft – und für alle lassen sich gesellschaftstheoretische Referenzen ausweisen (Lorenz 2005, 2007a). Zeitdiagnostische Szenarisierungen arbeiten mit Überzeichnungen und bringen Erzählungen hervor, in denen vermutete Tendenzen betont werden, die sich aus der je eingenommenen Perspektive heraus plausibilisieren lassen. Entscheidend ist hier vielmehr die Mehrdeutigkeit der Szenarien, die aber ihrerseits alle *einen* Wandel voraussetzen und annehmen, der sich zentral mit der Annahme von Überfluss, repräsentiert in der Form des Konsumüberflusses, verbindet. Modernetheoretisch verallgemeinert steht dabei Enttraditionalisierungen die Optionenvervielfältigung gegenüber.

Festgehalten werden kann, dass die gesellschaftlichen Veränderungen zweifellos Resultate mit sich brachten, die sich für viele als vorteilhaft und attraktiv erwiesen. Die historisch gestiegene Verfügbarkeit und Bedeutung von Konsum eröffnet eine Vielzahl von Möglichkeiten. Gerade deshalb entzündet sich Kritik daran, wenn der Zugang dazu nur unzureichend gewährleistet ist. Zugleich werden aber paradoxe und gegenläufige Effekte beobachtet, die die ›Segnungen‹ des Konsumüberflusses grundlegender in Frage stellen: sind die in Aussicht stehenden Optionen wirklich erstrebenswert, wenn sie zugleich die Einsätze immer weiter nach oben treiben, wenn es auf Kosten gesellschaftlicher Solidaritäten geht, wenn das ›Klima‹ im sozialen wie ökologischen Sinne dabei unwirtlich wird? Einerseits wird also allgemeiner Zugang gefordert, um allen Anteil an den Möglichkeiten zu eröffnen, andererseits wären grundsätzlichere gestaltende Korrekturen erforderlich, die destruktive Effekte vermeiden helfen. Überfluss ist eine Gestaltungsaufgabe und in diesem Sinne werden auch die Tafeln als Gestaltungsvariante im Überfluss zu untersuchen sein: denn sie nutzen die Überschüsse des Konsumüberflusses für ihr Engagement und stellen damit ebenso Wohltätigkeits- wie Nachhaltigkeitsgewinne in Aussicht.

Die Ausführungen zum Konsumüberfluss konnten die bereits im vorangehenden Abschnitt genannten Probleme des Umgangs mit und des Zugangs zum (Konsum-)Überfluss weiter erläutern, die sich in der Überflussgesellschaft stellen. Wenn die Analysevorteile einer Überflussperspektive überzeugend de-

monstriert werden sollen, so lässt sich an dieser Stelle schließen, dann wird sie in jedem Fall die Frage des Zugangs qualifiziert aufnehmen müssen. Der folgende Abschnitt rückt deshalb den Zugang stärker ins Blickfeld und skizziert wichtige Diskussionen dazu. Daran kann die Qualifizierung der Überflussperspektive anschließen, die ich dann mit der These vom flexiblen Überfluss vertreten werde.

3 UNGLEICHHEIT, ARMUT UND AUSGRENZUNG

Die Sozialstaatsentwicklung nimmt ihren Ausgang in den Sozialgesetzgebungen des 19. Jahrhunderts und kommt in den Überflussgesellschaften im Europa der Nachkriegszeit zur Entfaltung. – Die Kriege selbst spielten bei der Konstituierung »nationaler Solidargemeinschaften« eine beträchtliche Rolle (Lessenich 2008: 59f.). – In der Prosperitätsphase seit den 1950er Jahren wurde Sozialpolitik nicht länger nur als Nothilfe verstanden, »sondern (sollte) darüber hinaus Vorsorge für dauernde Sicherheit von Arbeit, Einkommen und Wohlfahrt aller Bürger gewährleisten« (Mikl-Horke 1999: 592). Weniger ambitioniert in dieser Hinsicht ist das US-amerikanische Modell und auch innerhalb Europas ist es möglich, Differenzen in der vorgesehenen Rolle des Staates zu typisieren (paradigmatisch: Esping-Andersen 1990). Dennoch lässt sich verallgemeinernd feststellen, dass der Sozialstaat nun nicht länger als mit ökonomischer Prosperität unverträglich verstanden wurde. Im Aufwind der deutschen »sozialen Marktwirtschaft« stand ein »Wohlstand für alle« in Aussicht (Wildt 2009, Eißel 2008: 61ff.), der durch den Sozialstaat abgesichert werden sollte.

Die vorangegangenen Abschnitte zeigten bereits, dass der Optimismus des Aufbruchs in zumindest ambivalente Ergebnisse in den Entwicklungen der Folgejahrzehnte mündete. Zweifellos ist der Konsumwohlstand seit den 1950er Jahren in nicht vorhersehbarer Weise gewachsen und schafft damit tatsächlich eine gesellschaftliche Situation, die in historisch ungekannter Weise Not und elementaren Mangel überwinden konnte. Gewisse Ungleichheiten wurden dabei akzeptiert, nicht zuletzt unter der Annahme, dass reichere Menschen im Konsum vorangingen, der auch *dadurch* immer breiteren Bevölkerungsteilen erschlossen würde (Wildt 2009: 310). Alle steigen in den »Fahrstuhl« nach oben, auch wenn sie aus unterschiedlichen Etagen starten und die unteren Fahrgäste den oberen immer mehr oder weniger weit hinterher sind.

Allgemeine Aufstiegsmuster beschreiben auch die Bourdieuschen (1999) Ungleichheitsstudien der 1970er Jahre, sofern sie, wie zuvor die Zivilisationstheorie (Elias 1998), von einer ästhetisierenden Distinktionslogik ausgehen.

Demzufolge setzen die oberen Klassen immer neue Standards und werden durch Nachahmung immer erneut verfolgt von den Angehörigen der mittleren Klassen. Freilich reproduzieren sich darin im Verständnis Bourdieus Klassenstrukturen, bei denen auf erhöhtem Niveau weiterhin sichtbar bleibt, wer die Maßstäbe vorgeben und wer diesen bestenfalls mit einigem Abstand folgen kann. Zudem finden sich im Habitus der Zugehörigen der unteren Klassen und in deren »Notwendigkeitsgeschmack« angelegte Orientierungs- und Handlungsmuster, die vom gesellschaftlichen Aufstieg abhalten. Dennoch ist eine gewisse soziale Mobilität möglich und konzeptionell in »Laufbahnen« vorgesehen, somit sozialologisch nachvollziehbar.

Ältere Klassen- und Schichten-Modelle bildeten relativ konsistente Statuspositionen ab. Mit insgesamt wachsendem Wohlstand mehrten sich allerdings die »Statusinkonsistenzen« und die Mobilitäten im Statusgefüge. Im Gegensatz zu früheren Modellen konnte die dynamische Ungleichheitstheorie Bourdieus, unter anderem durch die Unterscheidung verschiedener Kapitalien und sozialer Felder, bereits eine Reihe von horizontalen (neben den vertikalen) Differenzierungen vorwegnehmen, die seit den 1980er Jahren zunehmend eingefordert wurden (Mogge-Grotjahn 2008: 48f.).

Spätere Lebensstil- und Milieu-Konzepte arbeiteten solche Differenzierungen heraus, die sich auf die Annahme von gesellschaftlichen Pluralisierungs- oder Individualisierungsentwicklungen stützten. Nicht länger die vor allem an der ökonomischen Stellung abzulesende vertikale Schichtung stand mehr als prägend im Vordergrund, sondern als bedeutender für soziale Ungleichheiten wurden kulturelle, ästhetisierende Differenzierungen ausgemacht.¹² Allerdings zeichnete sich seit den 1980er Jahren eine zunehmende und sich dauerhaft verfestigende Arbeitslosigkeit ab. Dass Bourdieu die von ihm rekonstruierte Ungleichheitsordnung prominent entlang von Berufspositionen abbilden konnte, kündigt nicht zuletzt davon, dass diese Ungleichheiten vor allem solche ungleicher Aufstiegschancen während der prosperierenden Nachkriegszeit, also in der durchgesetzten »Lohnarbeitsgesellschaft« im Sinne Castels (2000) waren, in der verbreitete Arbeitslosigkeit noch keine entscheidende Rolle spielte. Mit dem allgemeinen Anstieg von Arbeitslosigkeit sowie weniger standardisierten Erwerbsverläufen in veränderten Beschäftigungsformen erhöht sich allerdings er-

12 Solche Effekte wurden dort früh bemerkt, wo man sich mit den neuen Realitäten einer Überflussgesellschaft auseinander setzte: »in seinem neuen Wohnbezirk in der Vorstadt wird er [der Fabrikarbeiter, S.L.] gewissermaßen »horizontal« nach seinem Lebensstil beurteilt, nicht »vertikal« nach seiner Berufstätigkeit« (Riesman/Bloomberg 1973 [1957]: 82).

neut die Bedeutung der ökonomischen Sicherung als Ungleichheitskriterium, ohne dass deshalb die Pluralisierung von Lebensstilen an Bedeutung verliert.

Die dominierenden, seit den 1990er Jahren aufkommenden neuen Strukturmodelle folgen nur bedingt den früheren vertikalen Modellen. Sie unterscheiden im Wesentlichen nach ›innen‹ und ›außen‹, womit auf den zunächst in der politischen Öffentlichkeit Frankreichs geprägten Begriff der Exklusion Bezug genommen wurde.¹³ In Frankreich (vgl. Castel 2000 [1995], Paugam 1998), aber seit Mitte der 1990er Jahre auch in Deutschland, entwickelten sich entsprechende Analyseansätze. Für die deutsche Diskussion lässt sich die systemtheoretische Exklusionsbestimmung von den Ausgrenzungsdebatten unterscheiden, die unter den Begriffen Prekarisierung und ›Überflüssige‹ geführt werden.

Luhmann hatte 1995 den Exklusionsbegriff in seine Systemtheorie eingeführt. Exklusion bedeutet in diesem Theoriekontext den (kumulativen) Ausschluss von oder Verlust des Zugangs zu den gesellschaftlichen Funktionssystemen. Damit ist die Summierung mehrerer ›Teilexklusionen‹ gemeint, wenn zum Beispiel abgebrochene Ausbildung/Erziehung, Arbeitslosigkeit, mangelnder familiärer Rückhalt und unzureichende Gesundheitsversorgung zusammen kommen. Theoretisch bezeichnet die Unterscheidung zwischen In- und Exklusion eine begrifflich scharfe Trennung, so dass Stichweh (2010: 252) Exklusion am astronomischen Bild der »Schwarzen Löcher« illustrieren kann. Freilich vermerkt er daraufhin, dass »wenig (dafür) spricht, dass es Exklusion in der extremen Form des Abbrechens aller Kontakte zu allen Funktionssystemen gibt«. Zudem seien »Exklusionsbereiche« immer als »innergesellschaftlich ausgegrenzte Bereiche« zu verstehen (ebd.: 254), nicht als etwas der Gesellschaft äußeres. Schließlich rückt er In- und Exklusion begrifflich und strukturell sogar in ein hierarchisches Verhältnis. Exklusionen sind damit als kontrollierte (Beispiel Gefängnis), jedenfalls auf die ein oder andere Weise dominierte Inklusionen zu verstehen, in der Regel mit Anspruch auf »Resozialisierung« (ebd.: 255), also ›richtige‹ Inklusion in die gesellschaftlichen Teilsysteme.

Prägender für die Ungleichheitsdiskussionen waren aber im letzten Jahrzehnt die anderen beiden Debattenstränge zu Prekarisierung (vgl. Dörre/Castel (Hg.) 2009) und ›Überflüssigen‹ (vgl. Bude 2008, Bude/Willisch (Hg.) 2008), die sich stärker an die französische Diskussion anschließen. Diese richtet sich nicht allein, aber doch in hohem Maße an der Integration durch Erwerbsarbeit aus. Dabei geht es keineswegs nur um die mit den erzielten Einkommen verbundene Kaufkraft, sondern besonders darum, dass die Systeme sozialer Sicherungen in den letzten Jahrzehnten eng an die Erwerbsarbeit geknüpft wurden. In diesem

13 Vgl. zur Begriffsrekonstruktion Stichweh (2010: 240ff.).

Sinne gilt in der »Lohnarbeitsgesellschaft« für Castel (2000: 13) »Arbeit (...) als Hauptstütze für die Verortung in der Sozialstruktur«. Das von Castel vorgeschlagene Zonen-Modell unterscheidet die Zonen der Integration, der Verwundbarkeit und der Entkoppelung, die jeweils mit stabiler Beschäftigung (»Normalarbeitsverhältnis«), prekärer Beschäftigung oder Ausschluss von Erwerbsarbeit einhergehen.¹⁴ Prekarisierung betont also vor allem die Verunsicherungen in der Arbeitswelt (das heißt die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und -rechten, Probleme kollektiver Interessenvertretung), in Verbindung mit Einschränkungen bei der sozialen Sicherung und den lebensweltlichen Konsequenzen (befürchtete und tatsächliche Statusverluste, Abstiege, Verarmung). Die »Überflüssigen« (oder Überzähligen, Entkoppelten, Entbehrlichen, Ausgeschlossenen, Ausgegrenzten, Exkludierten, Nutzlosen – die Begriffsvielfalt in der Debatte deutet Analyseprobleme an) stehen kategorial für diejenigen, die von Erwerbsarbeit und sozialen Sicherungen, möglicherweise auch von sozialen Beziehungen weitgehend ausgeschlossen sind. Umstritten bleibt mehr noch bei den »Überflüssigen« als den »Prekariern«, ob und inwieweit sich solche Kategorien personal zuschreiben lassen. Zum einen wird damit die Vorstellung genährt, dass die gemeinten Menschen ganz und dauerhaft »überflüssig« seien, zum anderen suggeriert sie individuelle Einzelschicksale, was weiterhin vorhandene typische Gruppenrisiken verdecke (so etwa Castels (2009: 29f.) Kritik des Exklusionsbegriffs).

Eine andere analytische Fassung der neueren, sozialstrukturell gedeuteten Ausgrenzungsprobleme, die sich beinahe als Syntheseangebot zwischen älteren Ungleichheitsmodellen, systemtheoretischer Exklusion und dem Zonen-Modell interpretieren lässt, hatte Offe (1996: 274f.) knapp skizziert. Er unterschied zwischen Gewinnern, Verlierern und »Überflüssigen«. Die beiden ersten sind Teil der kollektiven gesellschaftlichen Ressourcenkonflikte, wenn auch mit gegenläufigen Ergebnissen, eben als (eher) Gewinner oder (eher) Verlierer. »Überflüssige« sind dagegen ganz von den Möglichkeiten der Interessenartikulation und -verfolgung ausgeschlossen, wobei auch Offe eine »innere« (innergesellschaftliche) und gegebenenfalls teilweise Exklusion meint. »Ihnen mangelt die

14 Parallel dazu sieht das Modell in der Dimension Familie/Gemeinschaft die Unterscheidung von stabilen Beziehungsnetzwerken, dem Brüchigwerden dieser und schließlich der sozialen Isolation vor. Wobei der Autor selbst erklärtermaßen keine genaue Abhängigkeit zwischen Arbeits- und Sozialbeziehungsdimension feststellen kann (Castel 2000: 360f.). Dominant bleibt in der Castelschen Diskussion gesellschaftlicher Integration die Erwerbsarbeit.

Verkehrsberechtigung bzw. die basale Zahlungs- und Teilnahmefähigkeit für Teile oder die Gesamtheit des bürgerlichen Lebens« (ebd.: 275).

Für eine tatsächliche Synthese ist die Überlegung im Hinblick auf die Ausgrenzungsdebatten vermutlich zu strikt vertikal orientiert. (Die Horizontale ist bei Offe für die ethnisch/nationalistische Dimension vorgesehen (ebd.: 273).) Die ›Überflüssigen‹ sind für ihn im gesellschaftlichen Gefüge eindeutig ›unten‹ verortet. Ein Rekurs auf eine ›neue Unterklasse‹, wie bei Offe, wird in den Ausgrenzungsdebatten als zu sehr an US-amerikanischen Verhältnissen orientiert zurückgewiesen. Unstrittig ist wohl in der Diskussion, dass die Ausgrenzungsrisiken ›unten‹ deutlich höher sind; strittig ist, wie weit sie in die gesellschaftliche ›Mitte‹ reichen. Bislang greifen in der Mitte vor allem gefühlte Verunsicherungen und Abstiegsängste um sich – für die es gute Gründe gibt, die aber über die realen Risiken und Verluste hinausgehen (Böhnke 2006, Struck 2009).

Der Vorzug der Offeschen Fassung ist, dass mit ihr das Fortbestehen älterer Konflikte ebenso erfasst werden kann, wie eine eigene Qualität neuerer sozialer Probleme. Die Grenzziehungen werden dabei grundsätzlich als umkämpft vorgestellt, entlang von »zwei Demarkationslinien«. An der oberen finden Verteilungskämpfe statt, an der unteren »Kämpfe um Anerkennung und Inklusion« (ebd.: 282). Mit diesem dynamischen Verständnis wird bedacht, dass sich Positionen ändern können und dass sie sich nicht allein aus der Beobachterperspektive heraus festlegen lassen. Man bleibt damit auf die empirische Forschung verwiesen, die solche Auseinandersetzungen in der gesellschaftlichen Praxis erschließen muss. Die Teilnehmenden solcher Auseinandersetzungen müssen deshalb nicht im engeren Sinne als ›Kämpfende‹ ausgewiesen werden, werden aber grundsätzlich als aktiv Handelnde (nicht als bloße Opfer der Verhältnisse) aufgefasst. – Die Fallrekonstruktionen im Kapitel V werden zeigen, wie aktiv die Tafelnutzenden ihren Alltag gestalten und Handlungsmöglichkeiten ergreifen.

Damit eröffnen sich zudem Anschlussmöglichkeiten an die Armutsforschung. Hier werden sozialstrukturelle Ungleichheitskonzepte zum Teil distanziert zur Kenntnis genommen. Zwar haben sie ihren Sinn für die Ermittlung allgemeiner Risiken, bleiben allerdings für eine differenzierte Analyse von Armutsphänomenen recht schematisch. Ungleichheit wird insbesondere dann zum Problem, wenn Menschen dadurch in Armut kommen und ihnen zudem aus Gründen sozialer Ungleichheit die Mittel fehlen oder verwehrt werden, den Anschluss an die Normalitätserwartungen des gesellschaftlichen Lebens zu halten beziehungsweise wieder zu erlangen. Trotzdem werden nicht alle, die Armutsrisiken ausgesetzt sind, arm und umgekehrt können Menschen verarmen, für die dies sozialstrukturell nicht nahe lag. Insofern die neuere Ausgrenzungs-

forschung selbst solche Differenzierungen in Betracht zieht, bewegen sich Armuts- und Ausgrenzungsforschung aufeinander zu.

In diesem Sinne programmatisch lässt sich der Aufsatz »Von der Armut zur Ausgrenzung« von Paugam (1998) lesen. Darin ging es ihm um »eine Analyse der Prozesse, die von einer Notlage zur Ausgrenzung führen konnten, im Sinne einer Kumulation von Handikaps und einem immer stärkeren Bruch sozialer Bindungen« (ebd.: 133).

»Es handelt sich nicht mehr darum, eine oder mehrere soziale Gruppen, die faktisch ausgegrenzt sind, zu kennzeichnen, sondern vor allem darum, die Existenz eines Prozesses zu unterstreichen, der zu solchen Extremsituationen führen kann. Um zu diesem Ansatz zu gelangen, musste der Umweg über die Analyse prekärer Situationen führen, die dann als Ursache für die Ausgrenzung oder zumindest als einer der wesentlichen Gründe angesehen wurden. Dieser Erfolg des Begriffs der Ausgrenzung hängt somit zu großen Teilen mit dem kollektiven Bewusstsein einer Bedrohung zusammen, die auf immer größeren und ungenügend abgesicherten Teilen der Bevölkerung lastet« (ebd.).

Im Gegensatz zu klassischen Fragen sozialer Ungleichheit ginge es also nicht mehr darum, vor allem gesellschaftliche Großgruppen mit gegensätzlichen Interessen zu identifizieren. Vielmehr ist die Erkenntnis, dass gerade keine solche Gruppenidentitäten oder -konstruktionen mehr die kollektive Interessenvertretung sichern, folglich neue Formen sozialer Sicherung gefunden werden müssten. Ausgrenzung steht für den weitgehenden Verlust des Zugangs zu Erwerbsarbeit und sozialen Sicherungen, aber auch dafür, dass die vormalige kollektive Basis zur Bearbeitung der Interessensdurchsetzung nicht mehr ausreichend gegeben ist.

Dass Paugam deshalb den Armutsbegriff nicht aufgibt, ist in seiner späteren Studie über »Die elementaren Formen der Armut« (2008) nachzulesen. Es sind drei solcher elementaren Formen, die er als integrierte, marginale und disqualifizierende Armut typisiert. Zur letzten heißt es: »Die *disqualifizierende Armut* steht eher im Zusammenhang mit der Frage gesellschaftlicher Ausgrenzung als mit Armut im eigentlichen Sinne, auch wenn die sozialen Akteure weiterhin beide Begrifflichkeiten verwenden« (ebd.: 117). Die deutsche Armutsforschung hat die Ausgrenzungsdiskussion ebenfalls aufgegriffen und hält ihrerseits zugleich am Armutsbegriff fest, spricht also – in diesem Sinne konsequent – von »Armut und Ausgrenzung« (Huster/Boeckh/Mogge-Grotjahn 2008).

Armut bleibt begrifflich umstritten, Ausmaß und Ausprägungen verändern sich sowohl über die Zeit als auch in einzelnen Staaten mit ihren verschiedenen Sozialsystemen und historischen Besonderheiten, verschwinden aber auch in den

reichen Ländern nicht. Mit Bezug auf OECD-Daten schreiben Kutzner/Nollert (2009: 8) zu den neueren Entwicklungen:

»Geändert hat sich auch die Zusammensetzung der Armen. Waren früher vor allem Obdachlose, chronisch Kranke, Invalide, Süchtige und Alte betroffen, sind es heute neben den Jugendlichen und Erwerbslosen mehr und mehr auch Erwerbstätige, deren Lohn die Armutsgrenze nicht überschreitet, Beschäftigte in prekären Arbeitsverhältnissen, kinderreiche Familien, Alleinerziehende. Die Armut nimmt vielfältigere Formen an. (...) Eines aber ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten deutlich geworden: Erwerbsarbeit allein ist kein ausreichender Schutz vor Armut.«

Neben allgemeinen Trends, Großgruppenrisiken oder ›Randgruppen‹-Phänomenen, sei vor allem »die Dynamik individueller Armutsverläufe« zu untersuchen, so Leisering (2008: 119). Diese stark an Becks (1986) »Risikogesellschaft« anschließende Perspektive macht darauf aufmerksam, dass Armut im Lebenslauf »häufig nur von kurzer Dauer« und insofern keine allein statisch zuzuschreibende ›Gruppeneigenschaft‹ ist (Leisering 2008: 118, vgl. Hauser 2008: 110). Während diese Erkenntnis »geeignet (ist), Armut zu entdramatisieren«, bedeutet sie allerdings zugleich, dass Armut sozialstrukturell eine deutlich größere Reichweite entwickelt, folglich potenziell mehr Menschen betreffen kann (Leisering 2008: 121f.). Ebenfalls in der Konsequenz dieses Ansatzes liegt, dass arme Menschen »nicht generell als passive Opfer externer Umstände oder Institutionen gesehen werden (können)« und »grundsätzlich als Handelnde zu konzeptualisieren« sind, die eigene Umgangsweisen mit und gegebenenfalls Überwindungsmöglichkeiten von Armut entwickeln (ebd.: 120).

In den Überfluggesellschaften ist es nicht gelungen Armut zu überwinden. Der zweifellos erreichte Überfluss bedeutet nicht einmal, dass Armut nicht sogar wieder zunehmen könne. Als neuerer Trend ist zudem auszumachen, dass selbst ausgeübte Erwerbsarbeit nicht automatisch eine ausreichende Sicherung gegen Armut bietet.

Ungleichheit, strukturelle Armutsrisiken und individuelle Armutsverläufe gestalten sich heute heterogener und ›flexibler‹. Das heißt aber weder, dass es keine ›Armutskarrieren‹ mehr gibt, noch dass es sich um eine besonders hoffnungsvolle Situation handelt. Die Ängste vor Verlusten – an Einkommen, materiellem Wohlstand, sozialen Sicherungen und Zugehörigkeiten – durchziehen das soziale Klima. Sie sind keineswegs unbegründet, auch wenn es im Wesen der Sache liegt, dass Befürchtungen sich auf (noch) nicht Reales richten und darüber hinaus die Risiken zum Teil überschätzt werden. Die Flexibilisierungen der Arbeitswelt und der Umbau der sozialen Sicherungssysteme stellen erhöhte

Anforderungen an die individuelle Bewältigung von Armutsrisiken und tatsächlichen Armutserfahrungen. Zugemutete Eigenverantwortlichkeit wird schnell zur Überforderung, wo die Möglichkeiten zur Umsetzung fehlen, die ›flexiblen Unterstützungsangebote‹ nicht greifen¹⁵ und ›Versagen‹ als individuelles Scheitern zugerechnet wird. Bis in die Unterstützungsinstitutionen und -organisationen der Sozialen Arbeit hinein lassen sich Tendenzen der Spaltung beobachten, bei denen in einigen Bereichen noch Not gelindert, aber die Bekämpfung der Ursachen von Armut aufgegeben wird (Kessl/Schoneville 2010: 44).

Richtet man den Blick auf die Tafeln, so kann davon ausgegangen werden, dass Menschen sie nutzen, die in Armut und Ausgrenzung leben. Schon die üblicherweise bei den Tafeln vorgenommenen ›Bedürftigkeitsprüfungen‹ besagen, dass Tafelnutzende nur über geringe Einnahmen verfügen können. Die Armutsverläufe zu den und zeitlich gesehen möglicherweise durch die Tafeln hindurch, sind von vornherein als heterogen anzunehmen. Die Frage, wie weit solche Verläufe in die gesellschaftliche Mitte (zurück) reichen, ist durchaus relevant, aber nicht Gegenstand der Untersuchung.¹⁶ Auch das Ausmaß der erfahrenen Armutsintensität und Ausgrenzung wird sich unterscheiden, wobei die Tafelnutzenden als mehr oder weniger Handelnde (jedenfalls nicht lediglich als Opfer der Verhältnisse) zu betrachten sind, was in den bisherigen Tafeldebatten oft zu kurz kommt. Inwiefern sie zu den ›Überflüssigen‹ zu zählen sind und ob oder inwiefern dies eine geeignete Kategorisierung sein kann, ist erstens eine empirische Frage, in die, zweitens, die eigenen Deutungen ihrer Lebenssituation eingehen müssen und drittens – gegebenenfalls – eine graduelle Frage. Die Tafeln selbst erscheinen dabei zunächst als eine Option, Ausgrenzung und ›Überflüssigkeit‹ zu mindern. Inwiefern sie das einlösen können, also zur gesellschaftlichen Integration beitragen, wird Gegenstand der empirischen Analysen sein.

15 So etwa in der neueren Arbeitsmarktpolitik, deren ›Aktivierungen‹ deutlich hinter den Erwartungen und Proklamationen zurückblieben (vgl. Hirsland/Lobato 2010, Scherschel u.a. 2010).

16 Markus Jochimsen hat während seines Praktikums 2010, als Teil seines Bachelorstudiums am Institut für Soziologie in Jena, eine kleine Befragung an der Jenaer Tafel durchgeführt. In kurzen persönlichen Interviews befragte er an einem willkürlich gewählten Tag insgesamt 28 Personen. Bei 1 Auskunft Ablehnung und 9 Personen ohne deutschen Bildungsabschluss, gaben von den verbleibenden 18 Personen 4 an, die Hochschulreife/Abitur erworben zu haben, darunter einmal mit Fachhochschul- und einmal mit Hochschulabschluss. Diese Angaben sind in keiner Weise repräsentativ, zeigen aber, dass auch Menschen mit höherem ›kulturellen Kapital‹ die Tafeln nutzen.

4 KONSEQUENZEN FLEXIBLEN ÜBERFLUSSES

Die Ausführungen der vorangegangenen Abschnitte zeigten Varianten von historischen und zeitgenössischen Überflusssdeutungen und -verteilungen. Der Umgang mit Überfluss erwies sich dabei als gesellschaftliche Herausforderung, für die unterschiedliche Umgangsweisen gefunden wurden: von der egalitären Genügsamkeit, über die ritualisierte Verhinderung der Reichtumsanhäufung oder die Legitimierung des Überflusses für ›ausgewählte‹ Minderheiten bis zu den Versuchen, die Paradoxien moderner Überflussgesellschaften zu bearbeiten. Es wurde ausgeführt, inwiefern der zeitgenössische Überfluss als Konsumüberfluss verstanden wird und dass sich mit der gestiegenen gesellschaftlichen Bedeutung des Konsums auch neue Integrationsanforderungen verbinden. Das wiederum heißt nicht, dass Armut der Vergangenheit angehören würde, vielmehr sind ausgeweitete Ausgrenzungsrisiken und -befürchtungen zu beobachten.

Im Folgenden wird es darum gehen, die auseinander strebenden Entwicklungstendenzen – von ›Konsumismus‹ bis ›Überflüssigkeit‹ – konzeptionell zusammen zu führen, wofür die Deutung des ›flexiblen Überflusses‹ vorgeschlagen wird (4.1). Sie schließt an die Ausführungen zur Konsumgesellschaft an, betont dabei aber deren historischen Wandel. Konsum als Wahlfreiheit in der Optionenvielfalt erscheint dann als *ein* bestimmtes Konsumverständnis und wird deshalb als flexibilisierter Konsum gekennzeichnet. Über diese Annahme lässt sich die Verbindung zu solchen Ansätzen knüpfen, die Flexibilisierungen im Bereich Arbeit und sozialer Sicherung beobachten und damit Ausgrenzungsprozesse analysieren. Es wird sich zeigen, dass im Konsumüberfluss wie bei Ausgrenzungen Fragen der Wahl von Optionen zur Lebensgestaltung analytisch entscheidend werden, genauer: die Unterscheidung von Wahlmöglichkeiten versus keine Wahl zu haben. Abschließend sind die Darstellungen und Überlegungen des Kapitels im Hinblick auf die empirischen Untersuchungen der Studie zu resümieren (4.2).

4.1 Flexibler Überfluss

Der Überfluss der Überflussgesellschaft wird heute, so war zu sehen, vor allem als Konsumüberfluss gedeutet. Historisch-soziologisch bestimmt Schrage (2009a) modernen marktvermittelten Konsum als »Verfügbarkeit der Dinge«. Damit intendiert er, strikt zwischen Konsumanalyse und -wertung zu trennen, da die normativen Zugriffe auf Konsum oft in diversen Kritiken mündeten, die die grundlegende Rolle des Konsums in modernen Gesellschaften nicht erfassen könnten (ebd.: 7f.). Freilich impliziert die Formel von der »Verfügbarkeit der

Dinge« ebenso moderne Versprechen und Hoffnungen, die sich ihrerseits kaum als ›wertfrei« auffassen lassen – nämlich entsprechend eigener Interessen und Vorstellungen auf etwas zugreifen zu können, das zuvor jenseits eigener Einflussmöglichkeiten lag. Berücksichtigt man diese normativen Implikationen, ergibt sich für die Analyse eine weitere Unterscheidungsmöglichkeit in zwei Varianten der Deutung von ›Verfügbarkeit«. Hilton (2008) zeigt, wie sich historisch eine Bedeutungsverschiebung ereignet, die ihn dazu veranlasst, »the death of a consumer society« auszurufen. Die Konsumgeschichte habe nämlich für die Anfänge des modernen Konsums den *gesicherten Zugang* als zentralen Anspruch herausgearbeitet. Während die frühe Konsumgesellschaft dementsprechend die allgemeine Befriedigung von ›basic needs« in Aussicht stellte, änderte sich dieser Sinn der ›Verfügbarkeit« seit der Nachkriegszeit. Seitdem rücke der Konsum – die »Verfügbarkeit der Dinge« – im Sinne von *Wahlmöglichkeiten* in den Vordergrund. Dies ändere aber den Charakter der Konsumgesellschaft grundlegend. Der historische Wandel vom Anspruch allgemeiner Partizipation zu den Wahlmöglichkeiten rechtfertige es, vom Ende zumindest *einer* Konsumgesellschaft zu sprechen – Hilton schreibt ausdrücklich »the death of a«, nicht »of the consumer society«.

Die in den vorangegangenen Abschnitten verfolgte Analyse legt nahe, auf das historische Ende der Konsumgesellschaft die Überflussgesellschaft folgen zu lassen. Da aber heute Konsum und Überfluss eng verschränkt sind und sich das Verständnis von beiden geändert hat, bedarf diese Zuordnung einer weiteren Klärung. Dazu ist es hilfreich, noch einmal bei Galbraith (1998) und seiner Unterscheidung in Mangel- und Überflussgesellschaft einzusetzen. Dann lässt sich die in der Deutung Hiltons ›alte« Konsumgesellschaft, also die in ihrer vorrangigen Orientierung an elementarer Bedürfnisbefriedigung ausgerichtete, zugleich als eine Mangelgesellschaft bezeichnen. Solange es am Notwendigen allzu sehr fehlte, blieb es plausibel, die Hoffnungen zunächst darauf zu richten, dem verbreiteten Mangel abzuhelpfen. Galbraith's Deutung steht gewissermaßen an der Schwelle zur ›neuen« Konsumgesellschaft. Für ihn heißt Überfluss im Wesentlichen erst einmal, dass der Mangel überwunden wurde. Das bedeutet bei ihm aber noch nicht, das ›Reich der Notwendigkeit« ganz hinter sich zu lassen. Weiterhin stehen Arbeit und Produktion im Vordergrund, die sich nun zweifellos anders und in vieler Hinsicht angenehmer gestalten ließen. Aber ausgedehnte Konsumwelten, die es in ihren Wahlmöglichkeiten für die vielfältigsten Optionen der Lebensgestaltung zu erschließen gelte, die zumal nicht mehr nur Konsumgüter, sondern ebenso Erlebnisse und Sinnangebote umfassen – diese standen ihm nicht vor Augen. Galbraith proklamiert mit seiner Schrift, dass die Versprechen der ›alten« Konsumgesellschaft nun durchgesetzt seien. Es ist gerade dieser Appell,

den Galbraith an seine Zeitgenossen richtet, dass der historische Erfolg allgemein anzuerkennen sei, statt weiterhin den Mustern der Mangelüberwindung zu folgen und mental in deren Paradigmen gefangen zu bleiben.

Für solche Überlegungen gab es in den USA Ende der 1950er Jahre eine breitere Resonanz (vgl. Molitor 1959). Ebenfalls 1958 schrieb Riesman (1973a: 107ff.):

»Es ist erstaunlich, wie wenig wir die Probleme einer Zukunft im Wohlstand vorhergesehen haben; wir greifen lediglich auf Heilmittel zurück, die schon in der weniger wohlhabenden Vergangenheit keine Wirkung hatten, wie Individualismus, Sparsamkeit, harte Arbeit und Unternehmungsgeist auf der einen Seite, Harmonie, Zusammenhalten und Nett-zueinander-Sein auf der andern Seite. (...) indem wir alle Energien darauf konzentrieren, die Freiheit von Not zu bewahren und auf der Basis ständig luxuriöserer Maßstäbe die Konsumentensättigung zu fordern, gefährden wir zugleich auch das so Erreichte in einer Welt, in der es sehr viel mehr arme als reiche Nationen gibt und in der – sogar in unseren eigenen Reihen – noch viele andere Wünsche lebendig sind außer dem Wunsch nach den Dingen des Wohlstands.«

Riesman und Kollegen gehen in dieser Zeit insofern über Galbraith hinaus als sie zumindest die Frage aufwerfen, inwiefern eine eigenständige Konsumentenrolle »nicht ihre [der Fabrikarbeiter, S.L.] Gesamteinstellung zumindest ebenso stark beeinflusst wie ihre Sonderrolle als Produzenten« (Riesman/Bloomberg 1973 [1957]: 65). Ihre Analysen richten sich vor allem auf die Freizeit, die zunehmend die Alltagsrealität bestimme, neben der Arbeit und möglicherweise immer mehr als diese. Bei Riesman (1973a [1958]: 89) verknüpft sich Freizeit sogar bereits im Ansatz mit »Horizonten der Wahl«. Allerdings vermutet er Ende der 1950er Jahre dafür vergleichsweise enge Grenzen und nimmt an, »daß Leute, die sich einmal an die Normen des gehobenen Mittelstandes gewöhnt haben, im allgemeinen die Begeisterung für das bedenkenlose Geldausgeben für Konsumgüter verlieren« würden (Riesman 1973b: 269).

Wichtiger als die vorläufigen Antworten auf den Überfluss ist aber zunächst, überhaupt entsprechende Fragen aufgeworfen und über mögliche Konsequenzen nachgedacht zu haben. Die Feststellung einer weitgehenden Mangelüberwindung ist bereits bewegend genug und was darauf folgen soll, wie mit diesem historischen Erfolg umzugehen sei, das musste erst einmal erkundet werden. Man darf sich den so bezeichneten und wahrgenommenen Wandel durchaus krisenhaft und dramatisch vorstellen. So steht das emphatische Eingangszitat zu Beginn des Kapitels ebenfalls in diesem Zusammenhang: »We are a generation, prepared for Paradise Lost, who do not know what to do with Paradise Found« (Riesman

1958, zit. nach Molitor 1959: 188). Es ist sicher eher eine gründliche Irritation denn Verzweiflung, die sich darin ausdrückt, und offensichtlich vermutet Riesman, dass es sich im Wesentlichen »nur« um eine Generationenfrage handeln wird. Noch fundamentaler hatte aber bereits Keynes die sich auf historisch überraschende Weise neu stellenden Herausforderungen vorweg genommen:

»Thus for the first time since his creation man will be faced with his real, permanent problem – how to use his freedom from pressing economic cares, how to occupy the leisure, which science and compound interest will have won for him, to live wisely and agreeably and well« (Keynes 1930, zit. nach Stehr 2007: 181).

Vielleicht ist es hilfreich, sich mit solch eindringlichen Worten an einen historisch erfahrenen Wandel erinnern zu lassen, der sich für die meisten Menschen in den reichen Ländern heute kaum noch erschließt. Seit dieser »Entdeckung« ist ein halbes Jahrhundert (zu Keynes acht Jahrzehnte) vergangen und die Überflussgesellschaften haben in dieser Zeit den materiellen Wohlstand massiv gesteigert. Für viele prägt ein im historischen Vergleich hoher materieller Lebensstandard ganz selbstverständlich das alltägliche Leben. So stellt sich die Frage, ob die reichen Gesellschaften ihr Paradies nicht nur gefunden haben, sondern ob sie nun auch darin angekommen sind? Schon die Äußerung Keynes' deutet an, dass es so einfach nicht ist mit dem Paradies, sondern dass die Freiheit von materiellen Zwängen beziehungsweise die »weise Einrichtung des guten Lebens« eher als eine dauerhafte Aufgabe (»permanent problem«) aufzufassen ist.

Die Einschätzungen darüber, inwieweit den Überflussgesellschaften die Gestaltungen ihrer gewonnenen Freiheiten im Sinne Keynes' und Riesmans gelungen sind, dürften auseinander gehen. Zwei einschränkende Beobachtungen lassen sich aber anschließen, die im Folgenden kurz diskutiert werden. Zum einen scheint gerade in der heutigen Wirtschaftspolitik weiterhin – oder sogar mehr denn je? – eine Mangelperspektive vorzuherrschen (Stichwort »Wachstumsbeschleunigungsgesetz«). Zum anderen zeigten die Ausführungen zu Ungleichheit, Armut und Ausgrenzung, dass es nach wie vor große Probleme im Zugang zum gesellschaftlichen Reichtum selbst »innerhalb«¹⁷ der Überflussgesellschaften

17 Es würde den Rahmen der Studie sprengen, umfassend auf die Ungleichheiten im globalen Maßstab einzugehen. Im Kapitel IV 5.4 (vgl. Lorenz 2011) wird aber die transnationale Bedeutung der Tafel- beziehungsweise *Food Bank*-Verbreitung dargestellt. Man wird heute in globaler Perspektive von einer tendenziellen Ausbreitung der Überflussgesellschaften sprechen können. Mit den Stichworten »New Consumers« (Myers/Kent 2004) und »transnationale Verbraucherklasse« (Wuppertal-Institut 2005)

gibt. Während es für Galbraith bereits als ausgemacht galt, dass Ungleichheits- und Armutsprobleme nahezu gelöst, jedenfalls zu lösen seien, scheint es heute, dass nur noch »Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft« (Bude 2008) zu registrieren bleibt.

Konsumüberfluss und Quasi-Mangel

Zunächst zum ersten Punkt, der weiter vorherrschenden Mangelperspektive. Dieser kann hier nicht umfassend analysiert werden, bietet aber Gelegenheit, den begonnenen Überlegungen zur Bestimmung von Konsum und Überfluss weiter nachzugehen. Die Frage lautet also: In welchem Verhältnis steht Konsumüberfluss zur Mangelperspektive? Das »alte« Verständnis von Konsumgesellschaft bezieht sich auf einfache Bedürfnisbefriedigung und damit ersichtlich auf eine Mangelgesellschaft. Die erste Bestimmung der Überflussgesellschaft (Galbraith) konstatierte die Einlösung des Versprechens dieser Konsumgesellschaft, dass nämlich allgemeiner Zugang zur materiellen Bedürfnisbefriedigung erreicht sei. Für ein Verständnis der Überflussgesellschaft als Konsumgesellschaft im oben (Abschnitt 2) ausgeführten Sinne reicht das aber noch nicht aus. Die Analyse von Hilton (2008) besagt nun, dass es Kennzeichen des Nachfolgers der Konsumgesellschaft sei, dass die Wahlfreiheit als zentraler Bezugspunkt den der gesicherten Befriedigung von »basic needs« ablöst. Das eröffnet die Möglichkeit, den Flexibilitätsbegriff einzuführen – der unten noch ausführlicher diskutiert werden wird –, denn man kann diesen historischen Übergang dahingehend bestimmen, dass *Konsum flexibilisiert* wird. Statt die Einlösung des Notwendigen zu realisieren wird Konsum jetzt zum Medium der *Optionen und Wünsche, die als flexibilisierte Angebote zur Wahl stehen und auf die flexibel zugegriffen* werden kann.

Das moderne Versprechen einer »Verfügbarkeit der Dinge« folgt mit dem flexibilisierten Konsum einer neuen Deutung. Diese aber verbindet gerade Konsum und Überfluss, wie im Abschnitt zur Überflussgesellschaft als Konsumgesellschaft dargelegt. Denn Überfluss heißt per se, dass mehr als notwendig vorhanden ist und folglich *zur Wahl* steht. Erst der Überfluss ermöglicht die Flexibilisierung des Konsums – und erst der flexibilisierte Konsum macht die Konsum-

lässt sich andeuten, dass auch in insgesamt ärmeren Ländern für Teile der Bevölkerung ein konsumintensiver Lebensstil nach »westlichem« Muster möglich wird. Umgekehrt sieht das Wuppertal-Institut in den reichen Ländern Teile der Bevölkerung (in der Größenordnung von etwa zehn Prozent) weitgehend vom gesellschaftlichen Reichtum ausgeschlossen.

gesellschaft zur Überflussgesellschaft im zeitgenössischen Verständnis. Da aber bereits Galbraith (und andere) von Überflussgesellschaft sprach, damit gleichwohl noch etwas anderes meinte, soll *das heutige Verständnis als »flexibler Überfluss«* charakterisiert werden beziehungsweise von der *»flexibilisierten Überflussgesellschaft«* die Rede sein. Das ist zweifellos ein Pleonasmus (= »Überfluss«, »Übermaß«), da Überfluss per se im beschriebenen Sinne flexibel ist (im Gegensatz zum Konsum, der flexibilisiert wurde), hat aber den Vorzug, eindeutig zu sein.

Die Umstellung von Bedürfnisbefriedigung auf Wahlfreiheit macht nun auf den Grund aufmerksam, warum weiterhin an einer Mangelperspektive festgehalten werden kann – jedenfalls auf *den* Grund, der im Zusammenhang mit der hier angestellten Überlegung ausgeführt werden kann. Der flexibilisierte Konsum bemisst sich nicht länger an Notwendigkeiten. Mit der Orientierung an Wünschen und Optionen fallen die Grenzen weg, die Notwendigkeitskonsum immer impliziert. Denn Wünsche und Optionen sind grenzenlos generierbar, also nie letztlich zu erreichen. Auf diese Weise ergibt sich eine Quasi-Mangelsituation (im engeren ökonomischen Sinne eine Form von Knappheit), da nie das erreicht wird, was die Wünsche und wahrgenommenen oder vorgestellten Optionen bereits aufs Neue im Sinn führen und sich ausmalen. Die Grenzenlosigkeit des flexibilisierten Konsums bringt gewissermaßen ihren eigenen Mangel mit sich, der freilich nicht mit Notwendigkeits-Mangel verwechselt werden darf.

Wählen können oder keine Wahl haben

Nach dieser ersten Klärung zur Frage, inwiefern die Überflussgesellschaften in ihrem »Paradies« angekommen sind, kann zum zweiten Punkt übergegangen werden. Nicht nur Ungleichheit, sondern auch Armut ist weiterhin präsent und neuere Ausgrenzungsphänomene stellen die Überflussgesellschaften vor große Integrationsherausforderungen. In den Diskussionen darüber und in den Diagnosen zum Wandel der Arbeitswelt und zur sozialpolitischen Neuausrichtung des Sozialstaats ist der Begriff der Flexibilisierung geläufig. Es sind die dort beschriebenen Flexibilisierungen der Arbeits- und der sozialstaatlichen Sicherungsverhältnisse, durch die Arbeitnehmern und Sozialstaatsklienten neue Optionen eröffnet werden sollen, sie an bislang geltenden Sicherheiten einbüßen und die ihnen zugleich ein höheres Maß an individuell »eigenverantwortlichem« Handeln zurechnen. In der Terminologie der dargestellten Ausgrenzungsdebatten wird man in diesem Zusammenhang von Prekarisierung und gegebenenfalls von »Überflüssigen« sprechen. Als letztere müssen diejenigen gelten, die mit den neuen Aktivitäts-Anforderungen des Arbeitsmarktes und der Sozialbürokratie

nicht mitkommen, die die Forderungen, die das Fördern konditionieren, nicht einlösen können und so Ansprüche auf soziale Sicherung verlieren.¹⁸

Um Überfluss, Flexibilisierung und Ausgrenzungen in einem ersten Schritt analytisch zusammenzuführen, bietet es sich an, noch einmal auf die konzeptuelle Fassung Offes (1996) zurückzugreifen. Diese unterscheidet Gewinner, Verlierer und ›Überflüssige‹. Verlierer sind nun diejenigen, die von den neuen Anforderungen in Arbeit und sozialen Sicherungen ›aktiviert‹ werden (sollen) und auf diese Weise ihren Lebensunterhalt und ihren Alltag bestreiten. Im Gegensatz zu den ›Überflüssigen‹ sind sie zwar weiter im ›Spiel‹, haben aber mehr reaktiven als gestaltenden Anteil daran. In Bezug auf (im weiteren Sinne Konsum-)Überfluss lässt sich diese Unterteilung nun auf informative Weise reformulieren: in diejenigen *im* Überfluss, die wählen können, diejenigen *am* Überfluss, die wählen müssen, und die *vor* (oder neben) dem Überfluss, die keine Wahl haben. Gewinner sind demnach diejenigen, die entsprechend eigener Vorstellungen und Wünsche *wählen können*, nicht nur Konsumgüter, sondern beispielsweise eine interessante und einkommensträchtige Arbeit oder auch einfach mal nicht ›mitzumachen‹. Verlierer sind die, die vor allem *wählen müssen*. Das heißt zugleich, dass sie grundsätzlich auch (noch) wählen können, also einen gewissen Anteil am Überfluss haben. Dafür müssen sie freilich einiges aufbieten um mitzuhalten, was eher eine Zumutung darstellt. Man muss zum Beispiel bestimmte ›Angebote‹ des Arbeitsamtes wählen, wenn man nicht sanktioniert werden möchte – aber man bekommt immerhin ein ›Angebot‹ und könnte es formal betrachtet auch ablehnen. Man muss einem bestimmten Dresscode folgen oder ein bestimmtes technisches Equipment vorweisen, wenn man dazugehören oder zumindest nicht auffallen will. Aber auch wenn man schmerzhaft viel vom eigenen Geld dafür ausgeben muss, kann man es doch leisten, und man könnte sich formal betrachtet auch dafür entscheiden, lieber aufzufallen als Geld auszugeben. Man muss eine Krankenversicherung, einen Strom- und einen Telefonanbieter wählen, auch wenn die Entscheidung eigentlich eine Überforderung darstellt und die Kosten einer ›Fehlentscheidung‹ spürbare längerfristige Verluste und Einschränkungen zur Folge haben. Die Grenzziehungen zwischen Gewinnern und Verlierern sind, ganz im Sinne Offes, umstritten und können sich verändern. Und ebenso wie ›Verlierer‹ letztlich immer noch eine Wahl haben, kann man sich umgekehrt soziologisch keine gesellschaftliche Position denken, die völlig frei von jedem Wahlzwang wäre. Bei den ›Gewinnern‹ geht es freilich mehr darum, *dass* man sich überhaupt entscheiden muss und vielleicht noch um den größtmöglichen

18 Zum Beispiel, wenn noch Leistungen des Arbeitslosengeldes II gekürzt werden, obwohl dessen Höhe eigentlich als Existenzminimum gelten soll.

Gewinn. Bei den ›Verlierern‹ dagegen fallen die Wahloptionen eng begrenzt aus und zielen eher auf das kleinere Übel. Entscheidend ist aber, dass einzelne für sich, über kollektive Interessenvertretungen sowie institutionelle Absicherungen grundsätzlich Möglichkeiten der Interessenartikulation und -durchsetzung haben.

Ausgrenzungen dagegen ereignen sich nach diesem Schematismus dort, wo man den Überfluss zwar vor Augen, aber selbst *keine Wahl mehr* hat und keine Unterstützungsstrukturen zu einer Wahl verhelfen. Wenn der Strom abgestellt wird, man keinen Telefonvertrag bekommt und Prepaid zu viel auf einmal kostet, Gewerkschaft und Verbraucherberatung nicht zuständig und die Freunde unerreichbar weit (beziehungsweise teuer) weggezogen sind, die Ausbildung zu lange her ist und vom Arbeitsamt kein Angebot kommt, nicht mal zu einer ›Maßnahme‹, dann ist der Anschluss an das gesellschaftliche Leben kaum noch gegeben. Jenseits solcher Beispiele zum Zwecke der Anschaulichkeit gilt aber auch hier, dass die Grenze zwischen ›Verlierern‹ und ›Überflüssigen‹ prinzipiell eine umstrittene ist. Ob das Arbeitsamtsangebot unter den arbeitsmarktpolitischen Vorzeichen ›strenger Zumutbarkeit‹ bereits eine Zumutung darstellt, die gerade keine Wahl mehr lässt, muss analytisch offen bleiben (es fällt auf jeden Fall hinter vormalige Standards zurück). Grundsätzlich ist auch der in der vorliegenden Studie besonders interessierende Fall des Gangs zur Tafel als eine Wahlentscheidung zu betrachten, denn es gibt offensichtlich keinen Tafelzwang. Dennoch ist die Wahl der Tafel eine völlig andere als die im Supermarkt oder auf dem Arbeitsmarkt. Was an dieser Grenze zwischen Verlierern und ›Überflüssigen‹, zwischen Wählen-müssen und Keine-Wahl-haben, umstritten bleibt, sind letztlich die elementaren gesellschaftlichen Lebensstandards und Lebenschancen und der Zugang dazu, in der offiziellen Begrifflichkeit das »soziokulturelle Existenzminimum« (vgl. Kapitel I 1,3). Die Auseinandersetzungen darum werden in der politischen Öffentlichkeit und zwischen verschiedenen Interessengruppen geführt. Sie finden aber ebenso im Alltag statt, auch und gerade für die, die sich in den öffentlichen Interessenartikulationen nicht repräsentiert finden.¹⁹

Der Übergang zur Überflussgesellschaft hat für diese Gesellschaften insgesamt dazu geführt, dass der elementare Mangel und die existenzielle Not früherer Gesellschaften überwunden wurden. Nicht verschwunden ist damit Armut, und es stellen sich zudem neue Ausgrenzungsprobleme. Diese sind aber nicht länger als Mangelprobleme aufzufassen, sondern lassen sich besser als Überflussprobleme verstehen. Mangel bezieht sich immer auf bestimmte Notwendigkeiten, die nicht erfüllt sind. In einer Gesellschaft aber, die beständig über Not-

19 Dies kann auch die Form der Abgrenzung durch Abwertung anderer annehmen, wie es das Kapitel V 1.2 zeigt.

wendigkeiten hinausweist, für die die Ausrichtung auf wählbare Optionen zum Kern des Selbstverständnisses zählt, ist *diese* Notwendigkeit kein leitender Bezugspunkt mehr. Man wird deswegen immer noch bessere von schlechteren Wahlentscheidungen unterscheiden können, man wird sich um sinnvollere gegenüber unsinnigen Optionen streiten können, man kann und muss sogar – gerade weil die Notwendigkeit keinen Fixpunkt mehr liefert – über Kriterien verhandeln, nach denen die eine Option einer anderen vorgezogen werden soll, und man kann sich schließlich dafür entscheiden, auf bestimmte Optionen zu verzichten. Aber es handelt sich bei all dem nicht um Notwendigkeitsfragen der Bedürfnisbefriedigung, sondern um Gestaltungsfragen oder, mit dem zitierten Keynes, um Freiheitsfragen guten Lebens. Dass elementarer Mangel, wo er weiterhin auftritt, auch weiterhin Armut bedeutet, ist nicht zu bestreiten. Aber auch wenn das nicht der Fall ist, wenn der existenzielle Mangel beseitigt ist: solange *nur* Notwendigkeit erfüllt ist, handelt es sich immer noch um Ausgrenzung. Ausgrenzung heißt demzufolge, auf Notwendigkeit festgelegt zu werden statt anhand von Optionen gestalten zu können.

Was hier in einer ›überflussgesellschaftlichen‹ Terminologie formuliert wird, findet sich in ähnlicher Weise durchaus in bereits vorliegenden Konzepten wieder. Solche zu einem soziokulturellen Existenzminimum oder zu Teilhabeberechtigung (vgl. Kapitel I 1,3), aber beispielsweise auch die Ausweitung der Menschenrechte über engste Schutzrechte hinaus, gehen ebenfalls davon aus, dass eine bloße Überlebenssicherung einer gesellschaftlichen Integration nicht (mehr) gerecht wird. Vielmehr wird eine grundlegende gesellschaftliche Teilhabe gefordert, die Chancen (Optionen) auf eine selbst bestimmte Lebensgestaltung enthalten. Sicherlich kann man auch dies wieder als eine Notwendigkeit bezeichnen, aber es ist eine andere Notwendigkeit, wenn man so will eine Notwendigkeit zweiter Ordnung: nicht die *Notwendigkeit der Erfüllung* elementarer Bedürfnisse, sondern eine *Notwendigkeit der Ermöglichung* gesellschaftlicher Teilhabe und Lebensgestaltung.

So analytisch präzise sich eine formale Unterscheidung von Wählen-müssen und Keine-Wahl-haben einführen lässt, so wenig lässt sie sich in der Sache akademisch festlegen. Die Grenze, darauf sei noch einmal ausdrücklich hingewiesen, ist eine in der gesellschaftlichen Praxis umstrittene. Sie verlangt nach – im weiten Sinne – politischer Klärung.²⁰ Deshalb sieht sich die Analyse auf empirische Rekonstruktionen solcher Grenzziehungen, Grenzverschiebungen und Aus-

20 Spiegelbildlich sind im Übrigen auch die Grenzziehungen nach ›oben‹ auszuhandeln, also die Fragen nach zu großem Reichtum im Sinne zu großer Einflussmöglichkeiten auf Kosten anderer (Möhring-Hesse 2010b: 123f.).

grenzungen verwiesen. Sie kann zum Verständnis solcher Auseinandersetzungen beitragen, auch zu darin reproduzierten Missverständnissen und Machtasymmetrien, aber sie kann sie nicht selbst expertokratisch entscheiden beziehungsweise festlegen. Für die Tafel-Studie heißt das: Inwiefern Tafelnutzende keine oder welche Wahl sie doch haben, kann ebenso wenig vorab entschieden werden wie die Frage, ob und gegebenenfalls welche Optionen die Tafeln selbst bieten oder zu welchen sie verhelfen können.

Flexibilisierungen

Es war zu sehen, dass bis heute große Schwierigkeiten bestehen bei der Gestaltung der Freiheiten, die die Überflussgesellschaften bieten. Zum einen erzeugt die Optionenvermehrung immer erneut eine Quasi-Mangelsituation: jede Erweiterung macht zugleich auf neue Weise sichtbar, was noch nicht erreicht wurde, aber zu erreichen wäre.²¹ Zum anderen sind neue Ausgrenzungsprobleme entstanden, bei denen Menschen auf Positionen festgelegt werden (sei es kurz- oder längerfristig), die ihnen keine Wahl in ihrer Lebensgestaltung lassen. Die höhere Priorität erhält aber häufig – für die ›Gewinner‹ einträglicher –, den per definitionem nicht zu überwindenden Quasi-Mangel zu ›beseitigen‹, als dass Gestaltungsoptionen für alle verfügbar gemacht würden; der Verweis auf vorhandenen ›Mangel‹ dient dann der Legitimation – man hat schließlich ›keine Wahl‹. Gleichwohl sind durchaus Tendenzen erkennbar (z.B. soziokulturelles Existenzminimum), dass die besonderen Integrationsanforderungen der Überflussgesellschaften Berücksichtigung finden oder wenigstens anerkanntermaßen finden sollten.

Um letztere zu stärken und die Probleme besser zu bearbeiten, so die hier vertretene These, wird es sinnvoll sein, sich von Mangeldiagnosen zu lösen und eine ›Überflusssperspektive‹ einzunehmen. Die Probleme sind als Überflussprobleme und damit als solche eigener Qualität anzuerkennen. Der Quasi-Mangel erscheint dann als Optionengenerator, von dem man sich nicht verleiten lassen muss und der keine ›Notwendigkeit der Erfüllung‹ gebietet. Die Integrationsansprüche sind dagegen an der ›Notwendigkeit der Ermöglichung‹, an Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten auszurichten.

Auf diesem Stand der Überlegungen kann die analytische Zusammenführung von Überfluss, Flexibilisierung und Ausgrenzungen noch einen zweiten Schritt nehmen, soweit das im vorliegenden Rahmen möglich ist. – Insofern handelt es

21 Hinzu können ›Nebenfolgen‹ im Sinne Becks kommen, die zusätzliche oder einfach andere Probleme mit sich bringen.

sich hierbei auch um einen Vorschlag, Arbeits- und Sozialpolitikforschung mit Konsumforschung perspektivisch ins Gespräch zu bringen²² und auf diese Weise die soziologische Gegenwartsdiagnostik zu befördern. – Auf eine grundlegende Frage ist nämlich bislang noch nicht näher eingegangen worden und zwar, ob mit Flexibilität in den Ungleichheits- und Ausgrenzungsdebatten etwas völlig anderes gemeint ist als im Kontext von Konsumüberfluss oder ob beides eng zusammen gehört. Setzt man Flexibilisierungskonsequenzen einerseits mit Prekarisierung oder gar ›Überflüssigkeit‹ gleich und andererseits mit dem konsumierenden Zugriff auf Wahlmöglichkeiten, dann scheint es sich gerade um Gegensätze zu handeln. Die bisherigen Überlegungen haben dennoch einen Zusammenhang unterstellt und sie konnten mit der Einführung des Überflusssvokabulars (Wahl, Gestaltung) in die Ungleichheitsrelationen entlang des Konzepts von Offe demonstrieren, dass sich ein solches Vorgehen als erhellend erweisen kann.

In der bloßen Gegenüberstellung erscheint Flexibilisierung im Bereich von Arbeit und sozialer Sicherung vorrangig als Verlust von Sicherheit in der Lebensgestaltung, im Bereich Konsum dagegen als Gewinn an Möglichkeiten. Beides wäre freilich je für sich zu einseitig betrachtet. Flexibilität steht seit den 1980er Jahren vor allem für neue Formen von Arbeits- und Organisationsprozessen, die sich ausdrücklich von älteren Mustern absetzen sollen. Statt über starre, autoritäre Hierarchien sollen diese Prozesse beweglicher und variabler gestaltet werden. Die Begründungen dafür changieren zwischen Notwendigkeit und Chancen. Als notwendig erscheint Flexibilisierung aufgrund ökonomischen Wandels (insbesondere in Folge von Globalisierungsprozessen), der den Konkurrenzdruck bei vielen Unternehmen erhöht. Aber auch gewandelte Kundenwünsche werden als Grund dafür vorgebracht, warum Unternehmen ihr Angebot (in Konkurrenz um die KonsumentInnen) kurzfristiger ändern und variabler gestalten müssten.²³ Doch wird dieser Wandel nicht nur als Notwendigkeit wahrgenommen, sondern auch als Chance, alte und erstarrte Muster aufzubrechen, Neues zu ermöglichen und sich aus der Enge hierarchischer und bürokratischer Gefüge zu befreien. Flexibilität meint sowohl Anpassungsfähigkeit an sich permanent ändernde Verhältnisse in Wirtschaft und Gesellschaft, als auch das Nutzen von Gestaltungschancen und die Freisetzung kreativen Handelns.

22 Und gerne auch Arbeits- und Sozialvertretungen mit Verbraucherorganisationen.

23 Vgl. zur Unternehmensperspektive in diesem Sinne auch Kapitel VI 2, in dem die Berücksichtigung von Nachhaltigkeitsansprüchen der KonsumentInnen beim Sponsoringengagement eine Rolle spielt.

Gewinne durch Flexibilisierungen stehen damit nicht nur für Unternehmen in Aussicht, sondern auch für Konsumierende: eine größere Auswahl aus immer neuen Angeboten wird verfügbar. Das entspricht ganz den eingeführten Überlegungen zum flexibilisierten Konsum, der überdies als mitantreibende Kraft wirkt. Konsum tritt hier nicht nur als kulturelle Kategorie ästhetischer Lebensstilisierung auf, sondern als ökonomische Nachfrage, die weniger dem Inhalt, als vielmehr gerade der (flexibilisierten) Form nach Einfluss auf die Produktion ausübt, indem sie flexibilisierte Angebote einfordert. Damit ist ein erster Zusammenhang zwischen ›Konsumflexibilität‹ und ›Arbeitsflexibilität‹ gegeben. Dabei ist es aber nicht einfach so, dass die Interessen als Konsumenten zwar für die Produzenten (Arbeitnehmer) relevant werden, aber zu deren Interessen im Widerspruch stehen. Denn unter den Vorzeichen der Flexibilisierung scheinen sogar Verbesserungen der Arbeitnehmerposition selbst möglich. So geht eine von der Hans-Böckler-Stiftung finanzierte Studie zu flexiblen Arbeitszeiten den »Autonomieversprechen an die Beschäftigten« (Eberling u.a. 2004: 11) nach und wirft die Frage auf: »Wenn es gelänge, dass Betriebe und Beschäftigte die wechselseitigen Zeitinteressen auf faire Weise abstimmen, wäre damit nicht eine neue Dimension von Arbeit eröffnet, die eine neue Lebensqualität ermöglicht, Geldwohlstand und Zeitwohlstand?« (ebd.: 9). Neue Beschäftigungsformen, Arbeitszeitvarianten und flexiblere Übergänge von Arbeit zu Freizeit, Familienleben und Sozialbeziehungen haben durchaus ein Potenzial für höhere Lebensqualität und würden von Beschäftigten auch häufig positiv gesehen, nämlich sofern ihnen dadurch neue *Optionen und Wahlmöglichkeiten* eröffnet werden.

Schließlich bleibt zu bemerken, dass Flexibilisierungen neben Unternehmen, Konsumenten und Arbeitnehmern noch den Arbeitslosen Vorteile verschaffen sollen. Individuell via ›Fallmanagement‹ betreut, statt massenhaft bürokratisch verwaltet, ließen sich ihre Kompetenzen und Fähigkeiten für Chancen am Arbeitsmarkt besser zur Geltung bringen. Die Entsprechung mit der Konsumflexibilität wird noch deutlicher dadurch, dass komplementär dazu, dass das *Arbeitsamt* zum Quasi-Unternehmen (*Arbeitsagentur*) wird, die Arbeitslosen als *Kunden* bezeichnet werden. Ihre durch Flexibilisierung verbesserte Position soll direkt am Bild der *Konsumflexibilität* bemessen werden: Die Arbeitslosigkeitsverwaltung richtet ihr ›Angebot‹ flexibel auf die ›Kundennachfrage‹ aus.

Konsumflexibilität im erweiterten Sinne (Wahl, Gestaltung) hat also längst Eingang in die Arbeitswelt und die soziale Sicherung gefunden. Dabei handelt es sich zweifellos häufig um eine verordnete Flexibilisierung, doch sollte das nicht sofort den Blick darauf verstellen, dass sie durchaus auch verbreiteten Erwartun-

gen und Wünschen entspricht.²⁴ Um den Bedeutungswandel der Arbeit in diesem Sinne mit Bauman (2003: 164f.) zuzuspitzen:

»Arbeit gibt heute nicht mehr das Koordinatensystem ab, in dem sich feste Selbstdefinitionen, Identitäten und Lebenspläne aufspannen lassen. (...) Arbeit hat – ähnlich wie andere Tätigkeiten im Leben – inzwischen in erster Linie ästhetische Bedeutung. Man erwartet, daß Arbeit an und für sich befriedigend ist, (...). Man erwartet nicht mehr, daß Arbeit »adelt«, daß sie »bessere Menschen« schafft, und kaum jemand lobt sie aus diesen Gründen. Was zählt ist der Spaßfaktor, der Lustgewinn, die weniger der ethischen und promethischen Berufung des Produzenten und Schöpfers Befriedigung verschaffen als den ästhetischen Bedürfnissen und Wünschen des Konsumenten, Sensationshaschers und Erfahrungssammlers«.

Die Konsumismusdiagnose von Bauman ist (wie in Abschnitt 2 gesehen) keineswegs eine freudige, als sei nun das Riesmansche Paradies eingerichtet. Sie malt vielmehr die Durchsetzung flexibilisierter Konsummuster in allen Lebensbereichen als negative Utopie aus. Dies sei sie insbesondere deshalb, weil gesellschaftliche Solidaritäten weitgehend ersatzlos verloren gingen. Flexibilität befreit im Konsumismus von kollektiven Verbindlichkeiten, die aber für solidarische Verhältnisse nötig bleiben. Die flexible Freiheit des einen ist nicht neutral gegenüber der anderer. »Auch wenn der Wechsel der eigenen Identität reine Privatangelegenheit ist, es werden dabei immer auch soziale Bindungen abgebrochen, Verpflichtungen gelöst, und die Betroffenen werden selten gefragt, geschweige denn, daß man ihnen die Chance einer freien Wahl einräumt« (ebd.: 108). Zwar gibt es globale Eliten, die insgesamt profitieren, für die meisten Menschen ergäben sich allerdings zahlreiche neue Zwänge. Diese bestehen freilich nicht mehr darin, dass Menschen im Handeln blockiert würden, sondern ganz im Gegenteil darin, dass sie permanent »mitrennen« müssten. Einige wiederum fallen zurück oder ganz aus dem »Rennen« heraus und finden keine geeignete

24 Es wäre zu einfach anzunehmen, dass *nur* das, was man historisch am Konsum zu schätzen gelernt hat, nun als Ansprüche in alle Lebensbereiche, insbesondere auch in die Arbeitswelt übertragen würde. Freiheitsansprüche knüpfen sich ebenso an die Demokratisierung von Politik. (Ob es sinnvoll ist, Demokratisierung als eine Form der Flexibilisierung von Politik zu verstehen, sei hier dahin gestellt.) Jedenfalls ist vor diesem Hintergrund die Suche nach Koalitionen zwischen Konsum und Demokratie nur konsequent. Zu neueren Überlegungen zu »Verbraucherdemokratie« und »Consumer Citizen« vgl. Lamla (2008).

ten Unterstützungsstrukturen mehr vor. Das entspricht der analytischen Dreiteilung, wie sie oben mit Offe (1996) vorgenommen wurde.

Jenseits der Großdiagnose zeigen sich vergleichbare Muster auf unterschiedlichen Ebenen. Auch in Betrieben sind verbesserte Arbeitsbedingungen möglich, aber voraussetzungsreich. So weist Holtgrewe (2006) darauf hin, dass Flexibilisierungen zwar kreative Möglichkeiten verschaffen können, diese freilich ungleich verteilt sind, wobei die Ungleichheit tendenziell kumulativ steigt. Denn diejenigen, die die entsprechenden Ausstattungen und Fähigkeiten mitbringen, um durch Flexibilisierungen bessere Positionen zu erreichen, reichern ihre Möglichkeiten dadurch weiter an, um dann leichter auf die noch besseren Positionen zu springen. Die anderen müssen mit den Flexibilisierungen als verordneten Unsicherheiten leben (Prekarisierung), woraus sich neue Nachteile ergeben (vgl. Eberling u.a. 2004), oder verlieren den Anschluss ganz (»Überflüssige«).

Selbst im Bereich sozialer Sicherung ist Vergleichbares unter etwas anderen Vorzeichen zu beobachten. Einige ALG-II-Beziehende schaffen den Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt mit oder mitunter auch trotz der neueren »Aktivierungspolitik«. Andere sehen sich vor allem vom Arbeitsamt selbst »beschäftigt«, also »aktiviert« durch Anforderungen, die sie eher davon abhalten, sich um verbesserte Voraussetzungen für einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu kümmern. Schließlich geht die arbeitsmarktpolitische Ausrichtung an einigen »Kunden« ganz vorbei.²⁵

Flexibilisierungen verschaffen also einigen Vorteile und erscheinen vielen durchaus attraktiv, insofern sich daran Freiheits- und Gestaltungshoffnungen knüpfen. Inwiefern diese realen Möglichkeiten entsprechen und für wen sich solche tatsächlich öffnen, ist damit noch nicht geklärt. Vergleichsweise nüchtern resümiert deshalb Struck (2009: 281) in Bezug auf Arbeit und soziale Sicherung: »Nicht Flexibilität ist das Problem, sondern ein unproduktiver Umgang mit Unsicherheiten und den Sorgen der »Mitte« um Abstiege«. Aber man muss noch weiter gehen, denn Flexibilität ist kein Generalschlüssel der ökonomisch überall passt, sondern bleibt selbst zwiespältig. Wie bereits Sennett (2000, s.a. Skorstad 2009) feststellte, führt Flexibilisierung auch in den Unternehmen und Organisa-

25 Ich beziehe mich mit dieser Dreiteilung auf Ergebnisse der Untersuchungen zur arbeitsmarktpolitischen Neuorientierung im Zuge der Hartz IV-Reformen und deren Konsequenzen für die »LeistungsbezieherInnen«. Die Analysen wurden am Sonderforschungsbereich 580/Institut für Soziologie Jena erarbeitet. Ich orientiere mich dabei grob an der Unterscheidung von drei Typen von »LeistungsbezieherInnen«: Umjeden-Preis-Arbeiter, Als-ob-Arbeiter, Nicht-Arbeiter. Vorläufig dazu Bescherer/Röbenack/Schierhorn (2009).

tionen, die sich ihr verschrieben haben, keineswegs immer zu besonderer Effektivität und wirtschaftlichem Erfolg. (Insofern kann man nicht einfach sagen, dass die sozialen Sicherungen ›ökonomischer Rationalität‹ zum Opfer fielen.) Sie befördert aber die ausgeführten Ungleichheiten und Ausgrenzungen: Während sich mit Flexibilisierungen für einige Verbesserungen verbinden, erweisen sie sich sowohl in ihrer konsumistischen (Bauman 2003) wie in ihrer sozialpolitisch-aktivierenden (Lessenich 2008) als auch in ihrer arbeitsweltlichen Variante (Sennett 2000, Boltanski/Chiapello 2003, Castel/Dörre (Hg.) 2009) für viele als Zumutung und Einbuße an Gestaltungsmöglichkeiten.

Im Verständnis der ›flexibilisierten Überflussgesellschaft‹ sind deshalb die Flexibilisierungen von Arbeit und sozialen Sicherungen mit denen des Konsums zusammen gedacht. Den Prekarisierungen von Arbeit und sozialer Sicherung steht keineswegs die ›Konsumentensouveränität‹ gegenüber. Beiderseits bedarf es neuer Sicherungen, die Ausgrenzungen vermeiden. Zugleich bleibt aber daran zu erinnern, dass der problematische Wandel der letzten drei Jahrzehnte, der hier vor allem im Zusammenhang mit Flexibilisierungen thematisiert wurde, in mancher Hinsicht auch als attraktiv wahrgenommen wird und sich darüber legitimieren kann; er speiste sich in seiner Attraktivität auch aus einer Kritik an als zu eng empfundenen Strukturen. Deshalb greift der bloße Weg zurück, ohne Berücksichtigung dieser Kritiken, ebenso zu kurz, wie die gewissermaßen konsumistische Flucht nach vorn im Sinne Baumanns.²⁶

Ökologische Erkundungen

Die ökologischen Aspekte konnten im vorliegenden Kapitel nur unzureichend diskutiert werden, doch sollen sie zumindest noch auf die bisherigen Überlegungen bezogen werden. Der historische Übergang in die Überflussgesellschaft, der soziale Begrenzungen der Notwendigkeit auflöste, schien bald darauf natürliche Grenzen zu bedrohen oder von diesen bedroht zu werden. Auf dem Stand der sozialwissenschaftlichen Diskussionen zum Naturverhältnis stellt sich die Problematik jedoch etwas anders dar. So wie in der Gesellschaft Grenzziehungen

26 Boltanski/Chiapello (2003: 413ff.) haben anhand ihrer Analyse von Projektarbeit – welche Apatzsch (2010: 16) als »Extremform von Flexibilisierung« bezeichnet – Grundlinien einer »Netzgerechtigkeit« entwickelt. Darin nehmen sie die kritischen Impulse der »Künstlerkritik« auf, wollen diese aber – vor allem qua rechtlicher Regelungen – in gerechter Weise abgesichert wissen. Vergleichbares, also sowohl die Absicherung von Teilhabechancen als auch die Einschränkung von auf Kosten anderer ermöglichter Wahlfreiheiten, müsste im Bereich des Konsums noch geleistet werden.

notwendig sind, obwohl (und gerade weil) sie nicht jenseits politischer Aushandlungen bestimmt werden können, so muss heute konstatiert werden, dass auch die Natur keine letzten Gewissheiten und Notwendigkeiten liefern kann. Der Verweis auf Natur entlastet nicht von der Gestaltungsaufgabe. Die ökologischen Grenzen müssen ›ausgehandelt‹ beziehungsweise immer wieder erkundet werden.

Die Frage der ökologischen Grenzen ist in der ökologischen Kritik selbst umstritten. Die Vorstellung, dass die Natur objektive Vorgaben für menschliches Leben mache (wenigstens in der Form objektiver Grenzen), die sich naturwissenschaftlich bestimmen lassen, sieht sich sozialwissenschaftlicher Kritik ausgesetzt. Denn die Versuche, diese Grenzen zu bestimmen, sind doch nie von den menschlichen Wesen und sozialen Prozessen zu trennen, die diese Versuche unternehmen, auch wenn sie sich dafür objektivierender Mittel (Naturwissenschaft) bedienen. In der prominenten Latourschen Fassung solcher Kritik (Latour 1998, 2001) wird der Begriff ›der‹ (einen, außerhalb der Gesellschaft liegenden) Natur deshalb ganz aufgegeben und stattdessen auf konkrete Vernetzungs- und (im Sinne politischer Ökologie) Aushandlungsprozesse verwiesen, an denen Menschen wie nicht-menschliche Wesen gleichermaßen in immer neuen ›Verwicklungen‹ und ›Verkettungen‹ beteiligt sind. – Natur wird, wenn man so will, ›flexibler‹ gedacht: man rechnet eher mit ihrer Unberechenbarkeit als mit ihrer durchschaubaren Gesetzmäßigkeit. – Nur wenn man anerkennt, so die Überlegung, dass Menschen eng mit ›Dingen‹ und nicht-menschlichen Wesen vernetzt sind, kann auch die Vorstellung der für Menschen folgenlosen Manipulation einer vermeintlich äußeren Objektwelt aufgegeben werden. Menschen greifen dann nicht in ›die äußere Natur‹ ein, sondern in Vernetzungen, deren Teil sie immer schon selber sind. In der so gedachten politischen Ökologie betrifft jeder ›Eingriff‹ immer auch die Eingreifenden.

Sich in ›Aushandlungen‹ oder Erkundungen zu begeben hat aber noch einen weiteren Aspekt, der einem Naturbegriff nicht entgegensteht. Es erkennt nämlich an, dass die anderen (nicht-/menschlichen) Akteure sich einem letzten Zugriff entziehen, dass sie nicht *allein* als Aktualisierung im jeweiligen Netzwerk verstanden werden können.²⁷ Sonst wären sie so eindeutig, dass Verhandlungen nicht notwendig und andere Verknüpfungen unmöglich wären. So bleibt in den Aushandlungsprozessen immer ein Verweis auf etwas Anderes, Unverstandenes, Unverfügbares präsent. Gerade das deutet aber auf etwas, das in anderen Theorietraditionen nach wie vor als Natur bezeichnet werden kann: »Natur als Grenz-

27 In einer anderen Terminologie Latours (2007a) handelt es sich um »Vermittler«, nicht bloße »Zwischenglieder«.

begriff kultureller Machbarkeit« (Hauskeller 2003). Die Begründungen sind verschieden (Verweis auf das Andere versus eigene Verwicklung), aber Intention und Konsequenzen ähneln sich, im Sinne von Begrenzungen eines bloß manipulativen Zugriffs auf ›die‹ (vermeintlich festgelegte, objektivierbare) Natur.

Diese Fragen müssen hier nicht entschieden werden. So oder so liefert Natur weder Gewissheiten noch kann sie übergangen werden, das heißt der Bezug auf Natur entlastet nicht von der ökologischen Gestaltungsaufgabe gesellschaftlichen Lebens. Grenzziehungen sind nötig, aber nicht letztgültig objektiv ableitbar. Damit lässt sich auch die ökologische Konfliktkonstellation – parallel zur sozialen – in der eingeführten überflusssgesellschaftlichen Terminologie interpretieren. Bei den Grenzziehungen nach ›oben‹ kann zumindest eine ökologische Entlastung dadurch gewonnen werden, dass ›falscher‹, nämlich durch Quasi-Mangel motivierter Überfluss eingeschränkt wird. ›Grenzenlose‹, das heißt Aushandlungen nicht berücksichtigende Optionenverfolgung ist zwar bei entsprechenden Ressourcen und Machtmitteln (›Gewinner‹) nicht unmöglich, wird aber weder in sozialer noch ökologischer Hinsicht als nachhaltig gelten dürfen. Damit ist bereits die ökologische Relevanz der Innen-Außen-Differenz berührt. Der allein instrumentelle, manipulative Zugriff auf Natur folgt der klaren Trennung in innen/außen, die der Gesellschaft-Natur-Trennung entspricht. Während in der Gesellschaft Wahl- und Gestaltungsmöglichkeiten gesehen und verfolgt werden, wird der äußeren Natur gewissermaßen ›keine Wahl‹ zugestanden; sie hat sich in die gesellschaftlichen Zwecke zu fügen.²⁸ Eine politische Ökologie Latourscher Prägung tritt gerade gegen diese Form von ›Ausgrenzung der Natur‹ auf.²⁹

Für dieses Konzept ist es im Übrigen weder in sozialer noch ökologischer Hinsicht nötig, von einer bewussten und sozusagen bösartigen Ausgrenzung

28 Fiktional lässt Coupland (2010: 28) seinen Julien sagen: »Ich hasse es, dass die Welt sich in eine riesige Hamburgermaschine verwandelt hat, dass die Welt sich heutzutage nur noch um den *Menschen* dreht – alles Übrige auf unserem Planeten muss sich unserem Willen beugen, weil es keine andere Wahl mehr gibt«.

29 Hier ist offensichtlich auch der Konflikt zwischen ökologischer Kritik und klassischer sozialer Verteilungskritik angesiedelt. Um der Anschaulichkeit willen etwas vereinfacht: für die ökologische Kritik ist es sekundär, ob jemand drei Autos hat oder eines, weil als entscheidender eine andere Mobilität angesehen wird. Für die Verteilungskritik steht der gerechte Anteil der ›Verlierer‹ im Zentrum und erst dann wird man sich um die Tiere oder das Klima kümmern. Ob Exklusionskritik zu einer neuen Verständigungsbasis werden kann, lässt sich hier nicht entscheiden. Die analytische Parallelführung der ökologischen mit der sozialen Konfliktstruktur bedeutet selbstredend nicht, dass es sich in der Sache um dieselben Probleme handeln würde.

auszugehen. Bei der Optionenverfolgung und der Ausübung von Wahlfreiheit wird gegebenenfalls einfach hingenommen, dass dies auf Kosten anderer oder/und auf ökologische Kosten geht. Die, ganz im Sinne Offes (1996: 272 u.a.), »barbarischen Folgen« resultieren schon aus Indifferenz, Unterlassen und Vor-enthalten von Unterstützung.

Die Ausführungen dieses Kapitels können einige Plausibilität für die Annahme einer flexibilisierten Überflussgesellschaft liefern und mehr kann im Rahmen dieser Studie nicht beansprucht werden. Zweifellos bedürfte ein solches Verständnis der weiteren Ausarbeitung. Theoretisch müssten die angestellten Überlegungen insbesondere in zwei Hinsichten vertieft werden. Zum einen in Bezug auf die Frage nach der *Generierung* des Überflusses, welcher auch die Ressourcenbasis der Tafeln liefert. Mit den oben diskutierten Ansätzen sind zum Teil Entwicklungsannahmen verbunden, die hier nicht näher ausgeführt wurden.³⁰ Zu denken ist dabei unter anderem an das Konsumismusverständnis bei Bauman (2003), seine Theorie der »flüchtigen Moderne«, die ein dynamisches Konzept enthält, mit dem sich eine permanent steigende Überflusserzeugung ebenso begründen lässt wie die dargestellten Ausgrenzungen. Andere aktuelle Modernetheorien und neuere Kapitalismusanalysen, wie die Arbeiten von Boltanski/Chiapello (2003), Rosa (2005) und Dörre/Lessenich/Rosa (2009), müssten unter dem Aspekt der Überflussgenerierung aufbereitet werden. Zum anderen wären die Analysen in Richtung der gesellschaftlichen *Verteilungen* des Überflusses zu erweitern, um die Rolle der Tafeln darin genauer zu bestimmen. Ein Anschluss an die neuere Renaissance der an Mauss (1990) anknüpfenden Gabetheorien wäre dabei aussichtsreich. Damit lässt sich die Bedeutung reziproker Sozialbeziehungen für das gesellschaftliche Zusammenleben im Allgemeinen und für sozialstaatliche Diskurse und Instituierungen im Besonderen thematisieren (vgl. Lessenich/Mau 2005, Marten/Scheuregger (Hg.) 2007). So werden die moderne Vielgestaltigkeit, die gerade in Sozialstaaten vielfältige Vermitteltheit und die unterschiedlichen Ausdeutungen von Reziprozitätsverhältnissen sichtbar. Ebenso eignet sich aber diese Theorieperspektive, um (Konsum-)Überflusssphänomene zu reflektieren. Man denke hier an Mauss' Potlatschdeutungen, an die etwa Diskussionen um Batailles »Verschwendungen« anschließen (vgl. Mein 2009, Ruf 2009, Strandbakken 2009).

30 Zu einzelnen Aspekten dazu vgl. Lorenz (2009b, 2011) und unabhängig von den Tafeln Lorenz (2009d) sowie Lorenz/Rosa (2009), aber auch schon im Zusammenhang mit der Analyse des Umgangs mit Unsicherheit in Lorenz (2007a).

Zunächst bedarf aber eine weitere theoretische Ausarbeitung der gründlichen empirischen Exploration des Phänomens. Das ist das Ziel der Rekonstruktionen dieser Studie.

4.2 Konsequenzen für die Tafelstudie

Im vorliegenden Kapitel ging es darum, neuere, von den reichen Überfluggesellschaften ausgehende Entwicklungen zu erläutern, auf die sich die Tafeln selbst beziehen und auf die sie sich zugleich soziologisch reflektiert beziehen lassen. Dafür war es vor allem notwendig, zweifellos vorhandene Armut und Ausgrenzungen zum ebenso vorhandenen (Konsum-)Überfluss und dessen sozialen und ökologischen Konsequenzen in Beziehung zu setzen. Armut und Ausgrenzung widersprechen einer Überfluggesellschaft nicht, durch die vielmehr ein Erkenntnis fördernder Blick auf diese Phänomene eröffnet werden kann. Bereits in der Einleitung (I 3) wurde dargelegt, dass eine Mangelperspektive auf die Tafelarbeit der Sache nicht gerecht wird (vgl. Lorenz 2011). Die zeitdiagnostischen Überlegungen liefern weitere gute Gründe dafür: Zum einen bieten sie ein Verständnis von Quasi-Mangel an, der Entscheidungen zugunsten der Überfluggesellschaft statt verbesserter Teilhabemöglichkeiten (und ökologischer Verträglichkeit) legitimieren lässt. Sie lassen zum anderen in der Überfluss-Begrifflichkeit (Wahl, Gestaltung) eine eigene Deutung der Ausgrenzungsproblematik zu (keine Wahl haben, Festlegung auf Notwendigkeit); diese expliziert selbst Integrationsanforderungen, die über die bloße ›Notwendigkeitsversorgung‹ hinaus weisen, nämlich Wahlmöglichkeiten in der Lebensgestaltung vorsehen.

Die Überfluggesellschaften haben Armut nicht überwunden und sogar neuere Ausgrenzungsprobleme hervorgebracht. Was in den bisherigen Analysen zu Armut und Ausgrenzung aber kaum systematisch berücksichtigt wird, ist die so bedeutsame Rolle des Konsums. Sicherlich wird der Art und Weise des Konsums seit Bourdieu in Ungleichheitsuntersuchungen immer wieder nachgegangen.³¹ Was vor dem Hintergrund von Ausgrenzungsproblemen aber besonders interessieren muss, ist die Bedeutung des Konsumentenstatus selbst. Neben (nicht statt) der Arbeitslosigkeit, so könnte man sagen, bedarf es einer genaueren Berücksichtigung von ›Konsumlosigkeit‹ als ausgrenzungsrelevant. Die Empirie

31 Auch in der neueren US-amerikanischen Forschung zu Effekten des Wandels der Wohlfahrtspolitik wurden unter anderem Einflüsse auf das Konsumverhalten untersucht. Einen Einblick gibt Blank (2009: 41ff.). In Deutschland hat jüngst Bosch (2010) eine Studie vorgelegt, die sich mit »Konsum und Exklusion« befasst. Im Vordergrund steht dabei die Inklusionsbedeutung von (Konsum-)»Dingen«.

(Kapitel V) wird dazu Anregungen und Einsichten liefern. Sie wird außerdem zu klären haben, wie sich das Tafel-Engagement dazu verhält (u.a. Kapitel IV 5.1) und welche Effekte es für den Konsumentenstatus der Tafelnutzenden hat. Über den Konsum im engeren Sinne hinaus kann die Heuristik des Wählens (können/müssen) und des Keine-Wahl-habens Anhaltspunkte dafür liefern, den Ausgrenzungen empirisch nachzugehen. Außerdem wirft sie die Frage auf, welche Wahloptionen in der Lebensgestaltung den Tafelnutzenden durch Tafeln und Sponsoren eröffnet werden (können und sollen).

Die Annahme einer flexibilisierten Überflussgesellschaft nimmt sowohl den ausgedehnten (Konsum-)Überfluss als auch neuere Ausgrenzungen konzeptionell auf und sieht sie im Zusammenhang. Die Tafeln finden darin ihren gesellschaftlichen Ort zwischen auseinander strebenden gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen, pointiert: zwischen ›Konsumismus‹ und ›Überflüssigkeit‹. Flexibler Überfluss, so wurde herausgestellt, ist eine Gestaltungsaufgabe. In diesem Sinne erscheinen die Tafeln als eine gesellschaftliche Gestaltungsoption im flexiblen Überfluss – als eine neuere Form des Umgangs mit Überfluss, die zugleich den Zugang zum Überfluss zu erweitern anstrebt. Die gegenwartsdiagnostischen Analysen konnten genauer herausarbeiten, was in der Einleitung (I 2) bereits als Aufgabe formuliert wurde: Die Tafeln erscheinen gerade dort, wo die resultierenden Spannungen gegenläufiger Entwicklungstrends am größten sind und die auseinander tretenden Entwicklungsrichtungen eine Konfliktlinie hervorbringen. Analytisch verläuft die Konfliktlinie zwischen der Generierung immer weiterer Wahloptionen, mit sozial wie ökologisch problematischen Konsequenzen, einerseits und dem Ausschluss von Wahl- und Gestaltungsmöglichkeiten andererseits. Tafeln geben durch ihre Aktivitäten dieser gesellschaftlichen Verwerfungslinie eine Gestalt und bieten eine neue Verbindung an. Wie diese trennende Verbindung oder verbindende Trennung gestaltet wird, ist Gegenstand der empirischen Analysen.

Die Empirie wird eine relative Distanz zu den theoretischen Konzepten wahren. Die theoretischen Deutungen bieten Anregungen und analytische Unterscheidungen, dürfen aber die Empirie nicht dominieren. Im Vordergrund stehen deshalb zunächst die empirischen Analysen, die im Schlusskapitel in Bezug auf die zeitdiagnostischen Überlegungen diskutiert werden.

III Prozedurale Methodik

In dieser Studie wird empirisch das Zusammenwirken, die ›Vernetzungen‹, von Überfluss und Ausgrenzungen ausgehend von den Aktivitäten der Lebensmittel-Tafeln rekonstruiert. Es wird deshalb darum gehen, die Zusammenhänge von der Bereitstellung der Überschüsse durch Unternehmen, über die engagierte Sammlung und wohlthätige Verteilung durch die Tafeln bis zu den Nutzenden dieser Unterstützungsangebote zu analysieren. Um dies zu realisieren, wird einem Ansatz gefolgt, der als prozedurale Methodologie entwickelt wurde (Lorenz 2007b, 2008, 2009a, Lorenz/Groß 2010a, b) und es erlaubt, die beteiligten heterogenen Akteursgruppen und ihre Aktivitäten – in der methodischen Begrifflichkeit – zu ›versammeln‹. Da die methodologischen Grundlagen und deren forschungspraktische Umsetzung sich in den zitierten Aufsätzen dargelegt finden und ihre Ausführungen zudem weit über die Erfordernisse dieser Studie hinausführen würden, werden an dieser Stelle nur einige Grundlagen skizziert (1).

Bei den empirischen Untersuchungen werden die genannten Akteursgruppen im Vordergrund stehen und es kommen im Wesentlichen – prozedural-methodologisch gerahmte – fallrekonstruktive Mittel zum Einsatz. Der methodologische Anspruch geht allerdings darüber hinaus, nämlich dahin, auch die materiale Verbindungsleistung der ›Dinge‹ berücksichtigen zu können: sind es doch die Lebensmittel selbst, an denen ausgerichtet die Praxis der Tafeln organisiert wird, die insofern diese Praxis tragen und die Akteure ›vernetzen‹. Forschungspraktisch wird das in dieser Studie nur demonstrativ und exkursorisch eingeholt (2). Die – im Folgenden nur angedeutete – methodologische Fundierung versteht sich insofern als programmatische Begründung eines Forschungsansatzes, mit dem sich auch ›Dinge‹-Analysen realisieren lassen, wie sie heute in den Kultur- und Sozialwissenschaften auf verbreitetes Interesse stoßen. Im Exkurs jedenfalls wird vorgeführt, wie mit den fallrekonstruktiven Mitteln die Einbeziehung der ›Dinge‹, das heißt der Lebensmittelüberschüsse, der räumlichen Situierung und der technischen Infrastruktur der Tafelarbeit, umzusetzen ist. Insofern dafür das

Beispiel einer Tafelgründung herangezogen wird, können daran bereits erste empirische Erkenntnisse in der Tafelanalyse gewonnen werden. Im Anschluss wird die Datenauswahl für die folgenden empirischen Analysen kommentiert (3).

1 GRUNDLAGEN

Die prozedurale Methodologie kombiniert bewährte Methoden fallrekonstruktiver Sozialforschung mit einem Netzwerkansatz, nämlich mit einer prozedural interpretierten Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) in Gestalt des Verfahrensmodells, das Bruno Latour (2001) im »Parlament der Dinge« entwickelte. Der innere Zusammenhang des »parlamentarischen« Modells mit den Entwicklungen der ANT ist zweifellos gegeben, wie ein Rückgang auf das ältere Phasen-Modell der Netzwerkkonstruktion von Michel Callon (2006 [1986]) zeigen kann (Lorenz 2008). Für eine prozedurale Methodologie ist freilich entscheidender, diese Modelle zu abstrahieren und *als Verfahrensmodelle* zu bestimmen. Stellenwert und Eignung eines prozeduralen Vorgehens erweisen sich in dem Maße, in dem sich wissenschaftliches Arbeiten als prozedurales verstehen lässt, in dem sich also Methoden *als Verfahren* verstehen lassen (Lorenz 2009a).

Zwar ist es völlig geläufig, begrifflich Methode und Verfahren synonym zu verwenden. Eine grundlegende Reflexion des wissenschaftlichen Arbeitens als verfahrensförmiges findet sich dagegen nicht. Ansetzen lässt sich in diesem Sinne mit Habermas (1992: 42, kursiv im Orig.), wenn er schreibt:

»Demgegenüber [d.h. gegenüber materialer Rationalität metaphysischen Denkens; S.L.] vertrauen die modernen Erfahrungswissenschaften und eine autonom gewordene Moral nur noch der Rationalität ihres eigenen Vorgehens und ihres *Verfahrens* – nämlich der Methode wissenschaftlicher Erkenntnis oder dem abstrakten Gesichtspunkt, unter dem moralische Einsichten möglich sind. Die Rationalität (...) hängt ab von der Vernünftigkeit der Prozeduren, nach denen man Probleme zu lösen versucht – empirische und theoretische in der Gemeinschaft der Forscher und im organisierten Wissenschaftsbetrieb, moralisch-praktische Probleme in der Gemeinschaft der Bürger eines demokratischen Staates und im Rechtssystem.«

Daran ist zu sehen, dass wissenschaftliches Arbeiten als methodisches grundsätzlich verfahrensförmig verläuft. Dies ist die methodologische Basis *allen* (modernen, nachmetaphysischen) wissenschaftlichen Arbeitens. Aber nicht nur Erkennensprozesse müssen auf diese Weise vollzogen werden, sondern auch

Entscheidungs- und Legitimationsprozesse in Recht, Politik und Moral. Berücksichtigt man zudem, dass solche Prozesse auch gesellschaftliche Verhältnisse gestalten und hervorbringen, dann dienen Verfahren nicht nur dem Erkennen und Legitimieren, sondern auch der Konstitution. Ganz in diesem Sinne werden üblicherweise auch produktive Herstellungsprozesse als Verfahren aufgefasst (Herstellungs-/Fertigungsverfahren). Für die Methodologisierung letzterer unterbreitet das ›parlamentarische‹ Verfahrensmodell Latours (2001) – wie auch Sennetts (2008) »Handwerk« (vgl. Lorenz 2010b) – wichtige Anregungen.

Verfahrensförmigkeit eröffnet einer prozeduralen Methodologie damit nicht nur Möglichkeiten inter-, sondern auch transdisziplinären Arbeitens. In dem Maße, in dem sich die zu untersuchende Wirklichkeit selbst als sich verfahrensförmig konstituierende, legitimierende und erkennende auffassen lässt, bietet sich gewissermaßen eine geteilte Kooperationsbasis für wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Akteure. Für die Wissenschaft begründet sich darin der Anspruch einer *Re*-Konstruktionsmethodologie, das heißt die Analyse folgt den Konstruktionsprozessen der zu untersuchenden Wirklichkeit.

Ein solcher methodologischer Ansatz muss in zweierlei Hinsicht präzisiert werden: zum einen bedarf es eines umfassenden und damit abstrakten Verfahrensverständnisses (a), zum anderen der Konkretisierung sowie der Möglichkeiten einer forschungspraktischen Umsetzung (b).

Zu a) Zunächst zur Entwicklung eines allgemeinen Verfahrensmodells, das davon profitieren konnte, dass in den Bereichen von Recht und Politik, in denen Verfahrensreflexionen üblich sind, theoretische Vorarbeit geleistet wurde (Lorenz 2009a, vgl. Habermas 1994, Luhmann 1997a). Im Zuge der historischen Positivierung des Rechts bieten Verfahren Möglichkeiten, Entscheidungen zu finden und zu legitimieren, ohne sich auf transzendente Letztbezüge stützen zu können. Damit ist freilich in Recht und Politik nur beschrieben, was gesamtgesellschaftlich als Modernisierung oder Enttraditionalisierung erfahren wird und sich in analoger Weise in den Wissenschaften niederschlägt; auch hier gibt es keine Letztbegründung. Strukturell ist so wenig verwunderlich, dass es hier ebenso verfahrensförmige Operationen sind, die zu Entscheidungen beziehungsweise zu Erkenntnissen führen. Erweitert man also die vor allem an Legitimierung interessierten Arbeiten aus Recht und Politik um erkennende und konstitutive Aspekte, lässt sich ein allgemeines Verfahrensmodell skizzieren. Dessen allgemeine Funktion ist es, Unbestimmtheit in Bestimmungen zu transferieren – seien es nun Rohstoffe in Produkte, Streitfragen in Urteile oder wissenschaftliche Fragen in Erkenntnisse. Sie müssen dabei in Situationen komplexer Offenheit ohne Letztbezugspunkte auskommen können. Sie stehen somit vor einer doppelt widersprüchlichen Aufgabe: Zum einen müssen sie einen Über-

gang von Unbestimmtheit in Bestimmung gestalten, ohne dabei aber die Unbestimmtheit letztgültig aufzuheben, also neue Letztbezüge zu etablieren; sie sollen einen *Umgang* mit Ungewissheit ermöglichen, diese aber nicht abschaffen. Zum anderen müssen sie Strukturvorgaben bieten, dürfen aber nicht determinieren; sie sollen Festlegungen *ermöglichen*, aber nicht erzwingen. Sie bieten Anhaltspunkte dafür, wie man zu ›Etwas‹ kommt, legen aber nicht fest, was dies genau sei. Verfahren müssen deshalb strukturiert sein, das heißt sie müssen es erlauben, Unbestimmtheit sukzessive ›kleinzuarbeiten‹ und können gerade deshalb zu Beginn einer spezifischen Verfahrensgeschichte ›in der Sache‹ vieles offen lassen. Erforderlich ist ein schrittweises Prozedere mit einer Reihe von Verfahrensaufgaben, die nach und nach abzuarbeiten sind. Damit werden die wichtigsten Verfahrensaufgaben sichtbar und zeigen in schematischer Skizze ein allgemeines Verfahrensmodell:

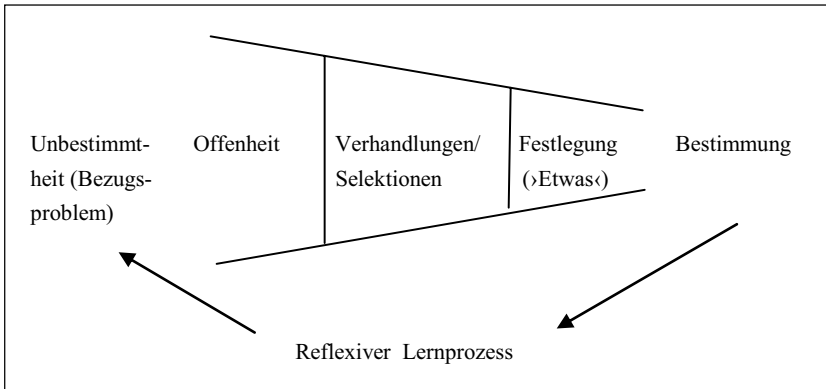


Abbildung: Allgemeines Verfahrensmodell

Die erste Aufgabe ist es, Offenheit für Neues zuzulassen. Die (vorläufig) letzte Aufgabe ist dann das Gegenteil dessen, nämlich die Festlegung auf eine Bestimmung; Verfahren müssen zu etwas (einer Entscheidung, Konstituierung, Erkenntnis) führen. Dazwischen müssen Verhandlungen, Prüfungen, Selektionen schrittweise vollzogen werden. Schließlich sollen und können aber Verfahren die Offenheit gegenüber Komplexität dabei nicht endgültig beseitigen, sondern müssen sie bewahren. Deshalb ist es ihre vierte Aufgabe, einen reflexiven Rückbezug von der festgelegten Bestimmung auf die Unbestimmtheit zu erhalten. Nur durch diese Dynamisierung kommt es zu rekursiven Lernprozessen, das heißt nur dadurch kann die Bestimmung zu einem späteren Zeitpunkt wieder anders ausfallen – das Gerichtsurteil kann angefochten werden, Politiker müssen sich periodisch erneut der Wahl stellen, Gesetze können neu erlassen oder aufgehoben werden.

ben werden und wissenschaftliche Erkenntnisse werden überprüft. Ergebnisse sind immer Zwischenergebnisse – eine prinzipielle Aussage, denn das ›Zwischen‹ solcher Festlegungen kann sich realiter als äußerst ausdauernd erweisen.¹ Man denke etwa an wissenschaftliche Paradigmen. Dieses Modell lässt sich mit Latours (2001) ›parlamentarischem‹ Verfahrenskonzept zu einem siebenstufigen differenzieren.²

- 1 Dies entspricht dem Oevermannschen Verständnis des methodologischen Vorrangs der Krise vor der Routine, der Transformation vor der Reproduktion (Oevermann 2000: 72ff., 132ff.). Während im Alltag viele Routinen greifen und die zu neuer Strukturierung zwingende Krise eher den Ausnahmefall bildet, muss methodologisch jede Sequenzstelle der zu untersuchenden Praxis als ›Krise‹, also als entscheidungs offen und transformationsträchtig angesehen werden. Das sichert, dass mehr Optionen als nur die jeweils empirisch realisierte in den Blick kommen und damit zugleich, dass die Selektionskriterien in den Entscheidungsprozessen analysierbar werden. Die methodische Maxime der Akteur-Netzwerk-Theorie, *follow the actors*, verdeckt dies tendenziell und vergibt sich so Rekonstruktionspotenziale. Im Latourschen VerfahrensmodeLL sichern dagegen ›Gewaltenteilung‹ und ›Verlaufskontrolle‹, dass alternative Optionen nicht ›verschwinden‹, selbst wenn sie sich (vorläufig) nicht durchsetzen. Auch bei Boltanski/Chiapello (2003: 150) findet sich ein vergleichbarer Problem- oder Krisen-Fokus: »Diese Bewährungsproben sind (...) charakteristischerweise gerade diejenigen Momente, in denen ein Projekt zu Ende geht und die Beteiligten nach einer neuen Beschäftigung Ausschau halten.« Der Ansatz von Boltanski/Chiapello lässt sich ebenfalls als ein prozeduraler rekonstruieren. Sie fragen nach Möglichkeiten der »Handlungskoordination in Situationen der Rechtfertigung« und finden sie »in Analogie zu juristischen Prozessen« im »Prozess der Prüfung« (Potthast 2001: 552, 553) realisiert. Bei Boltanski/Chiapello (2003: 683, Anm. 74) heißt es schließlich entsprechend: »Die Verrechtlichung stellt in der Polisordnung die höchste Entwicklungsstufe dar.«
- 2 Zentral sind die vier ersten Verfahrensschritte, die auch etwa dem Modell der Netzwerkkonstruktion Callons (2006) entsprechen (vgl. Lorenz 2008) und sich in der ein oder anderen Form auch in seinen späteren Schriften wieder finden bzw. aufzeigen lassen. So diskutiert Latour (2007b) in einem Aufsatz detaillierter sein Politikverständnis. Er unterscheidet dabei fünf Politikauffassungen, denen er jeweils bestimmte politische Theorien zuordnet. In seinem Verständnis sind dies alles Aspekte von dem, was er Kosmo- oder Ontopolitik nennt. Liest man den Text im hier vorgeschlagenen Sinne prozedural, sieht man zweierlei. Erstens steht Kosmopolitik für die ausgeführte grundsätzliche Prozeduralisierung – Politik bedeutet auf dieser Ebene die Notwendigkeit des Operierens ohne transzendente Letztbezüge. Zweitens findet man auch hier

Bleibt zu ergänzen, dass sich mit einer prozeduralen Rekonstruktionsmethodologie auch zeigen lässt, wo Verfahrensaufgaben (konstitutive, normative und erkennende) nicht erfüllt werden beziehungsweise wo sie aufgrund von Interessen- und Machtkonstellationen verkürzt, umgangen oder blockiert werden. Daraus resultiert ein kritisches Potenzial der prozeduralen Methodologie, denn man kann nun fragen: Werden die Verfahren eingehalten und die Aufgaben adäquat erfüllt? Konstituiert sich die – wie immer geartete – Versammlung auf ›demokratische‹ Weise und was heißt das konkret? Im einzelnen: 1. Wie offen ist das Verfahren beziehungsweise wird etwas/jemand ausgeschlossen? 2. Welche Prüfungen kommen zum Einsatz, welche Verhandlungen werden geführt, welche Selektionen eingeschlagen? Sind sie angemessen, ausreichend? 3. Erfolgt eine Festlegung? Wie? 4. Inwiefern sind die Festlegungen Ausgangspunkt beziehungsweise Teil eines reflexiven Lernprozesses?

Zu b) Neben dem allgemeinen Verfahrensverständnis wurden Konkretisierungen gefordert. Denn Erkenntnisse bietet nicht das ebenso umfassende wie abstrakte Modell selbst, sondern der Bezug darauf bei der Bearbeitung konkreter Fragestellungen. Es sind deshalb viele Unterscheidungen von Verfahrenstypen denkbar, die sich problembezogen treffen lassen. Genannt wurde bereits die Unterscheidung in (je vorrangig) erkennende, legitimierende oder konstituierende Verfahren. Aber auch Luhmanns (1997a) Unterscheidung in programmierende und programmierte Verfahren kann hilfreiche Differenzierungen leisten (vgl. Lorenz 2009a). In Latours (2001) Verfahrensmodell sind es die so genannten Berufsstände, die spezifische Verfahrenstypen mit besonderen Kompetenzen bearbeiten. Erkenntnisgewinne bieten also erst die konkretisierten Verfahren beziehungsweise deren – gegebenenfalls komparative – Rekonstruktion.

Die Latoursche Deutung der Berufsstände ermöglicht zudem eine Verbindung zur Forschungspraxis. Denn als Berufsstände treten sie nicht etwa als Spezialisten für bestimmte Verfahrensschritte auf, sondern verfügen über je besondere Kompetenzen, mit denen sie zu *allen* Verfahrensaufgaben beitragen.³ Die

die vier ersten Verfahrensschritte seines Modells wieder. Sie stehen jeweils für ein eigenes Politikverständnis bzw. einen bestimmten Aspekt von Politik. Die Differenz von vier Verfahrensschritten zu fünf Politikkonzepten ergibt sich daraus, dass die Politikverständnisse drei und vier eigene Varianten der Verfahrensaufgabe drei (Hierarchie) repräsentieren (vgl. ähnlich Laux' (2011) Rekonstruktion der Latourschen politischen Theorie).

- 3 Daran wird noch einmal der doppelte Politikbegriff Latours deutlich (vgl. Fußnote zuvor). Das ›Parlament der Dinge‹ setzt durch verschiedenste Akteure und Berufsstände das »Kollektiv«, die »gemeinsame Welt« aus »menschlichen und nicht-

Kompetenzen der Wissenschaften zeigen deshalb an, wie sich wissenschaftlich zur Bearbeitung der Verfahrensaufgaben beitragen lässt, also: wie wissenschaftlich zu arbeiten ist. An den Verfahrensaufgaben und wissenschaftlichen Kompetenzen entlang lassen sich nun konkrete Forschungsmethoden deklinieren. Während die ethnographisch inspirierte ANT hier vergleichsweise unbestimmt bleibt, liegen bewährte Methoden und Techniken fallrekonstruktiver Forschung vor, so dass es sich anbietet, innerhalb des entwickelten methodologischen Rahmens von den erprobten Forschungsmitteln und Erfahrungen zu profitieren. Mit der Zusammenführung von Verfahrensmodell, Latourscher politischer Ökologie und fallrekonstruktiver Forschungspraxis – konkret orientiert an Grounded Theory (Strauss 1994, Strauss/Corbin 1996) und Objektiver Hermeneutik (Oevermann 2000, 2002) – ist eine tragfähige Grundlage der hier angestrebten empirischen Analysen gegeben (vgl. Lorenz 2007b).

2 EXKURS ÜBER DIE ›DINGE‹-ANALYSE

TATSACHEN SCHAFFEN – ODER WIE DER LEBENSMITTEL- ÜBERFLUSS DURCH TAFELARBEIT DIE LEERE UND DESORIENTIERUNG DER NACHWENDEZEIT FÜLLT

Das Potenzial einer prozeduralen Methodologie kann in dieser Studie nicht vollständig umgesetzt werden, insbesondere sofern es die transdisziplinären Möglichkeiten sowie den Einbezug der ›Dinge‹ in die empirischen Rekonstruktionen betrifft. Letzteres resultiert zum großen Teil aus einer Differenz zwischen prozeduralen und materialen Aspekten in der Rezeption Latours (vgl. exemplar. Schüttpelz 2008 vs. Reckwitz 2008). Bei einer konsequent relationalen Sicht sind zwar prinzipiell alle ›Dinge‹ als prozedural konstituierte zu betrachten. Forschungspraktisch sieht man sich aber immer schon mit verschiedensten Dingen konfrontiert, die als solche in die Analysen eingehen müssen, ohne wiederum in ihrer Konstitution rekonstruiert werden zu können. Der forschungspraktische Einbezug der ›Dinge‹ in die empirische Sozialanalyse ist in den aktuellen Debatten noch wenig geklärt. Mit dem Anschluss an Latours Verfahrensmodell sind ebenfalls besonders die prozeduralen Aspekte betont. Während sich die empirische Arbeit dieser Studie deshalb forschungspraktisch auf bewährte sozi-

menschlichen Wesen« zusammen, unter anderem durch die Politik. Auf der Ebene des ›Parlaments der Dinge‹ sind also alle Akteure ›Politiker‹ (Kosmo-/Ontopolitik), während dann noch Politik im engeren Sinne als eigener Berufsstand neben anderen, mit eigenen Kompetenzen, ausgewiesen wird (Latour 2001: 187ff.).

alwissenshaftlich-fallrekonstruktive Mittel stützt, soll dennoch der Einbezug der Dinge zumindest beispielhaft vorgeführt werden. So lässt sich ansatzweise demonstrieren, was in einem solchen methodologischen Rahmen möglich wird, wenngleich dafür weitere Studien und Ausarbeitungen nötig sind. Das Plädoyer dabei wird sein, auf das *Zusammenspiel* von Dingen, Akteuren, Handlungen und Intentionen zu achten. Der Fall, das Netzwerk, die Versammlung wird insofern nicht nur – klassisch sozialwissenschaftlich – in seiner Sinnstrukturiertheit, sondern auch in seiner Dingkonstituiertheit rekonstruiert. Das Einbeziehen der ›Dinge‹ soll dabei eine *ergänzende* Rolle spielen, keine ersetzende. Es soll die Analyse bereichern und nicht völlig umkehren, also nur noch die Dinge fokussieren oder gar deren kausale Determination des Sinngeschehens unterstellen. (Obwohl im folgenden Beispiel der Beitrag der Dinge – durch Formulierung expliziter ›Dinge-Thesen‹ – wegen des Vorführcharakters etwas mehr betont wird.) Wie in der sozialwissenschaftlichen Fallrekonstruktion geht es auch hier nicht allein darum, wie menschliche Akteure selbst die Dinge explizit wahrnehmen und welche Rolle sie ihnen so zuschreiben. Die rekonstruktive Analyse muss auch latente Wirkungen der ›Dinge‹ berücksichtigen. Verändert wird in der Rekonstruktion vor allem der Fokus, der sich nicht mehr nur auf Sinn und Bedeutung als relevant für die Fallstruktur richtet, wodurch die Erklärungslast des Sinns, wenn man so will, etwas entlastet – aber nicht aufgegeben – wird. Der Gewinn kann dann in Einsichten in eine erweiterte Fall-/Netzwerk-/Versammlungsstruktur und -dynamik bestehen, die den Dingen versucht einen ihrem Beitrag angemessenen Platz einzuräumen.

Inwiefern das gelingen kann, soll durch das folgende Beispiel, das sich auf bestimmte Daten (Interview) und methodische Mittel (fallrekonstruktive) stützt, tentativ ausgelotet und plausibilisiert werden. Es handelt sich um die Eingangssequenz eines Interviews mit einem Tafelleiter (geführt im Juni 2009), der die Gründungsgeschichte der lokalen Tafel erzählt und dabei in hohem Maße die *Ausweitung der ›Dinge‹* thematisiert, ein Stück weit also die Tafelentwicklung an der Vermehrung der ›Dinge‹ *festmacht*. Diese ›Dinge‹, das sind die Lebensmittelüberschüsse sowie die räumliche Situierung, die Infrastruktur und die technische Ausstattung der Tafelarbeit, schaffen dabei ihrerseits ›Realitäten‹, hinter die sich kaum zurückgehen lässt. Sie stabilisieren also, wie zu sehen sein wird, eine gewisse Selbstläufigkeit der Tafelarbeit.

Interviewrekonstruktion: Wirkung der Dinge, Tafelleiter Herr A.⁴

Interviewer: Ja, also fangen wir vielleicht einfach vorne an: Wie kam's denn zur Tafelgründung hier?

Herr A.: Ja, äh, zur Tafelgründung in [Stadt-Name] kam's eigentlich, äh, aus, aus der ganzen Situation heraus, äh (I: ja), nach, nach der Wende. (...)

Mit »vorne« wird auf eine Erzählung der Vor-Geschichte gezielt, also darauf, was die Gründe und Anlässe der »Tafelgründung« waren. »Hier« stellt dabei den Bezug zur konkreten Gründung vor Ort her.

Herr A. greift zwar den lokalen Bezug auf, öffnet aber inhaltlich sofort den Rahmen. »Die ganze Situation nach der Wende« ist eine sehr komplex bestimmte Konstellation, ein sehr abstrakter und allgemeiner Hintergrund für eine lokale Aktivität. Insofern gibt es auch keine konkrete (Vor-)Gründungsgeschichte, sondern die Antwort verweist vielmehr auf eine allgemein diffuse, unklare »Situation«. Die Tafelgründung ist dann folglich keine Antwort auf spezifische Probleme vor Ort, sondern eine Möglichkeit, ein Ausweg, aus den Schwierigkeiten mit den Ungewissheiten eines historischen Umbruchs herauszutreten.

...) Äh, 1994, 95, äh, hat sich dann eigentlich auch hier, äh, paar beherzte Leute gefunden, sagen wir mal das so, die, äh, gesagt haben, wir müssen, äh, diesen, äh, Überfluss, den wir haben, äh, an Lebensmitteln, der weggeschmissen wird, äh, verteilen, weil Bedürftigkeit vorliegt. (...)

Fünf Jahre Konfusion deuten auf Akteursebene auf einen potenziell hohen Druck, wieder stärker Orientierung und Handlungsfähigkeit zu gewinnen. »Beherzt« verweist auf eine für die Handelnden selbst problematische und risikoreiche Situation, in der die Initiative ergriffen wird, ohne zureichende Entscheidungsgrundlagen und ohne eine Gewähr für ein Gelingen zu haben. Tätigwerden ist die Devise. Dazu bedarf es erst einmal einer Problembestimmung, die nun lautet: »Wir« (ein allgemeines oder/und die »beherzten Leute«) steht für die relevanten Akteure; diese verfügen über »Lebensmittelüberfluss« und »müssen« ihn »verteilen«, statt ihn »wegzuschmeißen« – es liegt eine (moralische) Handlungsverpflichtung vor. Die Gründe bleiben ebenfalls recht abstrakt: »weil Bedürftigkeit vorliegt« sagt nichts darüber aus, wo oder bei wem oder welcher Art diese »Bedürftigkeit« sei; insofern steht »Bedürftigkeit« hier strukturell nicht nur für eine mögliche »Bedürftigkeit« anderer, sondern genauso für die eigene »Be-

4 Persönliche Angaben und Angaben zur lokalen Tafel wurden anonymisiert.

dürftigkeit«, die Nachwendekonfusion zu ›füllen‹. Auf jeden Fall wird aus der unklaren Nachwendesituation heraus eine Ungleichverteilung als Problem formuliert: hier »*Bedürftigkeit*«, das heißt zu wenig, dort »*Überfluss*« und »*Wegschmeißen*«, also zu viel. So gelingt eine Überführung in eine lokale Handlungsoption, nämlich die »*Tafelgründung*«.

Diese folgt allerdings ihrerseits einem vorgegebenen Lösungsmodell. »Auch hier« steht nämlich dafür, dass der lokalen Gründung eine Handlungsoption bereits voraus liegt, dass zuerst die Option verfügbar war, also die Mittel bereit lagen, bevor man sich an das Problem gemacht und es überhaupt erst einmal als solches für sich ausgemacht beziehungsweise angenommen hat. Die Tafelarbeit tritt damit in die konfuse Unbestimmtheit der Nachwendezeit, ohne einen inneren Bezug dazu zu knüpfen. Es fehlt die plausibel erzählte Geschichte, warum die Bearbeitung der Ungewissheiten gerade der Tafelarbeit bedurfte; vielmehr war es eine Gelegenheit (›Gelegenheitsstruktur‹), die Mittel und Deutung bereit stellte und auf die »beherzt« zugegriffen wurde, das heißt ohne genau zu wissen, worauf man sich einlässt. Insofern auch etwa fünfzehn Jahre später, zum Zeitpunkt des Interviews, diese Verknüpfung nicht dargelegt wird, muss eher angenommen werden, dass die Tafelarbeit nicht nur einen Ausweg bot, sondern die Beschäftigung mit der Tafelarbeit in der Folge sogar davon abhielt, sich weiter mit den Nachwendeirritationen zu befassen.

Erste Dinge-These: Als Dinge tauchten bisher die *überflüssigen Lebensmittel* auf. Sie bieten hier eine *Handlungsoption und -ressource* an, die aufgegriffen und genutzt werden kann, und nehmen dabei sogar einen (moralisch) *verpflichtenden Charakter* an.

Die Überflussgesellschaft wird damit als materiale Voraussetzung der Tafelarbeit sichtbar: ohne systematisch und massenhaft erzeugte Überschüsse keine Tafeln; und sie gewinnt darüber hinaus sogar Aufforderungscharakter. Man mag einwenden, dass dieser Zugriff auf die überflüssigen Lebensmittel eben eine Deutung (eine soziale Konstruktion) sei und dass die Überflussgesellschaft, wie der Name schon sagt, eben eine bestimmte Gesellschaft, also per se ein Sozialverhältnis sei. Das wird hier aber gar nicht infrage gestellt. Deshalb verweise ich noch einmal auf das Eingangsplädoyer, dass es nicht darum geht, die Verhältnisse umzukehren und zu behaupten, es seien die Dinge, hier: die überflüssigen Lebensmittel, die einfach kausal die Sozialverhältnisse bestimmen würden. Vielmehr sollen die *Wechselwirkungen*, soll das *Zusammenspiel* aufgezeigt werden, wozu die Deutungen genauso gehören, wie deren dingliche Bezüge, die in dieser Konstellation die Voraussetzung für solche Deutungen bieten – ohne Lebensmittelüberschüsse keine entsprechende Deutungsmöglichkeit.

...) (I: hm) Sicherlich nicht in dem Umfang, wie's, wie wir das heute haben, das ist ganz klar. (...)

Es wird nicht genauer spezifiziert, ob es heute mehr Überfluss, mehr Bedürftigkeit oder mehr Verteilung gibt – tendenziell mehr von allem, da ja alles zusammenhängt. Anschließend an das oben Gesagte zur offensichtlichen Nicht-Auseinandersetzung mit den Nachwendeirritationen lässt sich hier noch eine Steigerung feststellen. Denn wenn die Tafelarbeit eine Antwort auf den historischen Umbruch war und sie nach anderthalb Jahrzehnten immer noch fortgeführt wird, dann heißt das, dass die Tafelarbeit offensichtlich nicht aus der Konfusion herausgeführt hat und die Probleme nicht erfolgreich bearbeitet hat, denn die Probleme und Aktivitäten finden sich ja nun in sogar gesteigertem »Umfang«.

...) Ausschlaggebend waren die Tafelgründungen in Hamburg und Berlin oder Berlin und Hamburg. Und, äh, wie gesagt, es sind also, äh, etwa so sieben Personen gewesen, die sich dann, äh, neunzehnhundert-, äh, ja 1995 [beide lachend], ja, äh, dann zusammengefunden haben und, äh, haben gesagt: Wir könnten doch hier auch, äh, in [Stadt-Name] so was gründen. (I: ja) Das ist im März gewesen. Äh, da ist dann auch das Statut, äh, entstanden, da ist die Eintragung dann erfolgt im Laufe des Jahres. Und, äh, im Juli, Ende, ab 15. Juli genau, das war bei uns ein historischer Tag hier, da ist nämlich der Zug entgleist. (I: hm) Da hat's zwei, zwei oder drei Tote gegeben. Äh, da hat die Tafel das erste Mal unter freiem Himmel, muss ich so sagen (I: hm), also mehr oder weniger aus'm Auto raus, äh, die ersten Lebensmittel verteilt unten am Bahnhof. (...)

Wie bereits am »auch hier« abzusehen und nun konkretisiert, entstand die lokale Tafel am Vorbild bereits andernorts entstandener Tafeln.

Zweite Dinge-These: Die Dinge-Ressourcen (These 1) werden *eingeflochten in aktive Zusammenhänge*. Aus der allgemeinen Konfusion wird ein Problem selektiv herausgegriffen und als solches stabilisiert durch eine aufgegriffene Tätigkeitsform, durch persönliches Engagement, rechtlich/organisatorische Festlegung, historische Ereignisse und praktischen Vollzug der Tätigkeit.

Dritte Dinge-These: Dinge treten auf als *zeitliche »Marker«* (Zugentgleisung).

Vierte Dinge-These: Dinge erweisen sich als Möglichkeit der *räumlichen Verortung* (wobei die physische Umwelt hier in den weiteren »Ding«-Begriff einbezogen wird) und der *technischen Realisierung/Umsetzung*.

»Unter freiem Himmel«, »aus'm Auto«, »erste Lebensmittel«, »am Bahnhof« stehen für die Offenheit, auch Ungeschütztheit des Beginns. Durch räumliche Verortung mit Objektbezug (»Bahnhof«), aber auch den Bezug zur physischen Umwelt (»Himmel«) und technische Unterstützung (»Auto«) lässt sich die neue Tätigkeit rahmen und vorläufig absichern.

Fünfte Dinge-These: Die Dinge übernehmen differenzierte Aufgaben, sie stabilisieren auf unterschiedliche Weisen: manche legen fest, andere ermöglichen Beweglichkeit (zugleich freilich eine bewegliche Form der Stabilisierung von Tätigkeiten).

»Aus'm Auto raus« markiert die mobile Rahmung, die Beweglichkeit, das Vorläufige und noch nicht Festgelegte. »Auto«, »unter freiem Himmel«, »erste Lebensmittel« – diese Vorläufigkeit verweist bereits darauf, dass es dabei nicht bleiben kann und auch darauf, dass die spartanische Ausstattung nicht ausreicht, sondern nach weiterer Etablierung verlangt, die sich auch in weiteren Dingen manifestieren muss. Die Dinge liefern somit Gründe, dass das weitere Entwicklungsprogramm der Tafel zugleich zu einem der Vermehrung der Dinge wird.

Zwischenfazit

Im Rahmen des Falles/des Netzes/der Versammlung übernehmen die Dinge vor allem zwei Funktionen: sie stellen zunächst Ressourcen/Optionen für Problembestimmung und -bearbeitung bereit, wobei sie in der gegebenen Konstellation selbst einen gewissen Aufforderungscharakter entfalten (sie *müssen* verteilt werden), und sie übernehmen eine Mittlerfunktion, die die weiteren Entwicklungen (jedenfalls mit-)tragen, (zeitlich/räumlich mit-)strukturieren sowie sie (mit-)legitimieren (Vermehrung der Dinge).

...) Äh, das hat sich dann, äh, weiterentwickelt, weil einfach, äh, der Bedarf da war, äh, dass dann plötzlich so zwischen 20 und 50 Personen dann da standen, die Lebensmittel haben wollten. (I: hm) Und, äh, aus der Situation heraus ist das dann entstanden. (...)

Hier verschiebt sich die Ausgangsschilderung: die Vorgeschichte wird an dieser Stelle verabschiedet und eine »interne« Geschichte begonnen. Die »Situation, aus der« die »Tafelgründung« (Eingangsfrage) »entstand«, wird zu einer, die aus der Gründung selbst »dann entstanden ist«. Die Gründungsaktivitäten erzeugen ihre eigene Rechtfertigung, man muss nun auf *konkrete* Probleme reagieren, die aber erst selbst hervorgerufen wurden (»das hat sich ... weiterentwickelt, weil ... der Bedarf da war«). – Die »Lebensmittel« werden von einer vorhandenen Res-

source und Option zum nachgefragten Gut und legitimieren dann *als solches* die Aktivitäten. – Diese neue Problembestimmung ist sicher nicht einfach ›falsch‹, denn ohne Nachfrage wären die Aktivitäten möglicherweise eingeschlafen. Dennoch wird hier, wie es sich oben bereits abzeichnete, die Ausgangsproblemlage (Nachwendeirritationen) aus dem Blick verloren, was die Orientierung an ›inneren‹, eigendynamischen Kriterien befördert. Damit geraten potenziell alternative Lösungsoptionen des Ausgangsproblems ebenso aus dem Blick. Andere Reaktionen wären möglich gewesen: etwa das Angebot auf einem bestimmtem Niveau zu halten, um den Charakter der mehr oder weniger spontanen Nothilfe zu wahren; die Aktivitäten zu verändern, z.B. indem man die Arbeit zusammen mit den Interessierten politisiert; die Arbeiten ganz einstellen, weil sie zuviel erfordern, dabei aber offensichtlich keine geeignete Problemlösung in Bezug auf Nachwendschwierigkeiten anbieten. Diese werden aber nicht mehr in Betracht gezogen, vielmehr werden neue Gründe für das Weitermachen mobilisiert.

...) Wir haben dann aus den, äh, Auto verkauft oder auf'm, im Prinzip auf so 'nem, auf'm Bügelbrett, was wir da also so hatten, als Verkaufstheke, haben wir dann, äh, Räumlichkeiten, äh, von, von, ähm, der Sozialverband oder Rotem Kreuz da unten (I: hm), die, die da ne Stelle am Bahnhof hatten, äh, genutzt. (I: hm) Hatten also da ein paar Räumlichkeiten. Dann, äh [kurze Pause], das war ja dann, äh, zum Winter hin zu. Da musste es, musste ja irgendwo gesehen werden, dass wir dann wirklich in 'ne, in 'ne Räumlichkeit reingehen (I: hm), damit wir's nicht auf der Straße machen müssen. (...)

Solche Gründe stellen sich auch jahreszeitlich, mit dem »Winter«, ein. Damit ergeben sich weitere ›Zwänge‹ (»musste«) aus der begonnenen Praxis, hier zur Nutzung von »Räumlichkeiten«.

...) Äh, dann gab's ein, äh, wir haben dann 'n Büro eröffnet in [Name Stadtteil], äh, haben da anschließend, äh, eine Ausgabestelle im [Name anderer Stadtteil] gehabt, in der X-Straße. Und, äh, 1996, äh, war dann, äh, die Möglichkeit, dass wir dieses Objekt hier mieten konnten. (I: hm) So das war, äh, also ein Objekt, was früher für, für betriebliche Zwecke genutzt worden ist, also Ausbildung, äh, ist das da ja gewesen, Weiterbildung und so weiter. Hat dann, äh, seit der Wende leer gestanden und, äh, hatte dann natürlich, äh, im Prinzip war's eigentlich dem Verfall preisgegeben. (I: hm) (...)

Die Geschichte wird jetzt weiter erzählt als eine der Ausweitung der Infrastruktur, der erweiterten »Räumlichkeiten«, bis hin zum aktuellen »Objekt« (Haus). An diesem wird die Ausgangsproblematik implizit noch einmal aufgegriffen: Nach der Wende gab es eine »Leere«, die produktiv gefüllt werden musste, um

nicht einfach nur Verlust und »Verfall« zu hinterlassen. Tafelarbeit rückt analog noch einmal in eine Strukturierungsfunktion bei der Bewältigung von Nachwendeproblemen, die sich am Gebäude, »Objekt«-haft, materialisieren. An die Stelle »betrieblicher Aus- und Weiterbildung« für die Arbeitsgesellschaft tritt nun die Tafelarbeit als Bewältigungsform von häufig mit Arbeitslosigkeit verbundenen Armuts- und Ausgrenzungsphänomenen in der Überfluggesellschaft. Tafelarbeit ist hier wenigstens im selben Maße eine Form der ›Selbsthilfe‹ wie sie Unterstützung für andere bieten soll. Zumal neben der oben unspezifisch eingeführten »Bedürftigkeit« und der gestiegenen Nachfrage, von einer solchen Unterstützung noch gar keine Rede war.

Sechste Dinge-These: Die Dinge bieten die Option einer *stellvertretenden Problembearbeitung* beziehungsweise werden dafür in Anspruch genommen. Die soziale Desorientierung der Nachwendezeit wird gewissermaßen material abgearbeitet.

...) Und, äh, wir hatten dann die große Möglichkeit, äh, ab, äh, im Prinzip ab Dezember oder dann Januar 1997, ähm, die, mit 26 ABM-Kräften, äh, dieses Haus zu entkernen oder zu entrümpeln und, äh, das so herzurichten, dass das für die Ausgabe, äh, der Lebensmittel, äh, für die Bedürftigen dann, äh, gemacht werden konnte. (...)

Die stellvertretende Abarbeitung bleibt freilich latent, denn diese Konstellation wird nur in einer Richtung wahrgenommen. Die eigene »Bedürftigkeit« der Tafelaktiven wird nicht als solche anerkannt und bearbeitet, sondern »Bedürftigkeit« wird einseitig zugeschrieben: bedürftig sind die, *für die* man die Arbeit macht. Die »Herrichtung des Hauses« stabilisiert eine Konstellation mit eindeutiger, asymmetrischer Akteurszuschreibung.

So werden die (eigenen) Ausgangsprobleme immer weiter in den Hintergrund gerückt und in einer Konstellation konkretisiert und vereindeutigt, die ihrerseits die Gewinne und Verluste ungleich verteilt und neue Asymmetrien festschreibt. Die eigene ›Rettung‹ liegt in der Verfestigung einer anderen Gruppe, die auf eine »Bedürftigen«-Rolle festgelegt wird.⁵

...) Äh, in, in diesem, äh, Jahr, äh, ist dann auch, äh, die Küche, äh, teilweise gesponsert worden. Und zwar hatten wir das Glück, dass die [Name Behörde] in der Y-Straße, äh, umgestellt hat von Gas auf elektrisch. Und da haben wir dann, äh, 'nen Großteil dieser, äh,

5 Vgl. zum Aspekt der sich zuerst selbst helfenden Helfer auch Kapitel IV 4.5, Engagement II.

Anlagen dann, äh, gesponsert bekommen, einen Teil haben wir selber bezahlt durch Sponsorgelder. (I: hm) [kurze Unterbrechung] Durch Sponsorgelder. Und, äh, so ist das dann eigentlich, äh, gewachsen. (I: hm) Im Jahre 2003, äh, stand eigentlich fast das Aus für uns hier, äh, an diesem Standort. Denn, äh, die [Besitzerin] wollte dieses Gelände, das gehörte denen, ja, und wollte, äh, wollte dieses Gelände dann versteigern. (... Auslassung zur Geldermobilisierung, 391 Anschläge) Und mit diesen Spenden haben wir dann dieses Haus gekauft. Und seit der Zeit, äh, ist es dann in, in unserm Eigentum. Das heißt also, wir hatten dann seit 2003, äh, die Gewissheit, dass wir hier (I: hm), äh, auch bleiben können und dass das, was wir an, äh, Renovierungsarbeiten, Umbauarbeiten und so weiter gemacht haben, dann ein bisschen für 'ne längere Dauer so sein wird. Das will ich mal so sagen. (...)

Das Konzept einschließlich seiner materialen Stabilisierung hat sich bewährt und wird auf Dauer gestellt, nicht zuletzt, sogar zum großen Teil, durch die Vermehrung der ›Dinge‹.

In dieser Weise wird die Geschichte im Interview fortgeführt. Für die Ausweitung der Tafeltätigkeit und deren Stabilisierung durch verschiedenste ›Dinge‹ sollen nur noch einige Beispiele angeführt werden. Dazu gehört etwa die Ausgabe eines »Tafelpasses«, der zur Nutzung der Tafel berechtigt (materialisierter Marker der Zugehörigkeit). Um einen solchen Pass werden sogar »Bewerbungen« nötig, so sehr ist die Nachfrage dem Angebot vorausgewachsen, was immer weitere Wachstumsambitionen nährt. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Rede von »Spenden der Bedürftigen«, wie die (kleinen) Kostenbeiträge der Tafelnutzenden im weiteren Verlauf bezeichnet werden. Damit wird das offizielle Anliegen der Tafel geradezu verkehrt: nicht die Tafelarbeit unterstützt die ›Bedürftigen‹, sondern die Tafel erfordert ihrerseits Unterstützung, selbst noch von den ›Bedürftigen‹. Das fügt sich in die Analyse, dass sich die Tafelarbeit selbstzweckhaft reproduziert und die »Bedürftigkeit« zunächst einmal bei der Tafel und deren Engagierten selbst liegt.

Weiterhin wird die »Grenze unserer Möglichkeiten« in Bezug auf die Tafelaktivitäten ebenfalls als materiale Grenze bestimmt, die es auszuweiten gilt. Wieder ist es der »freie Himmel« der nach wie vor, obwohl sich die Tafel seit Beginn deutlich entfaltet hat, für Vorläufigkeit steht; diese verlangt nach – immer weiterer – materialer Stabilisierung, das heißt einer Ausweitung von Infrastruktur, Technik, Eigentumstiteln, Engagement und Geldern. Die Fragen nach Neu- und Umbau, nach den Anforderungen, die sich daraus ergeben (z.B. »Bodenplatte für Kühlcontainer«), die Klärung damit verbundener rechtlicher Fragen, alles dies führt in diesem Fall schließlich zur »Suche eines neuen Objekts«,

das den Ansprüchen der eigenen Arbeit genügen muss. So sind es immer wieder die ›Dinge‹, die für Begrenzungen, Ausweitungsgründe und Engagementmotive stehen.

Fazit zur Rolle der ›Dinge‹

Lebensmittel, Technik und Räumlichkeiten treten als Stabilisatoren und Mittler in dem Tätigkeitszusammenhang der Tafeln auf, begrenzen die Aktivitäten aber auch und liefern gerade dadurch Gründe, Veränderungen voranzutreiben. Die Veränderungen manifestieren sich in neuen und vermehrten Dingen, lassen sich daran ablesen, verhandeln und – räumlich und zeitlich strukturiert – erzählen. Diese Dinge sind eingewoben in eine Praxis der Erzeugung ›Bedürftiger‹ und ihrer korrespondierenden ›Helfer‹.

Die Vermehrung der Dinge schafft Tatsachen, die bestimmte Konstellationen und Dynamiken festschreiben lässt – man kommt dahinter nicht ohne Weiteres zurück. Sie erzwingen in einer solchen Konstellation nichts, bieten aber ihrerseits Ressourcen, Gelegenheiten und ›gute Handlungsgründe‹ an, strukturieren und legitimieren also die Entwicklung mit. Ohne den ›freien Himmel‹ und die verschiedensten Anforderungen, die die Dinge stellen, die gegebenenfalls von Eigentümern oder Behörden (z.B. Hygiene) vertreten werden, würden auch Handlungsmotive der Tafelaktiven fehlen. Die Intentionen der Tafelaktiven werden also durch die spezifischen Dinge konkretisiert und orientiert. Sie sind ihrerseits keineswegs ›reine‹ Intentionen, die klaren Handlungsplänen folgen. Zwar betreiben die Tafelengagierten aktiv die Ausweitung der Tafeltätigkeiten, machen diese aber auch an ›Sachzwängen‹ fest, die durch die Dinge repräsentiert werden und die sie nur mit Bezug auf diese bedienen können. Schließlich: Während sie selbst hinter (den ›Zwängen‹) der Tafelentwicklung her laufen, laufen sie gewissermaßen vor den Nachwende-Ungewissheiten davon.

Die dynamische Fall-/Netzwerk-/Versammlungsstruktur ist also im vorliegenden die des Füllens einer Leere, des Schaffens einer Bestimmung in der Unbestimmtheit, die aus einem historischen Umbruch resultiert. Die Dinge liefern dafür die Mittel, Ressourcen, Sachzwänge und Legitimationen – das ›Füllmaterial‹ sind letztlich die massenhaft vorhandenen Überschüsse. Die Dynamik speist sich daraus, dass das Ursprungsproblem aus dem Blick geriet, weil nicht als solches zu lösen, und sich die Tafelpraxis ihre eigenen Gründe und Antriebe schaffte. Gerade deshalb bleibt sie aber dem Ausgangsproblem verhaftet. Solange dies verdeckt bleibt, kann die Tafelpraxis nicht hinterfragt, sondern muss

immer weiter fortgesetzt werden, obwohl sie offensichtlich keine Lösungen (für die Ausgangsirritation) liefert.⁶

Um diese Strukturthesen zu erhärten, zu differenzieren oder gegebenenfalls zu falsifizieren, müssten nun verschiedene Kontrastierungen einsetzen. Dafür stehen aus der fallrekonstruktiven Sozialforschung vielfältige methodische Mittel bereit. Die Thesen müssten sowohl innerhalb des Interviews überprüft werden als auch im Vergleich mit anderen Daten. Das könnte auch für die ›Dinge‹ interessant sein. So wird in einem anderen Interview zur Gründungsgeschichte derselben Tafel viel mehr Wert auf die beteiligten Personen gelegt. Welche Kontrastierungen genau verfolgt werden, kann aber nur im Hinblick auf das jeweilige Forschungsinteresse entschieden werden.

Zum einen konnte hier demonstriert werden, wie sich die Dinge, jenseits der methodologischen Begründung, forschungspraktisch mit den gegebenen Mitteln in die Rekonstruktionsarbeit einbeziehen lassen. Diese Demonstration stand auch im Vordergrund der vorgelegten Beispielanalyse. Dennoch stellt sich zum anderen noch einmal die Frage, was daran nun zur Rolle und Wirkung der Dinge abgelesen werden kann? Inwiefern bereichert deren (Mit-)Analyse die Rekonstruktionen? Was sind die besonderen Erkenntnisgewinne? Das lässt sich hier nicht abschließend beantworten, denn das (ebenso wie weiter reichende Systematisierungen) hängt ja in hohem Maße von den jeweiligen Erkenntnisinteressen und konkreten Fragestellungen ab, ob dies also je *relevante* Erkenntnisse sind. Allgemein lässt sich vielleicht sagen, dass eine solche Analyse für komplexere Zusammenhänge sensibilisiert und dafür, dass die Intentionen und Interessen der Akteure eingewoben sind in bestimmte Relationen, die räumlich wie zeitlich situiert und veränderlich sind. Sinnhaftes Handeln, wie es die sozialwissenschaftliche Forschung üblicherweise untersucht, ist eingebunden in physische und dingliche Konstellationen. Wie es diese Dinge mitkonstituiert, so haben die Dinge ihren Anteil an der Sinnverwirklichung.

6 Ein Hinweis auf eine allgemeine Tendenz dieser Art bei den Tafeln könnte die Beobachtung sein, dass von den Homepages die Geschichte(n) der Tafelentstehung getilgt wird. Während etwa der Internetauftritt des Tafel-Bundesverbands (www.tafel.de) 2008 noch den Hinweis enthielt, dass die Idee aus den USA stammt und dort in den 1960er Jahren von einem Unternehmer erstmals initiiert wurde, wurde diese Information bei folgenden Überarbeitungen entfernt.

3 ZUR DATENAUSWAHL

Nach den methodologischen Hinweisen und dem Anschluss an forschungspraktisch bewährte methodische Mittel wird in den folgenden Kapiteln die empirische Analyse im Zentrum stehen. Das Forschungsinteresse richtet sich auf den gesellschaftlichen Umgang mit Überflussphänomenen am Beispiel der Lebensmittel-Tafeln, was eine entsprechende Datenauswahl verlangt. Rekonstruiert werden in dieser Studie die ›Vernetzungen‹ von Überfluss und Ausgrenzung entlang der Arbeit der Tafeln. Von diesen ausgehend werden sowohl die Seite der Tafelnutzung als auch die Seite der Ressourcenbereitstellung mit einzubeziehen sein. Die Forschungsfragen konkretisieren sich entsprechend: Wie kommt es zu den Lebensmittelüberschüssen und welche Rolle spielen die Unternehmen und Sponsoren? Warum nutzen Menschen die Tafeln? Wie bezieht sich die ›Vermittlungsarbeit‹ der Tafeln, das wohltätige Sammeln und Verteilen, auf beide Seiten; was wollen sie dabei erreichen? Und wie lässt sich das Zusammenspiel insgesamt rekonstruieren: welchen Mustern folgt es und wie verhalten sich die Interessen und Intentionen der Akteure zu den Tätigkeiten und Resultaten im Zusammenwirken?

Angesichts der raschen Entwicklung der Tafeln, der großen Anzahl an lokalen Initiativen, einerseits, und den rekonstruktiven Mitteln andererseits, besteht kein Anspruch auf repräsentative Ergebnisse nach statistischen Maßgaben. Der Fokus des Forschungsinteresses ist vielmehr auf grundlegende Einsichten in *strukturelle Probleme der Tafelarbeit und den Umgang der Akteure mit diesen* gerichtet. In dieser Hinsicht können die Ergebnisse Erkenntnisse über den Umgang mit Überflussphänomenen in der ›Überflussgesellschaft‹ vermitteln.

Diese Form struktureller Generalisierung stützt sich auch auf eine geeignete Datenwahl. Am einfachsten ist diese auf Seiten der Tafelnutzung zu realisieren. Hier liegen Interviews mit Tafelnutzenden vor (insgesamt sechs, davon zwei mit zwei Interviewees), die es erlauben, über kontrastierende Erhebungen (*theoretical sampling*) typische Orientierungen der Tafelnutzung zu erschließen.

Bei den Tafeln selbst lassen sich ebenfalls Daten gewinnen, die über die Vielzahl einzelner lokaler Initiativen hinaus für *die* Tafeln als Gesamtphänomen, als Organisation und zivilgesellschaftliche Initiative, stehen. Dies gilt bereits für den geteilten Namen ›Tafel‹, unter dem sich die Initiativen versammeln; weiterhin für kollektive Dokumente, wie die verfassten Grundsätze und die Gründungsgeschichte der (ersten) Tafel; zudem für kollektive Ereignisse, vor allem die Bundestreffen; sowie für Daten des Bundesverbands als öffentlich auftretendem Repräsentanten. Kontrastiert mit einzelnen lokalen Tafeln, deren engagier-

tem Personal⁷ und deren Selbstpräsentationen auf Homepages, aber auch betrachtet vor dem Hintergrund internationaler Entwicklungen, lässt sich ein Bild der Tafeln rekonstruieren, das zweifellos viele lokale Besonderheiten vernachlässigen muss, aber das *Gesamthänomen* strukturell doch recht gut abbilden lässt.

Am wenigsten umfassend muss hier aus pragmatischen Gründen das Bild der Sponsorensseite bleiben. Dafür wären aufwendigere Forschungen nötig, als sie in der zur Verfügung stehenden Zeit möglich waren. Dokumente und Interviews (2) wurden auch hier kontrastierend erhoben nach den Kriterien groß/klein (international tätige Lebensmittelkette/lokaler Filialbäcker) und Food-/Nonfood-Sponsoren (für letzteres: Consulting Unternehmen). Insofern sich die dabei empirisch gewonnenen Erkenntnisse gut in den Forschungsstand zur gesellschaftlichen Verantwortungsübernahme von Unternehmen einfügen, lässt sich gleichwohl eine umfassendere Gültigkeit plausibilisieren.

Nicht alle Daten können im Empirieteil detailliert ausgewertet werden. Insbesondere dort, wo eine Anonymisierung der Daten schwierig ist, z.B. bei der Gründerin der ersten Tafel in Berlin oder beim Bundesvorsitzenden der Tafeln, aber auch bei bestimmten Unternehmensdaten, muss in der vorliegenden Darstellung auf einige Rekonstruktionen verzichtet werden. Einzelne Analyseergebnisse fließen allerdings an geeigneter Stelle mit ein. Insgesamt werden hier Daten bevorzugt, die eine Anonymisierung zulassen oder die ohnehin öffentlich zugänglich sind, wie z.B. die Jubiläumsausgabe der Zeitschrift des Tafel-Bundesverbands oder der Nachhaltigkeitsbericht der Rewe-Group. Schließlich wurde in der Ergebnispräsentation die allgemeine Verwendung der grammatisch männlichen Form als Anonymisierungsmöglichkeit genutzt; ein »Tafelleiter« kann also ebenso gut eine Tafelleiterin sein.

7 Erhoben wurden Interviews und/oder Beobachtungen bei fünf lokalen Tafeln und beim Bundesverband; auf Bundesebene wurden zwei, auf lokaler Ebene acht Tafelaktive interviewt.

IV Empirie I: Die Tafeln

Die zeitdiagnostischen Überlegungen hatten bereits ihren Ausgangspunkt bei einer allgemeinen Selbstbestimmung der Tafeln genommen, nämlich ihrer Bezugnahme auf Überfluss einerseits und Mangel andererseits. Anhand statistischer Daten und soziologischer Gegenwartsdeutungen konnte gezeigt werden, dass sie damit polarisierende gesellschaftliche Entwicklungstendenzen aufgreifen. Sie werden mit ihrer Praxis dort aktiv, wo die Spannungen besonders groß sind und soziale Spaltungen, aber auch ökologische Überlastungen drohen oder sich sogar bereits vollziehen. Im empirischen Teil ist nun genauer zu fragen, wie die Tafeln selbst die Probleme und gegebenenfalls Antworten bestimmen. Wie sehen sie ihr Engagement, welche Ansprüche stellen sie dabei an sich, welche Lösungen schlagen sie vor, was erwarten sie für Konsequenzen, in welche Beziehungen setzen sie sich zu (welchen) anderen Akteuren? Welchen Beitrag wollen sie zur Problemlösung leisten, wie werden sie in diesem Sinne aktiv und was bewirken sie schließlich?

Um das Selbstverständnis zu analysieren, aus dem heraus die Tafeln agieren, werden unterschiedliche Daten rekonstruiert. Zunächst wird der Name unter dem sich die vielen lokalen Initiativen versammeln näher betrachtet (1): Was heißt es, welche Vorstellungen und Ansprüche verbinden sich damit, dass sich die Tafeln ›Tafeln‹ nennen? Dann wird auf die Selbstdarstellung der »Tafelidee« auf den Internetseiten des Bundesverbands eingegangen (2)¹: Was ist der Kern des Tafelanliegens entsprechend diesem zentralen öffentlichen Auftreten? Im Anschluss daran wird nach der Gründungsgeschichte der Tafeln gefragt (3): Was waren die ersten Impulse und Antriebe im Entstehen der Tafeln und was bedeu-

1 Eine erste Fassung der Interpretation des Namens ›Tafel‹ sowie zum ersten Teil der »Tafelidee«-Rekonstruktion (Teil »Tafelgedanke«) wurde in Lorenz (2009b) publiziert. Die Abschnitte liegen hier in überarbeiteter Fassung vor.

tet das möglicherweise für deren weitere Entwicklung? Die Analyse der Jubiläumsausgabe der Verbandszeitschrift »FeedBack« zum 15-jährigen Bestehen der Tafeln soll Aufschlüsse darüber geben, wie die Tafeln ihr bisheriges Wirken bilanzieren (4): Wo werden Erfolge, möglicherweise Misserfolge/Probleme gesehen, was sind die zentralen Anliegen, wie werden sie angestrebt, was wurde erreicht, wo soll es hingehen, wie wird die Zukunft der Tafeln aussehen, was hat sich möglicherweise seit den Anfängen geändert? Abschließend wird stärker die Variabilität und Heterogenität der Tafeln sowie deren transnationale Entwicklung in den Blick genommen (5): Welche Modelle und Vorstellungen leiten die Arbeit an der Verminderung gesellschaftlicher Ausgrenzung? Welche ökologischen Ansprüche werden erhoben und bearbeitet? Welche alternativen Tätigkeiten erschließen sich die Tafeln, um ihre Anliegen möglicherweise besser umzusetzen als (allein) durch das Sammeln von Überschüssen? Und wie fügen sie sich in das Bild der von den Überflussgesellschaften ausgehenden transnationalen Verbreitung und Etablierung dieser Art von Wohltätigkeitshandeln?

1 NOMEN EST OMEN: »TAFEL«

Sich empirisch dem Selbstverständnis der Tafeln nähern zu wollen, steht von vornherein vor dem Problem, dass sich unter diesem Namen eine Vielzahl von Akteuren versammelt. Es ist nicht selbstverständlich davon auszugehen, dass alle derzeit etwa 900 lokalen Tafeln bundesweit in jeder Hinsicht übereinstimmen. Was sie zumindest eint ist aber, *dass* sie sich alle als kollektiver Akteur unter dem Namen »Tafel« und in einem Bundesverband Deutsche Tafel e.V. versammeln. Dieser Name, ganz zu Beginn der Tafelarbeit entstanden, hat sich sehr erfolgreich durchgesetzt, so dass er heute in der Öffentlichkeit mit dem wohltätigen Sammeln und Verteilen eng verknüpft ist. Das gilt nicht mehr nur für Lebensmittel (Möbeltafeln, Tiertafeln etc.) und findet ebenso für andere Initiativen Anwendung, die ähnlichen Tätigkeiten nachgehen, aber keine Mitglieder im Bundesverband sind (mitunter auch als »wilde Tafeln« bezeichnet). Zuerst wird deshalb dieser Name in den Mittelpunkt gerückt werden.

Einer Initiative oder Organisation einen Namen zu geben, ist keine triviale Angelegenheit, weil man sich damit bereits gesellschaftlich positioniert, zumal es immer Alternativen gibt. Es lohnt sich deshalb genauer zu fragen, was »Tafel« meint und welche Ansprüche gerade mit diesem Namen formuliert werden.²

2 Dass und wie diesem Namen bei den Tafeln selbst explizit Bedeutung beigemessen wird, wird an der Gründungsgeschichte noch einmal zu sehen sein (s.u., IV 3).

Überlegt man also, wo der Begriff ›Tafel‹ üblicherweise Verwendung findet, dann fällt einem beispielsweise eine mittelalterliche Tafel ein, zu der der Burgherr eine Reihe von Gästen eingeladen hat, die er im großen Saal empfängt und denen er reichlich und vielfältige Speisen wie Getränke servieren lässt. Alle erscheinen im Feststaat, benehmen sich dem Anlass entsprechend und zumindest für die Bedeutendsten sind prominente Plätze vorgesehen. Musik spielt auf, für Unterhaltung ist gesorgt. Aber man muss in der Geschichte nicht so weit zurück reisen. Auch heute gibt es zu festlichen Anlässen, wie Hochzeiten oder Jubiläen, Tafeln. Gäste, wie Verwandte und Freunde, sind geladen, holen den Anzug aus dem Schrank und werden mit reichlich gutem Essen bewirtet.³

Tafeln werden also zu außeralltäglichen Anlässen von Gastgebern für eingeladene Gäste ausgerichtet. Sie verlangen eine besondere Örtlichkeit, Ausstattung sowie Auswahl an Speisen und Getränken, und sie erlegen somit den Gastgebern Verpflichtungen auf; sie fordern auch von den Gästen ein angemessenes Verhalten und passende Kleidung. Die Anforderungen können je nach Anlass variieren, konstant bleibt aber die Tafel selbst. Die Tafel rückt Essen und Trinken in den Mittelpunkt, ohne selbst Anlass zu sein. Das Essen soll nicht in erster Linie satt machen, sondern tritt gewissermaßen zwischen den spezifischen Anlass und die Teilnehmer und bietet eine materialisiert-symbolische Vermittlung. Die Tafel stiftet einen gemeinsamen Bezugspunkt für alle und ermöglicht es, dabei eine bestimmte Ordnung zu installieren (u.a. als Sitzordnung). Sie stiftet ein gemeinschaftliches Zusammensein, bei dem sich dennoch Differenzen, sogar Konflikte repräsentiert finden können: Wer bekommt welchen Platz? Werden die Gäste durch das Essensangebot beschenkt oder beschämt?

Wenn das die allgemeinen Kennzeichen einer Tafel sind: was hat dann das Sammeln und Verteilen von Lebensmittelüberschüssen damit zu tun? Auch hier steht das Essen im Mittelpunkt, auch hier gibt es eine gewisse Gemeinschaftsstiftung bei verteilten Rollen. Damit sind die Gemeinsamkeiten aber bereits erschöpft. Beim Verteilen und Annehmen von Lebensmitteln geht es nun um handfeste materielle Unterstützung. Deshalb handelt es sich auch nicht um einen

3 Etwas anders gelagert, aber durchaus integrierbar, ist ›Tafel‹ im Bedeutungszusammenhang (Ritter der) ›Tafelrunde‹. Dies wird hier nicht weiter ausgeführt, da die Tafeln selbst diesen Zusammenhang gewissermaßen abgewählt haben. Die erste Gründung des Bundesverbands fand 1995 als »Dachverband Deutsche Tafelrunde« statt; er wurde aber bereits auf dem folgenden Treffen 1996 in »Bundesverband Deutsche Tafel e.V.« umbenannt. Auf lokaler Ebene finden sich Anschlüsse an solche (Selbst-) Deutungen der ›Ritterlichkeit‹ aber durchaus weiterhin, vgl. etwa www.duisburger-tafel.de/ritter.html, 6.10.2010.

einmaligen außeralltäglichen Anlass, vielmehr soll gerade der Alltag der Tafelnutzenden unterstützt und dafür Verlässlichkeit geschaffen werden. Es werden Normalitätsstandards angestrebt, nicht das Besondere. Das ›Besondere‹ hier ist die, gemessen an gesellschaftlichen Standards, ungenügende Ausstattung der Nutzer. Weiterhin kann man nicht von geladenen Gästen sprechen, die nach Kriterien eines festlichen Anlasses ausgewählt wurden. Das einzig einende, unpersönliche Kriterium der Tafelnutzenden ist die in der Regel nachzuweisende ›Bedürftigkeit‹. Im Gegensatz etwa zur Verwandtschaft bei einem familiären Jubiläum würde es die so konstruierte ›Gruppe‹ ansonsten nicht geben. Man könnte zum Beispiel keine Sitzordnung vorher festlegen. Die soziale Konstellation konstituiert sich erst im Nachhinein und über abstrakte Kriterien. Diese legen gleichwohl die Rollenverteilung fest: Hilfesuchende vs. Helfende. Bleibt noch die Frage nach der Vielfältigkeit im Angebot. Die Auswahl bestimmt nicht ein festlicher Anlass, auch nicht die übliche Marktteilnahme. Vielfalt und Qualität der Lebensmittel werden durch das vorherbestimmt, was durch die Konsumenten am Markt gerade nicht gewählt wird, was übrig bleibt. Würden die Lebensmittel nicht eingesammelt, wären sie Abfall.

Offensichtlich steht die Arbeit der Tafeln in deutlichem Gegensatz zu dem, was man bislang unter einer Tafel verstehen konnte. Gerade die wichtigsten Kennzeichen der Tafelarbeit, nämlich Überschüsse einzusammeln und sie an arme Menschen zu verteilen, sind nicht mit dem üblichen Verständnis einer Tafel zu vereinbaren. Die positiven Konnotationen von ›Tafel‹, das Festliche, Vielfältige, Reichhaltige, werden für Verhältnisse in Anspruch genommen, die faktisch das Gegenteil dessen darstellen: Abfälle und Armut. Analytisch folgen daraus zwei Möglichkeiten, wie eine solche Namensgebung motiviert sein kann. Entweder soll ein Kontrast formuliert werden, der in kritischer Absicht auf Probleme aufmerksam macht, oder es handelt sich um einen Euphemismus. Es mag für Menschen in schambesetzten Notlagen erträglicher sein, zur ›Tafel‹ zu gehen als zur ›Armenspeisung‹ o.ä. Auch den freiwillig Engagierten mag es angenehmer erscheinen, eine ›Tafel‹ auszurichten als ›Suppe auszugeben‹ und ›Abfälle zu entsorgen‹. Findet aber nicht in irgendeiner Form ersteres, die Problematisierung, statt, dann tritt letzteres ein, das euphemistische Verdecken als unerträglich wahrgenommener Verhältnisse.

Die erste Deutung steht für ein anspruchsvolles Programm, denn es wird ein Protest gegen Verhältnisse geäußert, für deren Überwindung man sich engagiert. Die Einladung an eine ›Tafel‹ ist dann eine Demonstration, dass wertvolle Lebensmittel nicht einfach weggeworfen werden sollen, und zugleich als Respektsbezeugung zu begreifen, als symbolische Teilhabe derer, die bislang nicht an der reich gedeckten ›gesellschaftlichen Tafel‹, dem Lebensmittelüberfluss, sitzen.

Man nimmt auf der Anerkennungsebene etwas vorweg, das real noch nicht eingelöst ist, womit man sich selbst in die Pflicht nimmt, an der realen Einlösung zu arbeiten. Wenn man das allerdings über die symbolische Ausrichtung einer Tafel leisten will, dann muss man auch die Gastgeberrolle übernehmen können. Darin liegt potenziell eine Gefahr der Selbstüberschätzung oder Selbstüberforderung, denn die Tafeln können diese Funktion real nicht ausfüllen. Sie sind nicht in der Lage, als Gastgeber eine Tafel auszustatten, sondern selbst darauf angewiesen, Übriggebliebenes einzusammeln – es wird eine Tafel angekündigt, aber ein Resteessen aufgetragen. Die Gastgeberrolle ist ebenso eine fiktive wie die der Gäste. Einem demonstrativen Engagement widerspricht das aber nicht: Die fiktive Gastgeberrolle ist in diesem Sinne möglich, weil die ›Lebensmittelabfälle‹ von hoher, jedenfalls uneingeschränkter Qualität sind. Sie sind gewissermaßen einer Tafel würdig, weshalb mit ihnen symbolisch eine solche ausgerichtet wird. Die exzessive Erzeugung und Präsentation des Überflusses durch Produktion, Handel und Konsum mündet in einem ›respektlosen‹ Umgang, nämlich der massenhaften Entsorgung von Lebensmitteln. Der kritische Gehalt einer Verwendung des Lebensmittelüberflusses durch Tafeln wird sich also sowohl gegen den Ausschluss von Menschen vom Wohlstand als auch gegen den achtlosen Umgang mit wertvollen Lebensmitteln richten.

Diese Ergebnisse lassen sich anhand anderer Daten leicht bestätigen. Obwohl die Ziele häufig nicht klar und explizit vorgetragen werden, finden sich entsprechende Hinweise in Statements, Dokumenten oder auf Homepages. Der Bezug auf die Abhilfe bei Armut ist dabei häufiger, aber auch der Verweis auf das Engagement gegen die »Wegwerfgesellschaft« ist durchaus verbreitet (vgl. 5.2). Sehr deutlich in dieser Hinsicht ist der Slogan der European Federation of Food Banks: »Fighting hunger and food waste« (www.eurofoodbank.org, 21.6.2010).

Die Analyse der Namensgebung gibt Auskunft über Selbstverständnisse der Tafeln und zeigt systematisch die, zumindest latent vertretenen, Ansprüche der Freiwilligeninitiativen an ihre Arbeit auf. Das Zwischenfazit lautet, dass die Tafeln mit ihrem Namen potenziell ein anspruchsvolles Protest- und Veränderungsprogramm formulieren: dem achtlosen Umgang mit Lebensmitteln ebenso entgegen zu treten wie gesellschaftlicher Ausgrenzung. Zu sehen ist zugleich, wo strukturell Probleme des Tafelengagements nahe liegen, nämlich in Überforderungen aufgrund überzogener Ansprüche einerseits, der Euphemisierung als unerträglich wahrgenommener Verhältnisse andererseits.

2 DIE »TAFELIDEE«

Als zweiten Zugang zum Selbstverständnis der Tafeln wurde die Selbstdarstellung des Bundesverbands gewählt. Denn möchte man Grundlegendes darüber wissen, wie sich die Tafeln selbst verstehen, dann ist im Internetzeitalter ein Blick auf die Homepage des Verbands nahe liegend. Dies entspricht auch seiner Funktion als öffentlichem Repräsentanten der Tafeln. Genauer wird analysiert, was als »Tafelidee« dort vorgetragen wird, denn darin wird im Kern das Selbstverständnis der Tafeln formuliert sein. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Homepage von Zeit zu Zeit überarbeitet wird. Die Rekonstruktionen unten geben den Stand im Herbst 2008 wieder. In folgenden Überarbeitungen wurde auch der Aufbau des Punktes »Tafelidee« verändert. Daran zeigt sich zum einen, dass eine solche Analyse zeitgebunden ist, zum anderen ergibt sich damit auch die Möglichkeit, Entwicklungsprozesse bei den Tafeln zu verfolgen – das wäre dann die Aufgabe nachfolgender Studien.

Der Punkt »Tafelidee« ließ sich auf den Internetseiten des Bundesverband Deutsche Tafel e.V. an prominenter Stelle aufrufen (das ist heute noch so, aber nicht mehr in der nachfolgend dargelegten Aufgliederung; vgl. www.tafel.de). Hier findet sich also das Selbstverständnis präsentiert. Klickte man diesen Punkt an, dann folgte eine Teilung in drei Unterpunkte, nämlich »Tafelgedanke«, »Tafelkonzept« und »Tafelgrundsätze«. An diese Unterscheidung knüpfen sich bestimmte Erwartungen, die empirisch zu überprüfen sein werden. (a) Ein »Tafelgedanke« müsste demnach den »Sinn der Tafeln« darlegen, also Problemstellungen, Ziele und gegebenenfalls Lösungsvorschläge formulieren. Kurz: Worum geht es den Tafeln? (b) Das »Tafelkonzept« sollte erläutern, wie man das erreichen will, müsste Strategien, gegebenenfalls Arbeits-/Organisationsstrukturen benennen. (c) »Grundsätze« formulieren in der Regel Handlungsanleitungen, Ethos und/oder die rechtliche Verfassung. Im Folgenden werden die kurzen Texte zu den beiden ersten Punkten ganz, zum dritten Punkt auszugsweise detailliert rekonstruiert, um einen sinnstrukturellen Zugang zur Selbstpräsentation zu gewinnen.

Die Textanalyse geht methodisch sequenziell vor. Für das Verstehen des Textes ist es notwendig, langsam und schrittweise vorzugehen, um Sinngehalte nicht zu überlesen und um die Erkenntnisse der Interpretationen systematisch zu einer Sinnstruktur entwickeln zu können. Da die einzelnen Zitate vom Text deutlich abgesetzt sind, können sie leicht immer wieder eingesehen oder noch einmal zusammenhängend gelesen werden.

2.1 »Tafelgedanke«

»Nicht alle Menschen haben ihr täglich Brot – und dennoch gibt es Lebensmittel im Überfluss. (...)

Der erste Satz beinhaltet zunächst eine beschreibende Feststellung, der kaum jemand widersprechen wird, jedenfalls im globalen Maßstab betrachtet, denn eine regionale Einschränkung gibt es an dieser Stelle nicht. Rhetorische Zuspitzungen machen deutlich, dass diese Feststellung außerdem problematisiert wird. Das »*täglich Brot*« als elementare Lebensvoraussetzung zeigt, dass es um Leben und Tod geht. Die sprachlichen Anleihen bei einem zentralen Gebet (»Unser »*täglich Brot*« gib uns heute«) geben der Aussage zudem eine religiöse Dimension, was die elementare Bedeutung noch über die bloß materiellen Aspekte hinaus betont. Damit wird auf christliche (oder in christlicher Tradition angelegte) Motive am Beginn der Tafelarbeit verwiesen: Jeder sollte sein »*täglich Brot*« haben; als letztlich gottgegebene Wohltat, die auch Menschen (Christen) zu wohlütigem Handeln auffordert, wird darin bereits eine Wohltätigkeitsorientierung der Tafelarbeit sichtbar. Das »*täglich Brot*« ist letztlich etwas, worum man bittet beziehungsweise das man als Gabe empfängt. Auf der anderen Seite sind nicht nur genügend »*Brot*«, sondern ganz allgemein »*Lebensmittel*« in einem Maße vorhanden, die mit »*im Überfluss*« weit über ein notwendiges Mindestmaß hinaus reichen. Der Gedankenstrich unterstreicht die Polarisierung zwischen Mangel und Überfluss. Im zweiten Teilsatz gibt es allerdings keine Zuordnung zu »*Menschen*«, wie im ersten. Ob jemand oder wer über den »*Überfluss*« verfügen kann, wird nicht gesagt.

Es wird also ein Problem eingeführt (zu wenig vs. mehr als genug), allerdings noch kein expliziter Zusammenhang hergestellt oder Verantwortlichkeiten benannt. Das müsste im Fortgang folgen; zuvor könnten noch moralische/politische Forderungen explizit formuliert oder Beweise/Beispiele zur Untermauerung des Gesagten angeführt werden.

(...) Die Tafeln bemühen sich um einen Ausgleich (...)

Hier wird allerdings unmittelbar mit eigenen Aktivitäten eingesetzt, die problem-lösend auf die aufgemachte Differenz zu wenig/ sehr viel reagieren. »*Bemühen*« steht für eine gewisse Bescheidenheit im Anspruch und setzt zugleich (ob nun christlich motiviert oder nicht, man könnte etwa an Webers (2005) protestantische Ethik denken) das aktive Engagement über den Erfolg: wichtiger als ein mögliches Erreichen des Zieles ist die Tat. Im Kontrast dazu ist »*Ausgleich*« sehr

wenig bescheiden. Es geht nicht um (etwas) gerechtere Verteilung/Teilhabe, wofür man dann Gerechtigkeitskriterien angeben müsste. »Ausgleich« heißt, dass vom Vielen zum Wenigen transferiert werden muss, bis ein »ausgeglichenes« Niveau erreicht ist. Dass es »die Tafeln« sind, die »sich bemühen«, sagt auch, dass sie die Aktiven sind. Es stellt sich dann die Frage, inwiefern diejenigen, die davon profitieren sollen, mit in die Aktivitäten einbezogen beziehungsweise dazu befähigt werden. Das wird von der konkreteren Problemanalyse abhängen, die bisher noch nicht vorgetragen wurde. Diese ist noch im »Tafelgedanke« zu erwarten, bevor zum »Tafelkonzept«, also zum Wie übergegangen werden kann.

...) – mit ehrenamtlichen Helfern, für die Bedürftigen ihrer Stadt. (...)

Benannt werden stattdessen bereits hier Mittel der Umsetzung (*»ehrenamtliche Helfer«*) und die Zielgruppe der eigenen Aktivitäten (*»Bedürftige«*). Damit ist bereits das Wie (Umsetzung), nicht das Was oder Wozu benannt. Die *»Bedürftigen«* stehen für diejenigen, die nicht ihr *»täglich Brot«* haben, während die Seite des Überflusses weiter unbestimmt bleibt. Die Rollen der aktiven *»Helfer«* und passiven *»Bedürftigen, für«* die (nicht z.B.: »mit« denen) man sich *»bemüht«*, sind verteilt.

...) Das Ziel der Tafeln ist es, dass alle qualitativ einwandfreien Nahrungsmittel, die im Wirtschaftsprozess nicht mehr verwendet werden können, an Bedürftige verteilt werden. Die Tafeln helfen so diesen Menschen eine schwierige Zeit zu überbrücken und geben ihnen dadurch Motivation für die Zukunft.«

»Das Ziel der Tafeln« wird nun auf der Umsetzungsebene eingeführt. Eine Problemanalyse und/oder übergeordnete Zielsetzungen (z.B. gerechtere Lebensverhältnissen, sorgsamer Umgang mit Ressourcen) fehlen. Im bisher Analysierten gibt es eine zugespitzte Situationsbeschreibung (sehr wenig vs. sehr viel), die als Handlungsbasis, als Motiv eigenen Engagements (*»bemühen«*) genügt. Gefragt wird aber nicht nach den Ursachen, warum einerseits viel, andererseits wenig vorhanden ist. Es wird engagiert gearbeitet, dafür werden hohe Ansprüche (*»Ausgleich«*) gestellt, aber keine Zusammenhänge und Verantwortlichkeiten benannt. Deshalb lassen sich auch keine differenzierteren Kriterien, zum Beispiel Gerechtigkeitskriterien, angeben sowie entsprechende moralische und politische Forderungen stellen. Daraus resultiert schließlich, dass den *»Bedürftigen«* keine differenziertere Rolle zuerkannt werden kann, denn bei ihnen wird ebenfalls nicht gefragt, warum sie *»bedürftig«* sind. Helfen heißt versorgen,

nicht z.B. befähigen oder in den eigenen Anstrengungen unterstützen oder möglicherweise Erwartungen auch an sie zu richten.

Der weitere Text folgt den bisherigen Mustern. »*Alle qualitativ einwandfreien Nahrungsmittel*« sammeln und verteilen zu wollen ist ein sehr hoher Anspruch, ein absehbar zu hoher. Denn wie dies pragmatisch und auf Basis freiwilligen Engagements gelöst werden sollte, bleibt unklar. Ob sich dafür genügend »*Bedürftige*« fänden, lässt sich ebenfalls hinterfragen, jedenfalls weisen die Erfahrungen in der Kleidersammlung eher in eine andere Richtung (vgl. www.fairwertung.de); letztlich müssten natürlich erst einmal *Bedürftigkeitskriterien* entwickelt sein, bevor sich dies abschließend beurteilen ließe.

»*Die im Wirtschaftsprozess nicht mehr verwendet werden können*« setzt fort, keine Verantwortlichkeiten zu benennen; das ist auch nicht nötig, da niemandem etwas weggenommen wird. Wie diese Resteverwertung zum »*Ausgleich*« führen soll, bleibt ungeklärt. »*An Bedürftige verteilt*« meint hier nicht mehr als weitergeben. »*Schwierige Zeit zu überbrücken*« und »*Motivation für die Zukunft*« artikulieren erneut hohe Ansprüche. Wie aber kann die Versorgung mit »*qualitativ einwandfreien Nahrungsmitteln*« solche Ansprüche erfüllen? Wie ist der Zusammenhang? Worin liegen die »*Schwierigkeiten*« begründet und um welche »*Zukunft*« geht es?

Um solche Fragen zu beantworten, bräuchte es eine Problemdiagnose, die aber nicht gestellt wird. Beim *Tafel-Gedanken* im Rahmen der »Tafelidee« konnte man am ehesten erwarten, dass hier Probleme, Ziele, Sinn-Zusammenhänge des Ganzen artikuliert werden. Wo kommt das Zuwenig her? Wo das (Zu-)Viele? Wie ist beides zugleich möglich? Zu finden ist der direkte Übergang von einer offensichtlichen Feststellung der Polarisierung (wenig vs. viel) zum engagierten Handeln. Dabei werden hohe Ansprüche gestellt (»*Ausgleich*«), aber unklar bleibt, wie »*ausgeglichen*« werden soll, ohne wirklich etwas vom Vielen zu nehmen, sondern nur das, was dort »*nicht mehr verwendet werden kann*«. Wenn aber nicht einmal Fragen nach Problemzusammenhängen gestellt werden, wie ist dann ernsthaft anzunehmen, etwas zur Lösung beitragen zu können? Im Zentrum der Tafeln, laut »Tafelgedanke«, verbleibt allein der Blick auf die eigene engagierte Arbeit, nicht auf ein Problem oder eine Vision, die dieses Engagement anleitet.

2.2 »Tafelkonzept«

»Jeder gibt, was er kann«. Nach diesem Leitspruch engagieren sich örtliche Bäckereien und Wochenmärkte, Supermarktketten, Kfz-Mechaniker, Grafiker, Automobilhersteller, Beratungsunternehmen... Viele Helfer spenden ihre Freizeit für die Idee. Ein paar Stunden

am Tag, in der Woche, im Monat – so wie es die persönlichen Möglichkeiten zulassen. Rund 32.000 Menschen engagieren sich als ehrenamtliche Tafel-Helfer mit ihrer Zeit. (...)

Der »Leitspruch« stellt hohe Anforderungen. »Gegeben« werden soll nicht nur, was man will, sondern was man »kann«. Das mag individuell unterschiedlich sein; das Gemeinsame ist aber, dass das, was man »kann«, von allen auch »gegeben« werden muss – eine Maximalforderung, denn mehr kann man nicht geben/fordern. Ein Konzept ist das noch nicht, vielleicht ein Motivations-Konzept für die Tafel-Aktiven, gegebenenfalls eine Art Ethos (also eher Grundsatz, nicht Konzept). Wenn »Konzept« heißt, dass eine (strategische) Umsetzung formuliert werden muss, wenn zweitens diese Umsetzung heißt »Jeder gibt, was er kann«, dann bildet nicht ein Problem oder Ziel den Maßstab der Umsetzung, sondern die eigene Motiviertheit, das eigene maximale Engagement. Ob für eine angemessene Problemlösung gar nicht so viel oder etwas ganz anderes nötig wäre, diese Frage stellt sich so nicht.

Im Gegensatz zu einem »Jeder gibt, was er will«, das der individuellen Verfügung unterliegen würde, ist »kann« auch der Beurteilung durch andere zugänglich; die Gruppe kann es vom Einzelmitglied einfordern. Solche Ansprüche kann man eigentlich nur an sich selbst stellen, als individuelle oder kollektive Selbstverpflichtung. Hier »engagieren« sich freilich zunächst die Sponsoren (»Bäcker:innen...«), dann erst folgen die »Helfer« in der Aufzählung. »Helfer« und Sponsoren werden zu einer Gruppe verschmolzen, die sich insgesamt dem »Leitspruch« verpflichtet. Diese Identifizierung der Tafel-»Helfer« mit den Sponsoren wird verstärkt in der Verkehrung der Tätigkeitswörter: während sich die Sponsoren »engagieren«, »spenden« die »Helfer«. Sponsoren können aber nicht seitens der Tafeln auf eine Motivation verpflichtet werden. Zudem bleibt weiter ungeklärt, was mit »Idee« gemeint ist, so dass sich daraus keine Ziele, kein Sinn des »Engagements« ableiten lässt. Es bleibt bislang dabei, dass sich viele maximal »engagieren«, aber das Wie und vor allem Wozu nicht dargelegt wird.

Weiterhin ist zu bemerken, dass nicht nur eine Identifikation mit der Geberseite stattfindet, sondern durchweg eine Geberperspektive eingenommen wird. Dies ist nicht trivial, da es andere Möglichkeiten gäbe, z.B. durch die Wahl eines Mottos »Jeder soll bekommen, was er braucht«. Dies ergäbe eine moralische Forderung, die ihre Einlöskriterien von denen bezieht, die gegebenenfalls Hilfe benötigen. Wer sich dann wie und in welchem Umfang »engagiert«, würde sich daran orientieren, es würde aber nicht, wie hier, das eigene Engagement in den Vordergrund gestellt.

...) Die gesammelten Lebensmittel werden weitergereicht an bedürftige Personen. Direkt durch Lebensmittelausgaben – oder indirekt, indem Einrichtungen beliefert werden, die Essen an bedürftige Menschen ausgeben. Die Abgabe der Lebensmittel erfolgt kostenlos oder gegen einen symbolischen Betrag.«

Dass »gesammelt« wurde, wird nun bereits vorausgesetzt. Damit muss nicht mehr genauer spezifiziert werden, wer was warum und wozu gegeben hat; die Herkunft bleibt unklar bzw. bleibt es beim konstruierten »Wir«, das etwas zur Verfügung stellt und »weiterreicht«. Während in »bedürftige Personen« ein Anerkennungsaspekt aufscheint, wird konzeptuell nicht angegeben, wie sie als solche zu identifizieren sind. Erst im nun Folgenden und nachdem wichtige Klärungen ausgespart wurden (insbesondere Herkunft der Lebensmittel und Identifizierung von Bedürftigkeit), werden konzeptuelle Angaben konkretisiert: Abgabe »direkt/indirekt, kostenlos oder gegen einen symbolischen Betrag«. Beibehalten wird die Geberperspektive (»weitergeben, ausgeben«); sonst würde es beispielsweise heißen, dass Bedürftige kommen, sich etwas holen, zahlen oder sich als hilfesuchend identifizieren.

Wie schon beim »Tafelgedanken«, so wird auch das »Tafelkonzept« durch das eigene Engagement dominiert und bleibt im Übrigen wenig konkret. Deutlich geworden ist hier besonders die Zweiteilung der Akteursperspektive. Auf der einen Seite stehen »wir alle«, die engagierten Sponsoren und Tafel-Aktiven, auf der anderen Seite die Bedürftigen, denen man etwas zukommen lässt. Anders formuliert: Die Tafeln artikulieren sich hier nicht als »dritter« Akteur, zwischen und in Distanz zur Geber- wie zur Nehmerseite. Diese Distanz wäre aber eine Voraussetzung dafür, differenziertere Sichtweisen auf beide Seiten, ihre Zusammenhänge, aber auch auf die eigene Positionierung in einer solchen Konstellation zu entwickeln.

2.3 »Tafelgrundsätze«

Methodisch wird beim letzten Punkt anders vorgegangen. Es wird nicht mehr der gesamte Text aufgeführt⁴ und detailliert interpretiert, sondern anhand der entwickelten Hypothesen geprüft, ob sie durch relevante Textstellen falsifiziert oder differenziert werden. Diese Vorgehensweise empfiehlt sich, da grundlegende Änderungen realistischerweise nicht erwartet werden können. »Grundsätze« formulieren erwartungsgemäß Handlungsrichtlinien, die die Artikulation von Sinn und Zweck des Ganzen *bereits voraussetzen* und nicht selbst formulieren.

4 Die Tafelgrundsätze sind insgesamt als Anhang abgedruckt.

Man kann im Vorhinein überlegen, wodurch die herauskristallisierten Thesen *widerlegt* würden und dann gezielt nach solchen Stellen suchen. Die Thesen besagen bisher: dass seitens der Tafeln keine Problemdiagnose gestellt wird und keine Verantwortlichkeiten benannt werden; dass der Fokus vor allem auf das eigene Engagement gerichtet ist und eine Geberperspektive eingenommen wird; schließlich dass umgekehrt die Aufmerksamkeit nicht auf die Tafelnutzenden gerichtet ist, die im Wesentlichen als zu versorgende Bedürftige erscheinen. Widerlegt würden die Thesen insbesondere dann, wenn konkrete Kriterien benannt würden: Zentral wären dafür Kriterien für Bedürftigkeit und damit verbunden Anerkennungskriterien (wie wird ›Augenhöhe‹ hergestellt). Zweitens wären dies Kriterien der Sponsorenwahl; gibt es etwa soziale oder ökologische Standards, die von den Sponsoren gefordert werden? Drittens kommen Kooperationskriterien in Frage; mit wem will man zusammenarbeiten? Ein eigener Punkt könnte zudem sein, dass man über die Grundsätze die Tafel-Aktiven dazu auffordert, die Arbeit kritisch und reflexiv auszuüben, also wach zu bleiben für die Probleme der Arbeit (z.B. Selbstüberforderung, falsche Vorstellungen über ›Bedürftige‹) und dass das eigene Engagement immer wieder an grundlegenden Zielen zu überprüfen sei.

Geht man so vor, dann zeigt Grundsatz 1 unter »Durchführungsbestimmungen«, dass tatsächlich eine Bestimmung von Bedürftigkeit vorgenommen wird. Allerdings wird dazu eine rechtliche Regelung lediglich übernommen (verwiesen wird auf »Abgabenordnung §53«; damit handelt es sich vor allem um die Absicherung, als Organisation »Mildtätige Zwecke« im rechtlich definierten Sinne zu verfolgen). Was so (weiterhin) nicht geleistet wird, ist eine eigene Positionierung als kollektiver Akteur, der ein selbst bestimmtes Anliegen verfolgt und deshalb wenigstens ergänzend eigenständige Kriterien entwickelt. Dies würde aber wiederum eine Problemdiagnose voraussetzen.

Interessant sind weiter die Grundsätze 3 und 4, da eine Verhältnisbestimmung zu anderen Akteuren, vor allem den Sponsoren vorgenommen wird.

»Grundsatz 3: Die Arbeit der Tafeln wird durch Spender und Sponsoren unterstützt.

Grundsatz 4: Die Tafeln arbeiten unabhängig von politischen Parteien und Konfessionen. Die Tafeln helfen allen Menschen, die der Hilfe bedürfen.«

Wie oben herausgearbeitet, wird die Nähe der Sponsoren gesucht. Durch alternative Formulierungen dieser Grundsätze lässt sich dies genauer sichtbar machen. Denn möglich wäre beispielsweise auch Folgendes gewesen: ›(3) Die Tafeln arbeiten unabhängig von Einflussnahmen durch Spender und Sponsoren. Die Tafeln helfen allen Menschen, die der Hilfe bedürfen. (4) Die Tafeln werden

durch politische Parteien und konfessionelle Gemeinschaften/Organisationen unterstützt.«

Die anvisierte Nähe zu den Sponsoren beziehungsweise Wirtschaftsakteuren wird dadurch verstärkt, dass erstens eine Distanz zu anderen potenziellen Gebern, namentlich der Politik, markiert wird. Zweitens wird der eigene Name als »Markenzeichen« vorgestellt, so Grundsatz 5:

»Der Name ›Tafel‹ ist als eingetragenes Markenzeichen durch den Bundesverband Deutsche Tafel e.V. rechtlich geschützt.«

Im Selbstverständnis wird damit eher ein Unternehmen präsentiert, denn eine soziale Bewegung oder allgemein ein politischer Akteur.

Etwas aus dem Rahmen fällt Grundsatz 6:

»Die Arbeit der Tafeln steht überwiegend im lokalen Bezug. Die Tafeln respektieren den Gebietsschutz, ohne miteinander zu konkurrieren.

(...) Bei Unstimmigkeiten in der regionalen Tafel-Arbeit, z.B. bei Tafel-Neugründungen oder bei bereits bestehenden Tafeln, sollte vorrangig eine einvernehmliche Lösung im Interesse der Bedürftigen vor Ort angestrebt werden.«

Während bisherige Darstellungen eine große Gemeinschaft Engagierter imaginierten, die einschließlich der Sponsoren an einem Strang zögen, werden nun Anerkennungsprobleme und Interessenkonflikte der Tafeln untereinander sichtbar. Dass dies für nötig erachtet wird in die Grundsätze aufzunehmen, deutet auf größere, jedenfalls keineswegs unübliche Konkurrenzprobleme in der Praxis. Interessanterweise wird es gerade hier, wo Probleme angesprochen werden, möglich, die auf das eigene Tun eingeeengte Perspektive zu öffnen. Explizit wird die Erwartung ausgesprochen, dass Konflikte untereinander »im Interesse der Bedürftigen« zu lösen seien. Diese Interessen sind zuvor nicht in den Blick gekommen.

2.4 Zwischenfazit zum Selbstverständnis der Tafeln und weitere Datenwahl

Die empirische Analyse von zentralen Daten für das Selbstverständnis der Tafeln entwirft ein ambivalentes Bild. Die Namensgebung legt strukturell ein anspruchsvolles Programm zur Bearbeitung von Überfluss- wie Armutsproblemen an. Dabei wurden auch die potenziell zentralen Schwierigkeiten der Tafelarbeit sichtbar: Aspekte der Selbstüberforderung; euphemistisches Verschwindenlassen

der Probleme; Aktivismus, der sich vor allem auf das eigene Engagement konzentriert. Gerade letzteres findet sich nun in der Formulierung des Selbstverständnisses unter dem Punkt »Tafelidee« auf den Internetseiten des Bundesverband Deutsche Tafel e.V. Betont wird dort allenthalben das eigene Engagiertsein, wobei man sich in einer Einheit der Gebenden präsentiert, die sich aktiv *für* die lediglich passiv erscheinenden »Bedürftigen«, die nicht ihr »täglich Brot« haben, einsetzt. Was dabei konkret unter Bedürftigkeit zu verstehen ist, wie es dazu kommt und was – deshalb – die geeigneten Mittel zur Problembearbeitung sind, das wird an keiner Stelle ausgeführt. Die im Namen »Tafel« angelegten ambitionierten Protestansprüche werden durch das offiziell kommunizierte Selbstverständnis der Tafeln jedenfalls nicht eingelöst.

Die Analyse des Tafel-Namens hat der Möglichkeit nach ein ambitioniertes sozial-ökologisches Engagement aufzeigen können: achtungsvollerer Umgang mit Lebensmitteln und bessere soziale Teilhabemöglichkeiten. Es wurden damit Ansprüche empirisch rekonstruiert, die Maßstäbe der Tafelpraxis bieten, die dieser nicht von außen angetragen werden, sondern die sie selbst, wenigstens implizit (latente Sinnstrukturen), formuliert. Die so gewonnenen Maßstäbe werden die weiteren Analysen unterschiedlicher empirischer Materialien begleiten. Wichtig ist dabei, dass diese Kriterien sowohl angeben können, wo ein anspruchsvoller Protest verfolgt wird, als auch, wo potenzielle Probleme der Einlösung liegen. Damit bieten sie zugleich Anleitungen dafür, welche weiteren Daten erhoben werden. Nachdem bereits die Präsentation der Tafelidee auf den Seiten des Bundesverbands zeigte, wie weit man dort davon entfernt ist, solche Ansprüche überhaupt ausdrücklich zu formulieren, wird gezielter danach zu suchen sein, wo dies potenziell und zumindest partiell gelingen könnte.

Als geeignet zur weiteren Prüfung der bisherigen Hypothesen wurde dementsprechend eine Reihe von Daten ausgewählt. Zunächst kann die Gründungsgeschichte der Tafeln (3) Aufschluss darüber geben, wie das »Projekt Tafeln« angelegt wurde, welche Intentionen oder ersten Versuche am Beginn der Tafeln standen und welche Entwicklungen – verstärkend oder modifizierend – daran anschlossen. Zur Analyse wird noch einmal auf die Darstellung auf den Internetseiten der Tafeln zurückgegriffen. Ergänzend werden Zitate aus einem selbst erhobenen Interview mit der Gründerin der Tafeln herangezogen, das im Sommer 2008 stattfand, also rückblickend auf fünfzehn Jahre Tafelentwicklung.

Ebenfalls einen Bezug auf die Tafelentwicklungen bietet die 15-Jahre-Jubiläumsausgabe der Verbandszeitschrift »FeedBack« (1/2008), die aufschlussreiches Untersuchungsmaterial erwarten lässt (4). In der Jubiläumsausgabe wird insgesamt der positive »Feier-Ton« überwiegen. Gerade deshalb werden aber auch besondere Verdienste im Sinne des Projekts hervorgehoben werden. In der

Folge wird es dann darum gehen, vor allem Differenzen der Tafelarbeit in den Blick zu nehmen und sich dabei von den als relevant rekonstruierten Differenzkriterien leiten zu lassen (5). Die Tafeln erscheinen dann nicht als monolithischer Block, sondern als ein in sich heterogenes und in Entwicklung befindliches Unterfangen. Vor dem Hintergrund der bisherigen Analysen wird dabei immer interessieren, welche Optionen es gibt, mit den Ausgrenzungs- und Überflussproblemen umzugehen.

3 ZUR GRÜNDUNGSGESCHICHTE DER TAFELN

Eine offizielle Gründungsgeschichte bieten die Internetseiten der Tafeln (www.tafel.de, Zahlen & Fakten, Deutsche Tafellandschaft; Zugriff 31.5.2008). Nach einer tabellarischen Darstellung von »Meilensteinen der Tafelentwicklung«, beginnend 1967 in den USA, und einer ebenfalls tabellarischen Auflistung der Zunahme an lokalen Tafeln in Deutschland seit 1993, folgt der Text der Gründungsgeschichte unter dem Titel:

»Die Tafeln ... Eine Erfolgsgeschichte

Den Beginn mit »*Die Tafeln*« zu setzen macht deutlich, dass es hier um die Gründungsgeschichte der Tafeln als Gesamtphänomen geht, nicht um Besonderheiten einzelner Tafeln oder eine Variationsbreite zumindest partiell mehr oder weniger eigenständiger Entwicklungen oder Erprobungen. Da kein Autor benannt wird, handelt es sich um die Darstellung des Bundesverbands, der als »Erzähler« auftritt. Mit den folgenden drei Auslassungspunkten (...) wird einiges offen gelassen, was man zu den Tafeln sagen könnte. Was aber aus Sicht des Erzählers zu sagen ist, ist, dass es sich in der Gesamtperspektive und retrospektiv die Entwicklung betrachtend um »*eine Erfolgsgeschichte*« handelt. Die »*Geschichte*« wird auch als solche benannt, so dass kein objektiver Bericht geliefert werden soll, sondern eine perspektivenabhängige Interpretation angeboten wird. Als entscheidendes Kriterium und zentraler Bezugspunkt wird dafür »*Erfolg*« gewählt.

Diese Rahmung ist keineswegs selbstverständlich. Alternativ hätte beispielsweise eine Bewegungs- oder Protestgeschichte erzählt werden können. Der engagierte Einsatz für moralische, soziale oder politische Anliegen wäre dann wichtiger als die Herausstellung von präsentierbaren »*Erfolgen*«. Vor allem die »*Erfolge*« zu betonen, lässt die Arbeit an den eigenen Anliegen, auch die er-

brachten Leistungen, in den Hintergrund treten.⁵ Der »Erfolg«saufweis zielt letztlich darauf, Anerkennung von außen zu erlangen: mit »Erfolgen« sollen Repräsentationsgewinne erzielt werden. So ist weniger davon auszugehen, dass eigene, gegebenenfalls widerständige Positionen vorgetragen werden, vielmehr wird der Versuch unternommen, mit der Darstellung eine breite Zustimmung zu erreichen.

Was könnten Erfolge sein, die die Tafeln mit ihrer Gründungs- und Entwicklungsgeschichte vorzuweisen haben? Würden sie stärker an eigene Leistungen im Sinne der Tafel-Ziele gebunden, dann wären Erfolge und Erfolgskriterien inhaltlicher Art vorzustellen im Sinne von Problemlösungen, letztlich von verminderter Ausgrenzung und reduziertem Überfluss. Geht es eher um Repräsentationserfolge, wie die Rahmung nahe legt, dann wären öffentliche Beliebtheit und das Organisationswachstum solche Kriterien.

Die vorgetragene Gründungsgeschichte beginnt nun mit:

Im Januar 1993 hörten die Frauen der Initiativegruppe Berliner Frauen e.V. einen Vortrag der damaligen Sozialsenatorin Ingrid Stahmer zum Thema »Obdachlosigkeit in Berlin«. (...)

Sie beginnt also bei der »Initiativegruppe Berliner Frauen e.V.«. »Initiativegruppe« heißt, dass es keine Festlegung in der inhaltlichen Ausrichtung gibt. Im Vordergrund steht die »Initiative« selbst, dass etwas getan wird, nicht was. Vorrangig geht es zudem um den Anstoß, nicht um eine längerfristige Perspektive. Die inhaltliche Ausrichtung folgt deshalb sekundär, nicht aus einem (eigenen) lebenspraktischen Problem, sondern aus einer intellektuellen Anregung (»Vortrag«). Schließlich werden auch noch Person und Status der Vortragenden als repräsentative Referenz aufgeführt, ehe das Problem selbst zur Sprache gebracht wird: »Obdachlosigkeit«.

5 Zur Diskussion des Verhältnisses von Leistungen und Erfolgen vgl. Neckel (2006). In Konkurrenzverhältnissen sind Erfolge relational, das heißt von vielem abhängig, keineswegs nur von messbar erbrachten Leistungen. Im Zuge der von Neckel diagnostizierten »Ausbreitung einer Gewinner/Verlierer-Kultur« sieht er eine zunehmende gesellschaftliche Orientierung an Erfolgen, die sich nicht mehr adäquat auf Leistungen zurückführen lassen. Dies befördert gesellschaftliche Polarisierungen zwischen den Gewinnern, die Erfolge aufzuweisen haben, und Verlierern, die diese nicht präsentieren können – unabhängig davon, wer welche Anstrengungen unternommen hat.

...) Nach diesem erschütternden Vortrag überlegte die Initiativgruppe, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte in Berlin Gutes zu tun, wie den vielen Berliner Obdachlosen am besten zu helfen wäre. (...)

Die unspezifische Ausrichtung der »Initiative« wird durch »Gutes tun« noch einmal benannt. Aber sie wird auch dadurch fortgesetzt, dass die Annäherung an den Gegenstand der Initiative eine theoretische bleibt: Man »überlegt«. Diese »Überlegungen« könnten sich zunächst darauf richten, die Problematik besser zu verstehen und auch darauf, wie »Obdachlose am besten« zu erreichen wären, damit man sie nach ihren Problemen oder Wünschen fragen kann. Hier wird allerdings bereits über das »Wie« nachgedacht, also die Umsetzung der »Hilfs«aktion; die Bedeutung von »am besten« verschiebt sich von ihrem Bezug auf »Obdachlose« (was ist für diese »am besten«) hin zur »best«möglichen eigenen Aktionsweise.

...) Ein Mitglied der Gruppe, Ursula Kretzer-Mossner, frisch aus den USA zurückgekehrt hatte die zündende Idee: Warum nicht das Konzept der New Yorker City Harvest auf Deutschland übertragen? (...)

Es setzt sich fort, die Nennung von Namen und repräsentativen Kontexten vor die Inhalte zu setzen, was die Charity-Aktivitäten aufwertet: wer hat (et)was gemacht. Das Vorbild liefern die »USA« bzw. »New York«, wo Charity eine viel größere Verbreitung und Bedeutung als in Deutschland hat. Die »zündende Idee« ist dann konsequenterweise, diesem repräsentativen Vorbild zu folgen und daran teilzuhaben – in einer Zeit, in der der wirtschafts(neo)liberale Diskurs in Deutschland zunehmend Fuß fasste, mit dem entsprechenden Vorbildcharakter der USA. Das Gründungsmotiv der Tafeln stellt sich so als ein repräsentatives, dem Trend des Zeitgeistes folgendes Wohltätigkeitshandeln dar.

...) Der Gedanke von City Harvest war einfach und daher bestechend: nach den Gesetzen der Marktlogik »überschüssige« Lebensmittel werden eingesammelt und kostenlos an bedürftige Menschen und soziale Einrichtungen weitergegeben. Die Idee in Berlin war geboren! (...)

Die Attraktivität des »City-Harvest«- und Tafel-Konzepts wird (wie bis heute immer wieder in den Debatten der und um die Tafeln) an dessen »Einfachheit« festgemacht. Die »Einfachheit« und die Begeisterung dafür kommen einer kurzfristigen Charity-Tätigkeit entgegen. Außerdem erfordert diese scheinbare »Einfachheit« der Mittel – man nimmt das Zuviel und bringt es zum Zuwenig – keine

nähere Problemanalyse, keine intensivere Auseinandersetzung mit den Zwecken. Jedenfalls wird die Frage, ob so tatsächlich Ausgrenzung vermindert werden kann, überhaupt nicht aufgeworfen, und der »Überschuss« erscheint lediglich als bislang ungenutzte Ressource.

...) Dann ging alles ganz schnell. Nachdem eine Beratung mit Berliner Obdachloseneinrichtungen einen großen Bedarf an einer solchen Initiative bestätigte sprachen die Frauen Lebensmittelproduzenten und Einzelhändler an und baten um Unterstützung. (...)

Die Problemdiagnose wird den offiziellen Experten für Obdachlosigkeit in mehrheitlicher Abstimmung überlassen.⁶ Die Tafeln, so lässt sich mit Blick auf die Gründungsgeschichte festhalten, konzentrieren sich von Beginn an auf vermittelnde und logistische Operationen. Die Realisierungsmöglichkeit ist Grund genug, sich an die Umsetzung zu machen. Der »große Bedarf« besteht, folgt man dem Text, allerdings nicht etwa an Lebensmitteln, sondern »an einer solchen Initiative«, eben an der logistischen Arbeit der Tafeln, an deren Aktivitäten.

Im Gegensatz zum vorgestellten City-Harvest-Konzept ist am Beginn der Tafelarbeit nicht die Rede davon, direkt »an bedürftige Menschen« zu verteilen, sondern man beschränkt sich auf den Zugang zu »sozialen Einrichtungen«, nämlich »Obdachloseneinrichtungen«. – Später ist das direkte Verteilen durch die Tafeln eher der Normalfall, womit aber zusätzlich die externe Problemexpertise entfällt.

Fasst man die Gründungsgeschichte bis hierher zusammen, so war von Beginn an keine eigene Problemdiagnose (spezifisch zur Obdachlosigkeit oder eine umfassender gesellschaftliche) angelegt. Vom Vortrag über eigene Überlegungen und die Befragung von Problemexperten ging man zur Tat über; Ziel war es, sichtbar gut und aktiv zu sein und dazu auf einfache, nahe liegende Mittel (City-Harvest-Idee) zurück zu greifen sowie sich vorhandener Problemdeutungen (institutionalisierte Expertisen) zu bedienen.

...) Nun musste nur noch ein Name gefunden werden. Nach einer langen Nacht stand der Name fest: Berliner Tafel. Der Bezug zur Stadt sollte klar sein und außerdem sollte denen, die es sich nicht leisten können, eine Tafel gedeckt werden. Nicht einfach ein Tisch, sondern ganz bewusst eine Tafel! (...)

6 Sabine Werth, Mitgründerin der Tafeln, erzählte im Interview von einer Einladung an die zu dieser Zeit tätigen 23 Berliner Obdachloseneinrichtungen. Von diesen waren 21 für eine solche Tafel-Arbeit, zwei hielten das für politisch falsch, da dies Aufgaben des Staates wären (eigenes Interview, Sommer 2008).

Die »bewusste Namen«sgebung zeigt, dass dem »Namen« eine große Bedeutung beigemessen wird (was zugleich den Ansatz bestätigt, diesen Namen ausführlich zu interpretieren, s.o., IV 1). Worin genau das »Bewusste« an der Entscheidung besteht beziehungsweise an welchen Kriterien es sich orientiert, wird allerdings nicht gesagt; »bewusst« hat als Maßstab nur den Vergleich »Tisch« vs. »Tafel«. Während ein »Tisch« für den Alltag steht, ist mit einer »Tafel« das Besondere bezeichnet.

Wenn nun »denen, die es sich nicht leisten können, eine Tafel gedeckt werden soll«, dann wird das Besondere zum Maßstab. Nicht Hunger soll gestillt, auch nicht der (Essens-)Alltag gesichert werden; die Frage ist nicht, ob Menschen im Alltag genug haben, sondern ob sie sich ein besonderes Essen »leisten können«, und dies ist es, was angeboten werden soll. Im Kontext der bisherigen Erzählung steht »Tafel« damit auch für das Repräsentative, auf das die Charity-Initiative zielt. Sie steht deshalb ebenso dafür, dass die Initiative sich vor allem an eigenen Maßstäben (Überlegungen, Aktivität, Repräsentativität) orientiert und nicht zuerst nach den vorhandenen Bedürfnissen fragt, jedenfalls nicht bei Obdachlosen, die das erklärte Ziel der Aktivitäten sein sollten.⁷

Mit dieser Konstruktion, dass es um Menschen geht, die sich keine Tafel leisten können, wird zumindest implizit aber auch darauf verwiesen, dass Be-

7 Wie sehr die Maßstäbe einer Tafel oder, mit Bourdieu (1999) gesprochen: des »Luxusgeschmacks«, an der Lebensrealität von Armut (dem »Notwendigkeitsgeschmack«) vorbei gehen können, veranschaulicht Barlösius (1995: 310f.) an einem Filmbeispiel (»Zoff in Beverly Hills«). Ein Obdachloser findet in Mülltonnen Canapés, die von den »Tafeln« Wohlhabender übrig blieben. Er probiert sie – und spukt sie »angewidert und verächtlich« wieder aus: »Für ihn repräsentieren die Canapés einen Speisengeschmack, der nicht zu seiner sozialen Stellung gehört (...) Er klassifiziert auch die Mülltonnenbesitzer. Für sie ist offenbar »gutes Essen« ein solches, das von den körperlichen Erfordernissen weitgehend absieht; womit sie hervorheben, dass sie es sich leisten können, von der Körperlichkeit der Ernährung zu abstrahieren.« Schließlich muss daran erinnert werden, dass die Tafeln üblicherweise keineswegs Canapés verteilen können (obwohl unter den Überschüssen gelegentlich teurere Lebensmittel sind), da sie auf das angewiesen sind, was am Markt gerade übrig bleibt. So wird nicht nur ein fragwürdiger Besonderheits-Anspruch im Hinblick auf die vorgestellten Nutzenden formuliert, sondern vor allem ein überzogener im Hinblick auf die eigenen Möglichkeiten (vgl. die Interpretation des Tafel-Begriffs oben). Zum Verständnis der Tafelnutzenden durch die Tafeln vgl. auch Punkt IV 5.1. Schließlich werden die Analysen zu den Tafelnutzenden (Kapitel V) genaueren Aufschluss bieten.

dürftigkeit etwas anderes heißen soll, als Menschen vor dem Hungertod zu bewahren (und es wird die Dramatisierung der Tafelidee – »Nicht alle Menschen haben ihr täglich Brot« – vermieden). Man geht also in der Gründungsgeschichte davon aus, dass der Tisch weitgehend gesichert ist, so dass es von vornherein um ein Plus zum Tisch geht; damit wird implizit auch der alleinige Bezug auf bestimmte Adressaten oder Problemlagen (Obdachlosigkeit) schon überschritten, wenngleich das explizit, jedenfalls hier, nicht vollzogen wird.

Darin kommt eine Schwierigkeit der Tafelarbeit zum Ausdruck, ohne dass sie hier gelöst oder im Ansatz überhaupt bearbeitet würde (wozu es wiederum einer Problemdiagnose bedürfte): Wen und was wollen die Tafeln eigentlich erreichen? Um welche Nutzenden geht es ihnen? Werth (1998) hatte bereits eine (negative) Abgrenzung zu Bereichen professioneller und sozialpädagogischer Hilfe vorgenommen, die die Tafeln selbst nicht leisten könnten und wollen. Für solche Unterstützungen fehlen den Tafeln die Kompetenzen; eine indirekte Unterstützung über die Belieferung sozialer Einrichtungen ist möglich. Aber um wen es dann tatsächlich geht, welche »Bedürftigkeiten« erreicht werden sollen, bleibt ungeklärt. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive erinnert dies an die Ausgrenzungsdebatten (vgl. Kapitel II 3). Dass bei den Tafeln nach 15 Jahren (dokumentierte Gründungsgeschichte von 2008) keine Konkretisierung vorgenommen wird, ist ein weiterer Hinweis darauf, dass es keine eigenständige Problemdiagnostik gibt, dass aber auch das Interesse an denjenigen, die Gegenstand der Aktivitäten sein sollen, hinter anderen Interessen zurücksteht: die »Erfolge« sind andere.

Eine Auseinandersetzung darüber, was Armut, Bedürftigkeit und Hilfe in Bezug auf die Tafelarbeit heißen sollen, unterbleibt. So gibt es aber auch keine inhaltlichen Kriterien dafür, wann von einer erfolgreichen Tafelarbeit (*»Erfolgsgeschichte«*) im Sinne von Problemlösebeiträgen gesprochen werden kann. Die Gründungsgeschichte wird fortgeführt:

...) Mit einer Pressekonferenz am 22. Februar 1993 begann die Geschichte der Berliner Tafel und somit der Tafeln in Deutschland. (...)

Die Gründungsgeschichte als Erfolgsgeschichte wird erst jetzt begonnen: *»mit einer Pressekonferenz«*. Denkbare Gründungsakte für ein Unterfangen wie die Tafeln gibt es viele. Auch die Namensgebung oder die Ideenfindung wären geeignete Kandidatinnen; ebenso käme die Vereinseintragung als offizieller Gründungsakt in Frage; oder öffentliche Auftritte in Form einer politischen Demonstration oder Protestkundgebung. Hier allerdings ist es erst die mediale Inszenierung, welche die Tafeln konstituiert.

Die »Pressekonferenz« steht wieder für Repräsentation, für einen öffentlich sichtbaren, repräsentativen Akt als Gründungsakt, mit dem öffentlichen Erscheinen und der öffentlichen Beglaubigung der Tafeln durch die Presse.

...) Das große Interesse der Medien sorgte für eine schnelle Verbreitung der Idee im ganzen Land. (...)

Im Sinne der vorangestellten »Erfolgsgeschichte« zeigt sich hier der Repräsentationserfolg bei den »Medien«, die »großes Interesse« aufbringen. Die »Medien« arbeiten faktisch für die Tafeln, da sie offensichtlich ganz unverfälscht deren »Idee verbreiten«. Jedenfalls wird der Erfolg nicht daran festgemacht, dass man besondere Unterstützungsleistungen vorzuweisen hätte. Es waren nicht entsprechende Rückmeldungen durch die Obdachlosen oder von anderen »Bedürftigen«, die zur Fortsetzung und Verbreitung der Tafelarbeit motivierten.

...) Im Oktober 1994 gründete sich die Münchner⁸ und die Neumünsteraner Tafel. Den großen Durchbruch erreichte die Tafelbewegung mit der Gründung der Hamburger Tafel im November 1994. Der gigantische Presserummel, der sich in Hamburg entwickelte, trug in ganz besonderem Masse zur Bekanntheit der Tafeln bei. (...)

Nicht nur die eigentliche Gründung wird durch das mediale Erscheinen vollzogen, sondern auch der »große Durchbruch« der »Tafelbewegung«: die Tafeln als »Bewegung« werden faktisch von der »Presse« getragen und am »Presse«erfolg beziehungsweise der mit der Medienresonanz verbundenen »Bekanntheit« gemessen.

...) Der Film über die Hamburger Tafel »Die Sattmacher« der in regelmässigen Abständen im Dritten Programm ausgestrahlt wird ist mittlerweile zum Klassiker avanciert. Nach Hamburg folgten ebenfalls im November 94 die Hannöversche Tafel und im Dezember 1994 Düsseldorf und Essen und danach viele mehr. Zum 10-jährigen Jubiläum gab es 320 Tafeln in Deutschland. Heute sind es bereits 630 – mit steigender Tendenz.

Nach dem deutschen Vorbild und nach zahlreichen Beratungen mit den GründerInnen sind »Feedback« in Kapstadt, Südafrika; eine Foodbank in Sidney, Australien und die Wiener

8 Nach dem Interview mit Sabine Werth (s.a. Fußnote 6) war zwar die Berliner Tafel die erste, allerdings wurde in München teilweise parallel und unabhängig von Berlin eine ähnliche Gründung vollzogen. Die Münchner Tafel lässt sich auch nicht vom Bundesverband vertreten, sondern versteht sich als eigenständige lokale Initiative.

Tafel in Österreich entstanden. Seit dem letzten Jahr kamen noch die Tafeln in Murten bei Zürich und Basel in der Schweiz hinzu.

Aufgrund des schnellen Wachstums schien es ratsam, einen Dachverband zu gründen (...)

Neben dem Presseerfolg wird die quantitative (auch internationale) Ausbreitung als Erfolgskriterium eingeführt. Und schließlich bildet die organisatorische Bündelung einen weiteren Erfolgsschritt; ein »Dachverband« bietet erweiterte Möglichkeiten der Koordination, Repräsentation und zusätzliche Operationsmöglichkeiten:

...) Im September 1995 trafen sich alle damals existierenden Tafel (ganze 35) zu einer Tagung in Berlin. Am 15. September 1995 wurde der »Dachverband Deutsche Tafelrunde« aus der Taufe gehoben. Ein Jahr später, bei der Jahrestagung in Jena, wurde der Dachverband in Bundesverband »Deutsche Tafel e.V.« umbenannt und siedelte nach Celle über. Heute hat der Bundesverband wieder seinen Sitz in Berlin und dient als Informationsdrehscheibe aller Tafeln in Deutschland nach Innen - zu den Mitgliedern, und nach Aussen - in die Öffentlichkeit. Ebenso koordiniert und betreut er die überregionalen Spender und Sponsoren ohne die Tafelarbeit kaum möglich wäre, denn was wären die Tafeln ohne Lebensmittel und wie sollten sie diese ohne Transporter verteilen? So konnten 1996 als erste überregionale Unterstützer der Tafelidee die REWE Handelsgruppe, die DaimlerChrysler AG und die Sat1Pro7Media AG gewonnen werden. (...)

Im einzelnen wird ausgeführt, worin der Erfolg der Etablierung eines Bundesverbandes besteht, nämlich in Informationsgewinnen, Sichtbarkeit nach außen und Akquise von Großsponsoren.

...) Mit Fug und Recht können sich die Tafeln heute als »die größte soziale Bewegung der 90er Jahre« bezeichnen. Besonders, seit der SPIEGEL die Organisation in einem Artikel so bezeichnet hat. (...)

Die Presse ist es, so wird noch einmal bestätigt, die die Tafeln – noch als »soziale Bewegung« – konstituiert, so dass sie sich »mit Fug und Recht« so bezeichnen können. Noch deutlicher wird dies, wenn im Folgenden die Engagierten als Bewegte und die Bewegung ausmachende Akteure hinter die organisatorische Eigenlogik zurücktreten müssen, womit die Erzählung der Erfolgsgeschichte beendet wird.

...) Doch um helfen zu können, sind die Tafeln selbst auf Hilfe angewiesen. 25.000 Menschen unterstützen deutschlandweit die Tafelidee. Allen, die damals und heute an der Entwicklung der Tafeln beteiligt waren gilt an dieser Stelle unser größter Dank.«

Mit den »25.000 Menschen« sind die – zum Zeitpunkt der Textentstehung – aktiven freiwillig Engagierten gemeint. Diese sind nicht selbst die Tafeln oder wenigstens ein wesentlicher Teil dieser, sondern sie »unterstützen« die Tafeln, die offensichtlich zu etwas eigenem, unpersönlich Entrückten geworden sind. Die Engagierten »helfen« auch keineswegs Obdachlosen, sondern eben den Tafeln, die dann – wie immer dies konkret vorzustellen ist – ihrerseits »helfen«. Dafür wird den Engagierten seitens des Erzählers, also des Bundesverbands, »gedankt«; der Bundesverband erklärt sich damit zum Repräsentanten der Tafeln als eigenständigem abstraktem Gebilde. Noch einmal wird damit die Repräsentation in den Vordergrund gerückt, während das Bezugsproblem und sogar die beteiligten Engagierten in den Hintergrund treten müssen. Sie werden an dieser Stelle nicht einmal in die quantitative Erfolgsgeschichte – im Sinne immer mehr Engagierter – einbezogen. So erzeugt der ausgesprochene »größte Dank« genau das Gegenteil dessen, was er ankündigt: er entwertet die Arbeit der um eines Anliegens willen Bewegten und Engagierten zu einen Hilfsakt zugunsten der Organisation.

Fazit: Die Tafeln gründeten sich – im Selbstverständnis – bei einer Pressekonferenz, erfuhren ihren expansiven Durchbruch via Presse/Medien und wurden noch als soziale Bewegung medial konstituiert. Erfolgsgeschichte heißt deshalb: Presseerfolg plus Organisationserfolg, letzteres im Sinne von quantitativer Verbreitung und organisatorischer Zentralisierung (Bundesverband als Repräsentant). Damit findet sich die eingangs angenommene (Erfolgs-)Orientierung an äußerer Anerkennung bestätigt.

Gründungsimpuls der Tafeln, so legt die vorgelegte Gründungsgeschichte nahe, war nicht eine spezifische Problemlage oder eine soziale Protestbewegung, die sich vor allem auf die breite Beteiligung Engagierter stützt, sondern die repräsentative und logistisch effektive Wohltätigkeitsorganisation (Charity). Inhaltliche Fragen der Verminderung von Überschüssen und Ausgrenzung treten dahinter zurück. Wichtiger als eine eigene Problemdiagnose ist das sichtbar gute Handeln mit einfachen Mitteln und so wird aus einem kritischen Anliegen, wie

es die Interpretation des Tafelbegriffs zumindest als Option in Aussicht stellte, die repräsentative Bearbeitung behaupteter, aber ungeklärter ›Bedürftigkeiten‹.⁹

4 JUBILÄUMSAUSGABE DER VERBANDSZEITSCHRIFT *FEEDBACK*

Die Analyse der Jubiläumsausgabe¹⁰ (1/2008) dient dazu, die eigene Bilanzierung der Tafelarbeit durch den Bundesverband nach 15 Jahren Tafeln in Deutschland herauszuarbeiten. Auch wenn an verschiedenen Stellen auf die Rekonstruktionen der vorigen Kapitel verwiesen werden kann, so hat die Rekonstruktion doch auch hier noch einmal weitgehend unabhängig einzusetzen. Nur wenn sich an unterschiedlichen Daten ähnliche Sinnmuster nachweisen lassen, lassen sich auch die gewonnenen Thesen schärfen. Begonnen wird mit dem Titelblatt der Zeitschrift (4.1), um so bereits am Material Fragen und Hypothesen zu gewinnen, die sich dann gezielt in den folgenden Abschnitten an unterschiedlichen Texten der Jubiläumsausgabe überprüfen lassen (4.2-5).

4.1 Die Zeitschrift

Der Name der Verbandszeitschrift, der auf dem Titelblatt zu finden ist, lautet *FeedBack*, wobei Feed und Back typographisch getrennt werden (»Feed« ist fett gedruckt), was einen Doppelsinn markiert.

(i) Wer das Feedback in Form der Zeitschrift gibt, zeigt das Impressum (S.2): »Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Bundesverband Deutsche Tafel e.V.«. Darüber, wer das Feedback bekommen soll, gibt der Untertitel direkt unter *FeedBack* Auskunft: »Für Freunde, Förderer und Mitarbeiter der Tafeln in Deutschland«. Es handelt sich bei der Zeitschrift um ein Kommunikationsmittel des Bundesverbands gegenüber Sponsoren einerseits, den Tafelmitarbeitern andererseits. Nicht gemeint ist folglich beispielsweise ein Feedback derer, die Empfänger der zentralen Leistung der Tafeln sind.

9 Betrachtet man also diese Entstehungsgeschichte, dann ist es keineswegs so, dass die Tafeln sich erst aufgrund organisatorischer Schließungsprozesse über die Zeit immer weniger um ihre Zwecke bemühten (so etwa Selke 2010: 26, 31). Vielmehr ist der ungeklärte Problembezug ein Kennzeichen der Tafeln von Beginn an.

10 Die Zeitschriftenausgaben seit 2002 sind auf der Homepage des Bundesverbands (www.tafel.de) unter dem Punkt »Der Bundesverband, Publikationen/Infomaterial« verfügbar, Stand Juni 2011.

»Feedback« im Sinne einer Rückkopplung meint üblicherweise, dass eine einschätzende, beurteilende Rückmeldung über eine erbrachte Leistung oder ein bestimmtes Verhalten gegeben/erhalten wird, um daraus lernen zu können. Akzeptiert man das, ergibt sich freilich die eigentümliche Konstellation, dass der Bundesverband die Leistung der »Freunde« und »Förderer«, also deren ideelle und materielle Unterstützung der Tafelarbeit, beurteilt. Damit steht die Leistung der Geber auf dem Prüfstand, nicht die der Tafeln/des Bundesverbands, wie es bei einem Rechenschaftsbericht darüber wäre, ob mit den gesponserten Mitteln verantwortungsvoll umgegangen wird.

Auf der anderen Seite steht als Leistung die lokale Tafelarbeit der »Tafelmitarbeiter«. Die konkrete lokale Arbeit könnte der Bundesverband bei – zum Zeitpunkt der Ausgabe – 800 lokalen Tafeln nicht einschätzen, folglich diesen auch kein individuelles Feedback geben. Eine Rückmeldung an die Tafelmitarbeiter kann sich nur auf die Tafelarbeit als Beitrag zu einer Gesamtleistung der Tafeln als Bewegung/Verband o.ä. beziehen: welche überregionalen Entwicklungen gibt es, die sich gleichwohl auf das lokale Engagement stützen und nur durch dieses erreicht werden können? Konkretes Feedback müsste dagegen auch konkret vor Ort, nämlich von den Nutzenden her gegeben werden.

(ii) Die zweite Bedeutung, wenn man »Feed« und »Back« trennt, meint soviel wie »Essen zurück«. Das Essen ist also – aus welchen Gründen immer – an einen Ort gelangt, wo es nicht hin beziehungsweise sein sollte und soll entsprechend zurückgeholt werden. In diesem Sinne ist es eine andere Formulierung dafür, was auch das allgemeine Tafellogo mit »Essen, wo es hingehört« (ebenfalls auf der Titelseite) formuliert: Es ist seiner angemessenen Verwendung (wieder) zuzuführen. Das Zurück (»back«) verweist darauf, dass es tatsächlich bereits an unangemessener Stelle angekommen war. Feedback besagt für die Tafelarbeit folglich: Essen soll kein Abfall sein, sondern soll auch als Essen Verwendung finden. Damit ist ein Protest formuliert, aber noch keine Lösung gegeben. Es wird die Forderung aufgestellt, Lebensmittel nicht wegzuworfen, zu verschwenden, sondern ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Essen, zurück zu geben. Eine Lösung müsste deshalb angeben können, wie Essen gar nicht erst zurückgeholt werden müsste, weil es von vornherein nicht zweckentfremdet wäre.

Die Analyse des doppeldeutig angelegten Titels kommt ihrerseits zum Ergebnis einer ambivalenten Selbstdarstellung: Während einerseits anspruchsvolle Ziele formuliert werden, wie sie ähnlich am Namen »Tafel« rekonstruiert wurden (hier v.a.: Vermeidung von Lebensmittelüberschüssen), so zeigt sich doch auch an dieser Stelle (wie in den Abschnitten 2 und 3) eine selbstbezügliche organisatorische Schließung.

Die Titelseite der Jubiläumsausgabe

Das Titelblatt wird dominiert von einem großen orangenen (Farbe des Tafellogos) Schleifenband mit Schleife. Die Ausgabe ist durch das Titelbild »als Geschenk verpackt« – ein Geschenk, eine Anerkennung (s.o.) des Bundesverbands an Sponsoren und Mitarbeiter aus Anlass des 15-Jahre-Jubiläums der Tafeln in Deutschland. Titelthema ist das Tafeljubiläum, dem eine eigene Ausgabe gewidmet ist (keine Sonderausgabe, sondern die laufende Nummer). Die Schleife bietet eine abstrakte Symbolik, ohne Verweis auf die Inhalte der Tafelarbeit. Die Inhalte verschwinden; sie ließen sich auch nicht problemlos feiern – der Erfolg, der im 15jährigen Tafelbestehen zum Ausdruck kommt, heißt zugleich, dass es entsprechende Bedürftigkeiten, also gesellschaftliche Armutsprobleme einerseits, massenhafte Entsorgung wertvoller Lebensmittel andererseits, nach wie vor gibt. Diese Probleme geben den Tafeln letztlich ihre Existenzberechtigung und müssten auch die letzten Maßstäbe für Erfolge abgeben. Bei einem Jubiläum steht allerdings erwartungsgemäß das eigene Bestehen, hier über anderthalb Jahrzehnte, im Vordergrund, was Grund genug zum Feiern bietet – es wird zu beobachten sein, inwiefern die Ambivalenzen des Feierns (Etablierung versus Probleme) dennoch Eingang in die Ausgabe finden werden.

Eine Frage in diesem Zusammenhang wird sein, ob die Feier des Jubiläums allein als interne Veranstaltung angesehen wird oder inwiefern sie für externe Beiträge geöffnet wird. Kaum zu erwarten sind zu einem solchen Anlass Kritiker.¹¹ Externe Beiträge in der Zeitschrift würden also eher die »Freunde« präsentieren, aber auch dabei den Grad der Offenheit und die Selbstverortung in der Gesellschaft deutlicher zutage treten lassen. Je nach Auswahl der Externen lassen sich auch Wertigkeiten im Selbstverständnis ausmachen: geht es eher um ein kritisches Protestprogramm (politische Konfrontation) oder möglichst breite Akzeptanz und Popularität? Solche Beiträge könnten beispielsweise liefern: kooperierende Organisationen (Verständnis als Teil einer größeren Bewegung?); Experten (z.B. Sozialwissenschaft: die Tafeln in größerem gesellschaftlichen Zusammenhang); Geber (ein Forum für die Sponsoren); Prominenz (z.B. politische Prominenz: höhere öffentliche Aufmerksamkeit, offizielle Anerkennung).

Konkretisiert wird der feierliche Anlass durch zwei Aufschriften auf den Schleifenbändern: »15 Jahre Tafeln in Deutschland« und »15 Jahre bürgerschaftliches Engagement«. Interessant ist an dieser Rahmung der eigenen Arbeit als »*bürgerschaftlichem Engagement*«, welches gefeiert werden soll, dass damit

11 Obwohl das nicht unmöglich wäre, wie etwa Jubiläumsausgaben der »tageszeitung« (taz) zeigen, zu der auch politische Gegner in die Redaktionsräume eingeladen waren.

bestimmte gesellschaftliche Vorstellungen verbunden sind. Es ist die aktive Zivilgesellschaft, die hier als gesellschaftliche Kraft gewürdigt wird. Damit wird reklamiert, dass die gesellschaftliche Steuerung nicht dem Markt und/oder dem Staat überlassen wird. Wie genau dieses Zivilgesellschaftsverständnis aussieht, wird deshalb Teil der weiteren Analyse sein.

Aus der Analyse der Titelseite ergeben sich für die weiteren Rekonstruktionen Hinweise und Untersuchungsfragen, die bei der Sichtung des Heftes gezielt angesteuert werden:

- Wie wird mit den Ambivalenzen des Anlasses des Feierns umgegangen? (Wie) Werden also die Armuts- und Überflussprobleme thematisiert? (4.2)
- Inwiefern finden die bislang zugunsten der eigenen Arbeit ausgeblendeten Nutzenden der Tafeln in der Ausgabe Berücksichtigung? (4.3)
- Werden externe Beiträge präsentiert? Was sagt das über Selbstverständnis und gesellschaftliche Selbstverortung? (4.4)
- Welches Verständnis bürgerschaftlichen Engagements wird demonstriert? Welche gesellschaftlichen Vorstellungen verbinden sich damit? (4.5)

Um diese Fragen gezielt zu klären, wird zunächst das Inhaltsverzeichnis befragt. Dieses wird möglicherweise nicht über alle mehr oder weniger peripheren Textstellen Auskunft geben, die etwas zu den aufgeworfenen Fragen beitragen. Gleichwohl ist davon auszugehen, dass sich besonders relevante Antworten bereits im Inhaltsverzeichnis abzeichnen.

Betrachtet man das Inhaltsverzeichnis entlang der herausgestellten Fragen, ergibt sich folgendes Bild. Zur ersten Frage, der Problemthematisierung, findet sich allein ein expliziter Hinweis (»15 Jahre Versagen der staatlichen Sozialpolitik«) als Teil des Untertitels des ersten Beitrags (S.2); schon deutlich weniger treffsicher könnten sich Thematisierungen auch indirekt unter »Was die Tafeln leisten« (S.4) sowie in »Berichte aus der Tafel-Landschaft« (S.14) finden. Zu den Nutzenden, Frage zwei, führt ein Beitrag mit dem Titel »Tafel-Kunden« (S.10). Die dritte Frage nach externen Beiträgen wird potenziell in den Punkten »Grußworte« (S.8) und »Spender und Sponsoren« (S.6) mit Antworten rechnen können. Schließlich gibt es, Frage vier, auch im- und explizite Hinweise auf das Verständnis von Bürgerschaftlichem Engagement: »15 Jahre außerordentliches bürgerliches Engagement« (Untertitelteil S.2), »Ehrenamtliches Engagement« (S.12), »Was die Tafeln leisten« (S.4), »Berichte aus der Tafel-Landschaft« (S.14).

4.2 Thematisierungen von Überfluss- und Ausgrenzungsproblemen?

Thematisierung I: Artikel »15 Jahre Tafeln in Deutschland: 15 Jahre außerordentliches bürgerliches Engagement – 15 Jahre Versagen der staatlichen Sozialpolitik« (S.2-3)¹²

Mit »*Versagen der staatlichen Sozialpolitik*« wird explizit ein Problem eingeführt, das allerdings von Beginn an nur indirekt auf Ausgrenzungs- und Armutsprobleme verweist und Überflussprobleme überhaupt nicht benennt. Zudem wird im Ansatz eine Problemdiagnose eingeführt: der »*Staat*« hat »*sozialpolitisch versagt*«. Dass er selbst es ist, der »*versagt*«, schreibt dem »*Staat*« auch die Verantwortung zu, im Gegensatz etwa zu anderen Deutungen, nach denen der »*Staat*« aufgrund näher zu bestimmender Entwicklungen seine Aufgaben nicht (mehr) adäquat erfüllen könnte. Vorgetragen wird somit eine Staatskritik – und nicht beispielsweise eine Kapitalismuskritik (wirtschaftliche Dominanz, Globalisierungszwänge etc.) oder eine Kulturkritik (»Werteverfall«, Zivilisationskritik o.ä.). Umgekehrt ist mit dem Bezug des »*Tafel-Engagements*« auf Defizite »*staatlicher*« Leistungen postuliert, dass es das »*Engagement*« in seiner »*außerordentlichen*« Form nicht geben müsste, wenn der »*Staat*« seine Aufgaben adäquat wahrnehmen würde. Hypothetisch kann deshalb die Vorstellung eines »*ordentlichen*« »*bürgerschaftlichen*«¹³ *Engagements*« als selbstverständlichem Teil

12 Auf Seite 2 wird das Armutsproblem grafisch eingeführt. Es sind drei Teller abgebildet, die mit »Armut«, »Bürgerschaftliches Engagement« bzw. »Spendenbereitschaft« beschriftet sind. Interessanter Weise reproduziert die Grafik die Struktur, die im Abschnitt »Tafelidee« rekonstruiert wurde. »Armut« steht auf einem kleinen Teller abseits von den größeren Tellern mit den anderen Aufschriften, die sich ihrerseits miteinander überschneiden: hervorgehoben wird also die gemeinsame Welt der Engagierten und Sponsoren, während die Armut der Tafelnutzenden eine geringere Bedeutung erlangt und der geteilten Welt unverbunden gegenüber steht.

13 In der Überschrift heißt es »bürgerlich«, nicht *bürgerschaftlich*, was die Bedeutung in Richtung des Bürgertums als Distinktionsbegriff statt der staatsbürgerlichen Bürgerschaft als demokratischem Partizipationsbegriff verschiebt. Daraus werden tendenziell unterschiedliche Formen des Engagements resultieren: eher wohltätiges versus befähigendes oder/und an Grundrechten orientiertes. Die zweimalige Rahmung (Titelseite und Grafik auf der aktuellen Seite) spricht von *bürgerschaftlichem* Engagement. Dennoch ist die Bedeutungsverschiebung, wie die Analysen zeigen, sinnstrukturell gedeckt: Es gibt die Tendenzen zum asymmetrischen (distinktiven) Hilfeverständnis.

einer demokratischen Gesellschaft angenommen werden, das allerdings »staatliche« Leistungen nicht in dem Maße kompensieren kann, wie es aufgrund der Problemlagen (vorübergehend) erforderlich scheint. Interessant wird es sein zu sehen, wie die Probleme genauer bestimmt werden und ob möglicherweise deutlich wird, was Kriterien eines »ordentlichen« im Gegensatz zu »außer-ordentlichem Engagement« sind (vgl. zum Engagement auch 4.5).

Der erste Absatz des Textes skandalisiert die Äußerungen eines Politikers zu der vermeintlich ausreichenden Unterstützung von »Hartz-IV-Empfängern« durch den Sozialstaat, so dass es keine tatsächliche »Armut« gäbe. Dem widerspricht dann der zweite Absatz:

»Wie real Armut ist, davon zeugen fast 800 Tafeln mit bald einer Million Kunden in unserem Land. Hier wird jeden Tag deutlich, wie groß der von einigen Politikern wegdiskutierte Mangel tatsächlich ist. Die Tafeln helfen mit, damit bedürftige Menschen ihre oft prekäre Ernährungslage verbessern können. Mit zum Beispiel einer Münze pro Beutel können sie zusätzliche Lebensmittel erwerben. Lebensmittel, die sie sich ansonsten im wahrsten Sinne des Wortes sparen müssten. Die vor 15 Jahren realisierte Idee von Tafeln, Lebensmittel, die sonst vernichtet würden, aber noch voll zu verwenden wären, an diejenigen weiterzugeben, die dieser bedürfen, ist so einfach wie genial. (...)

»Armut« wird nicht nach bestimmten Kriterien ausgemacht, um dann geeignete Lösungen vorzuschlagen beziehungsweise die eigene Arbeit dadurch zu begründen, sondern sie wird über die Relation zur eigenen Arbeit eingeführt und definiert. Auch wenn man die »Tafeln« als einen Indikator für gesellschaftliche Probleme betrachten kann, so müssten dennoch im weiteren Verlauf genauere Problembestimmungen folgen, da man ansonsten keine problemadäquaten Lösungsvorschläge anbieten kann. Mit anderen Worten, wenn man die Existenz der »Tafeln« unmittelbar an die der »Armut« knüpfen würde, dann würde das heißen, dass es solange Armutsprobleme gibt, wie es »Tafeln« gibt und umgekehrt. Problem und Lösung wären dann in einen Zirkel eingeschlossen, aus dem heraus keine Lösungsvorschläge gemacht oder politische Forderungen erhoben werden könnten. Im Rahmen der Jubiläumsausgabe ist es nachvollziehbar, dass die eigene »Idee« besonders heraus gestellt wird. Dennoch müsste dies im Sinne der Sache, also der ernsthaften Bearbeitung von »Armut«problemen relativiert werden. Im folgenden Absatz geschieht eine solche Relativierung insoweit, dass die »Tafeln eine Lücke füllen« und so auf einen »Teil« der Lösung beschränkt werden:

...) Die Tafel-Bewegung hat sich aus einer anfänglich zarten Pflanze zu einem sozialpolitisch relevanten Wald entwickelt und ist heute ein Teil der nicht mehr wegzudenkenden sozialen Absicherung einer größer werdenden Zahl von Menschen. Die Tafeln füllen eine Lücke in der Daseinsvorsorge, die die Politik aufgerissen hat. (...)

Die »Tafeln« als eine soziale »Bewegung« einzuführen, korrespondiert mit dem Verständnis von »*außer-ordentlichem Engagement*«. Die »Bewegung« erscheint als Antwort auf neue Problemlagen, für die es (noch) keine gesellschaftlich wirkungsvollen (»ordentlichen«) Bearbeitungsroutinen gibt. Die zwischenzeitlich nach eigenem Ermessen erreichte »*sozialpolitische Relevanz*« besagt zum einen, dass die Tafeln ihren Anliegen mittlerweile »*sozialpolitisch*« Gehör verschaffen können; zum anderen obliegt ihnen damit eine größere eigene Verantwortung bei der Problembearbeitung. Sie müssen zunehmend aus einer zunächst nahe liegenden Protestposition heraus- und als mitgestaltende Kraft auftreten. Im Bild der Tafel (s. Interpretation des Tafel-Begriffs, Abschnitt 1): Die symbolisch ausgerichtete Tafel muss im Zeitverlauf zunehmend zur Etablierung alltäglich gesicherter Esstische beitragen können, das heißt real-nachhaltige statt allein symbolische Lösungen anbieten. Prinzipiell kommen dafür zwei Lösungen in Betracht, die sich nicht ausschließen. Eine Möglichkeit ist, dass die Tafeln eine Neudefinition und eine neue Realität »*staatlicher Sozialpolitik*« durchsetzen, so dass sie sich als »Bewegung« selbst abschaffen oder zumindest auf ein Maß »ordentlichen« »*bürgerchaftlichen Engagements*« zurück nehmen können. Die zweite Möglichkeit ist, sich als eigenständige Kraft mit neuen Beiträgen gesellschaftlicher Solidarität zu etablieren; dazu müsste der Schwung der »Bewegung« in professionalisierte und institutionalisierte Formen überführt werden. Die besondere Schwierigkeit der zweiten Lösung besteht darin, dass hier gravierende Transformationen der Tafelarbeit erforderlich wären, von denen erst zu zeigen sein wird, wie diese aussehen könnten. Denn wenn es bloß um eine Verfestigung der Tafelarbeit selbst ginge, dann würde man damit, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, auch die Probleme (Überfluss und Ausgrenzung) mit verfestigen, nicht lösen.

Dass die Tafeln heute einen »Teil« notwendiger »Absicherung« leisten, erläutert vorerst nur ihre »*sozialpolitisch*« erreichte »Relevanz«, besagt aber noch nicht, wie es weitergehen soll. Wie eingangs bereits gesehen, übernehmen die Tafeln einen »Teil sozialpolitischer« Aufgaben, die eigentlich staatlich zu leisten wären. Bemerkenswert ist an dieser Stelle zweierlei: dass die »*soziale Absicherung*« als »*Daseinsvorsorge*« bestimmt wird (i) und dass diese »Absicherung einer größer werdenden Zahl von Menschen« mittlerweile »*nicht mehr wegzudenken*« sei (ii).

Zu i) »Vor-sorge« besagt, dass nicht die unmittelbare »Absicherung« infrage steht, sondern eher das zukünftige »Dasein«. Dies lässt sich zum einen dahin gehend deuten, dass einfach höhere »sozialpolitische« Ansprüche gestellt und »abgesichert« werden sollen als die unmittelbare Befriedigung der »Daseins-Sorge«, dass nämlich eine gewisse Zukunfts»vorsorge« als notwendig betrachtet wird. Zum anderen wird damit gesagt, dass das eigentliche Problem in der Zukunft bzw. der Zukunftsperspektive liegt. Die Ungewissheiten weiterer Entwicklungen sind drückender als die aktuelle Situation; die Fragen danach, wie es weiter gehen soll, sind schwerwiegender, als die möglicherweise zu akzeptierende Notsituation, sofern sie nur als überwindbar vorgestellt werden könnte. Denkt man an die sozialwissenschaftliche Zeitdiagnosen zu Prekarisierung und Ausgrenzung (Kapitel II 3), ist die Relevanz dieser Sicht sehr nahe liegend: Verunsicherungen in den Arbeits- und Lebensverhältnissen stellen neue Ungleichheitsdimensionen dar. Tendenziell wichtiger, als in einem relativ gesicherten Rahmen Statusgewinne erzielen zu können, werden die Bemühungen darum, überhaupt eine einigermaßen gesicherte Position erringen und mithalten zu können. Die Befürchtung, den Anschluss ganz zu verlieren, prägt dabei die Lebenserfahrungen.

Zu ii) Vor diesem Hintergrund ist die im Zitat enthaltene Wahrnehmung bemerkenswert, dass solche Ausgrenzungstendenzen offensichtlich »einer größer werdenden Zahl von Menschen« drohen, so dass eine »sozial absichernde« Lösung dafür unvermeidlich (»nicht mehr wegzudenken«) wird. Die Diagnose ist folglich, dass man es hier mit einer neuen Realität zu tun hat, die dringend nach Lösungen verlangt. Schließlich erweist sich die Kritik aber erneut als selektiv. Denn als Verursacher der Probleme wird allein der Staat beziehungsweise die »Politik« aufgeführt, die eine »Lücke« selbst erst »aufgerissen« habe. So bleibt die Kritik ambivalent, indem sie einerseits suggeriert, die »Politik« könne einfach wieder zu vorherigen Verhältnissen zurückkehren, wenn sie nur wolle. Damit wäre aber eine neue Problemqualität dementiert, die andererseits in »nicht mehr wegzudenken«, also dem Postulat einer tatsächlich neuen Problemlage, anklängt. Für die Arbeit der Tafeln ist es aber elementar, ob sie alte Verhältnisse (staatlich gelungener Sicherung, bevor die »Politik« aktiv die »Lücke aufriss«) wieder hergestellt sehen will oder ob sie sich, in Form einer sozialen »Bewegung«, als »Teil« einer Suche nach neuen gesellschaftlichen Solidaritätsformen unter grundlegend geänderten Bedingungen versteht.

Dafür ist auch, wie nun im vierten Absatz, auf die (selbst-)kritisch reflektierende »Frage« Bezug zu nehmen, inwiefern die Tafeln, wenn sie denn in die »politisch« erzeugte »Lücke« vorstoßen, möglicherweise nicht genau das Gegen-

teil dessen erreichen, was sie wollen: dem »Staat« dessen Aufgaben abzunehmen statt seine Aufgabenerfüllung einzufordern.

...) Die Frage, ob die Tafeln diese gesellschaftliche Situation verstärken und dem Staat bewusst oder unbewusst ein Alibi für Leistungskürzungen verschaffen, stellt sich überhaupt nicht mehr. Der Wegfall der Dienstleistungen der Tafeln würde zu erheblichen Versorgungsproblemen bei den Tafel-Kunden führen. Es ist durchaus leicht gesagt: ›Lehre einen, der keinen Reis hat, Reis anzubauen, dann hat er immer Reis‹. Wenn man ihm aber bis zur Ernte keinen Reis gibt, wird er verhungern. Wohlfahrtsangebote abzuschaffen, ist keine Lösung. Jedenfalls nicht für die Bedürftigen. (...)«

Erstaunlicherweise wird jetzt postuliert, dass sich diese »Frage überhaupt nicht mehr stellt«; sie ist also zwischenzeitlich beantwortet. Beantwortet wäre sie nach dem bisher Rekonstruierten dann, wenn die »Bewegung« den Staat erfolgreich zur Einlösung seiner Aufgaben gedrängt hätte oder wenn die Tafeln selbst neue Solidaritätsformen etabliert hätten. Beides wurde aber bislang nicht demonstriert. Argumentiert wird lediglich, dass man faktisch die »Dienstleistungen« der Tafeln nicht (mehr) unterlassen könne, ohne die eigenen Nutzenden vor erhebliche »Versorgungsprobleme« zu stellen. Das ist aber nicht neu, sondern die Diagnose von gravierenden Armutsproblemen gehört zur Gründung der Tafeln: genau deshalb leisten die Tafeln Nothilfe, aber genau deshalb »stellte sich« auch »die Frage«, wie weitergehende staatliche Leistungen dadurch angeregt werden könnten, ohne sie dabei, entgegen den eigenen Intentionen, zu ersetzen. Freilich könnte gemeint sein, dass sich die »Frage« deshalb »nicht mehr stelle«, weil die Arbeit der Tafeln tatsächlich bereits staatliche Aufgaben ersetzt. Dann müssten sich allerdings Nachfragen anschließen, wie es so weit kommen konnte und wie mit diesem offensichtlichen Scheitern der ursprünglichen Ansprüche umzugehen sei.

Vor diesem Hintergrund verschiebt auch die Formulierung »Wohlfahrtsangebote abzuschaffen, ist keine Lösung« den Sinn der Tafel-Anliegen. Denn es ging nicht darum, ob »Wohlfahrtsangebote« abzuschaffen seien, sondern darum, welcher Art solche Solidarleistungen sein sollten. Genauer ging es darum, inwiefern die eingangs angekündigte Intention der Tafel-»Bewegung«, den »Staat« in die »sozialpolitische« Pflicht zu nehmen, in der Realisierung durch die Tafelarbeit nicht staatlicherseits ausgenutzt werden könnte und damit die »staatlich abgesicherte Wohlfahrt« letztlich sogar geschwächt statt gestärkt würde.

Diese Frage wird nun offensichtlich tatsächlich nicht mehr gestellt. »Wohlfahrtsangebote« sind Tafelangebote, »Wohlfahrt« ist Sache der Tafeln. Dass sich »Fragen« danach aufgrund der faktischen Entwicklung der Tafeln »nicht mehr

stellen« heißt, dass die Tafeln weitergehende Veränderungsansprüche aufgegeben haben, vielmehr ihre Arbeit etablieren wollen. Der Sozialstaat wird ausgerechnet in dem Moment nicht mehr herausgefordert, in dem der »sozialpolitische« Einfluss der Tafeln als besonders fortgeschritten wahrgenommen wird. Allein die erreichte faktische Ausweitung der Tafelarbeit reicht als Begründung dafür, dass diese Arbeit als notwendige »Versorgungs-Dienstleistung« unhinterfragt fortgeführt werden soll. Armut und Ausgrenzung werden zu »Versorgungsproblemen« – zugespitzt: Ausgrenzung ist kein Problem, wenn die Ausgegrenzten ausreichend »versorgt« sind. So geht es allein darum, wie und durch wen diese »Versorgung« am besten ge-»dienstleistet« wird. Aus einer Kritik an staatlicher Sozialpolitik wird die Konkurrenz mit dem Staat darum, wer besser »versorgen« könne oder solle.

Offensichtlich wird diese Wendung des Problemfokus im Absatz 7:

»Wir würden uns wünschen, dass wir von der Politik als notwendiger Teil unseres Sozialsystems anerkannt und die entsprechende Unterstützung erhalten würden. So ist es unverständlich, dass Tafeln für ihre Fahrzeuge KFZ-Steuer bezahlen müssen oder die Tafeln nicht von den GEZ-Gebühren befreit sind. Während andere Vereine die Segnungen der Vereinsförderung erfahren und ihre Geschäftsstellen durch die öffentliche Hand finanziert werden, muss der Bundesverband der Tafeln bisher ohne diese Förderung auskommen. Aus unserer Sicht ist das ein sozialpolitischer Skandal. Von der Politik wünschen wir uns an dieser Stelle ein klares Bekenntnis zur Arbeit der Tafeln. (...)

Die Tafeln, die als Nothilfe (»außer-ordentlich«) initiiert wurden, sollen jetzt als »notwendiger Teil unseres Sozialsystems anerkannt« werden – und zwar von der zuvor gescholtenen »Politik«. Der »sozialpolitische Skandal« sind nicht (mehr) Armut und Ausgrenzung, sondern dass die Tafeln keine »Förderung« vom »Staat« erhalten. Nicht das »System« wird kritisiert, sondern ein eigener Platz darin »gewünscht«. Die Konfrontation mit dem »Staat« wird in ein »Kooperationsangebot« überführt, denn er soll sich nicht mehr zu seinem »Versagen bekennen«, nicht zu vorhandener Armut und Ausgrenzung, die es (gegebenenfalls kooperativ) zu überwinden gilt, sondern »zur Arbeit der Tafeln«. Die Tafeln als »notwendigen« Akteur des »Sozialsystems anzuerkennen«, ist das Gegenteil einer »Bewegung«, die mit ihrer Arbeit Missstände auf die politische Agenda setzen wollte, um diese zu verändern. Die »Bewegung« hinterfragt damit sich und ihre Ziele selbst nicht mehr.

Im Folgenden bewegt man sich bereits »innerhalb des sozialpolitischen Systems« (Absatz 8):

...) Wobei, um es klarzustellen, die Unterstützung sich nur auf die Organisation der Tafeln beziehen soll und nicht auf die Leistungen der Tafeln für die Bedürftigen. Diese werden ausschließlich durch Spenden finanziert. Das Bemühen der Tafeln besteht darin, innerhalb des sozialpolitischen Systems tätig zu werden, aber ihre eigene Unabhängigkeit zu behalten, damit das Hauptziel der Tafeln, den Bedürftigen ihre Würde zu erhalten, ständig realisiert werden kann. Die Zukunft der Tafeln ist nicht bestimmt durch ein ständiges ›höher und weiter‹, sondern durch die Notwendigkeit ihrer Tätigkeit vor Ort. (...)

Begibt man sich nach »*innerhalb des Systems*«, setzt man sich staatlichem Einfluss aus. Dies soll vermieden werden: zwar soll es eine Förderung geben, aber dafür sollen keine Gegenleistungen erbracht, keine Vorschriften eingehalten werden müssen (»*eigene Unabhängigkeit*«). Warum sollte die staatliche Sozialpolitik sich darauf einlassen zu fördern, ohne Einfluss auf die weitere Verwendung der Förderung zu nehmen? Weil sie anerkennen muss, so die weitere Aussage, dass davon die »*Würde*« der »*Bedürftigen*« abhängt. Direkte staatliche Hilfen oder eine mit Vorschriften belastete Förderung der Tafeln stünde also der »*Würde der Bedürftigen*« entgegen. Dass die Tafeln dauerhaft (»*ständig*«) Teil des sozialpolitischen Systems sein wollen, ohne aber direkt staatliche Förderungen zu verteilen (»*nicht auf die Leistungen für die Bedürftigen*«), sondern »*Spenden*«, heißt also, dass »*Spenden*« ein fester Bestandteil des Sozialsystems werden sollen. Die oben nicht mehr gestellte Frage (ob Tafeln den Sozialstaat schwächen, Absatz 4) wird spätestens hier beantwortet: mit ›privat statt Staat‹. Daran knüpft sich weiterhin die Vorstellung, dass dies »*würdiger*« für die Leistungsempfänger sei. Bislang wurde aber nicht dargelegt, was das »*Würdige*« am Gang zur Tafel ist. Warum ist eine amtliche Bedürftigkeitsprüfung (etwa für Sozialhilfe oder ALG II) unwürdiger als die, die bei den Tafeln praktiziert wird? Warum ist es »*würdiger*«, privat »*gespendete*« Lebensmittel statt staatliche Sozialleistungen zu erhalten?

Diese Fragen müssten erst einmal beantwortet werden, wenn man selbst als Maßstab die menschliche »*Würde*« ins Feld führt. Statt aber tatsächlich den Beweis anzutreten, dass die Tafelnutzung die würdigere Alternative ist, wird nun auf »*Notwendigkeit*« ausgewichen. Dabei wird offenbar bereits die Eigendynamik der organisatorischen Entwicklung bemerkt und soll zurückgewiesen werden. Der Rekurs auf »*Notwendigkeit*« ist allerdings ein sekundärer Rechtfertigungsversuch, der die Dynamik selbst nicht mehr anhand eigenständiger Ziele und Kriterien hinterfragt. Es gibt aber keine »*Notwendigkeit*« der Tafelarbeit, wenn überhaupt dann eine Notwendigkeit, Armutsprobleme zu bearbeiten – und ob die Tafeln dafür geeignete Lösungen anbieten können, steht gerade in Frage,

müsste also belegt und nicht auf Basis der faktischen Entwicklung bloß behauptet werden.

Auch im nächsten Absatz des Textes wird versucht, eine Eigendynamik der Organisationsentwicklung zu dementieren, indem als »*eigentliches*« (hypothetisch anzunehmendes) Ziel der Tafeln ihre Überwindung angesetzt wird, dem aber wiederum die faktische »*Notwendigkeit*« der Tafeln, durch Aufzählung weiterer »*Spezialthemen*«, entgegen gesetzt wird.

...) Eigentlich müsste es die Hauptaufgabe der Tafeln sein, sich selbst überflüssig zu machen. Oder vielmehr ist das die Aufgabe der Politik. Dass das gelingt, ist aber derzeit nicht im Ansatz zu erkennen. Zumal neben den Problemen der allgemeinen Armut weitere Spezialthemen drängender werden: Kinder, die kein Pausenbrot und keine Mittagsverpflegung haben, die große Welle der Seniorenarmut und nicht zuletzt die Armut von Personen, die mit und unter Mindestlohn tätig sind und zusätzlich auf ALG II angewiesen sind. Das alles wird verstärkt auf uns zukommen und von den Tafeln werden auch hier Lösungen erwartet. (...)

Dass »*von den Tafeln auch hier Lösungen erwartet werden*«, kann als Formulierung eines Anspruches an sich selbst, als Tafeln, gedeutet werden. Als »*Erwartung*« anderer resultiert es aber auch aus der zunehmenden Bekanntheit und politischen Relevanz der Tafeln. Den Tafeln kommt mit ihrem Wachstum in steigendem Maße Verantwortung für ihr Handeln in der Gesellschaft zu. Damit ist aber keine automatisch gesteigerte Rechtfertigung ihrer Arbeit verbunden, sondern vielmehr im Gegenteil: höhere Anforderungen an die Reflexion, Überprüfung und Rechtfertigung ihrer Arbeit, die sie selbst leisten müssten. Diese Verantwortung wird hier aber nicht übernommen, sondern der »*Politik*« angelastet – diese mag sozialpolitische Probleme vernachlässigt oder sogar verursacht haben: die Verantwortung für die Arbeit der Tafeln und deren Effekte, insbesondere die, die aus ihrer gesellschaftlichen Verbreitung resultieren, müssen die Tafeln allerdings selbst übernehmen.

Bisher wurde zwar gesagt, *wie* die Tafeln hilfreich tätig werden (zweiter Absatz). Dies war aber gerade keine Problemlösung, sondern ein Einspringen in eine Lücke im Sinne einer »*außer-ordentlichen*« bürgerschaftlich initiierten Nothilfe. Die Verantwortung besteht also weiterhin darin, überhaupt erst einmal tragfähige Lösungen anzubieten, sei es als eigene Leistung oder als konkretisierte politische Forderung.

Stattdessen wird erneut die Fortsetzung der eigenen Arbeit postuliert. Wenn überhaupt eine Lösung angeboten wird, dann die, wie es sich oben bereits an-

kündigte, dass Sozialleistungen als »Spenden« durch »Sponsoren« der Wirtschaft abgesichert werden (Absatz 10):

...) Einen Lichtblick am Horizont bildet die Spendenbereitschaft der großen Lebensmittelkonzerne sowie die vieler vieler kleiner Betriebe. Selbst die Geschäftsstelle des Bundesverbandes wird von einem großen deutschen Lebensmittelkonzern gesponsert. Es käme aber auch hier, wie gesagt, mit auf den Staat an. Die Übergabe eines symbolischen Lebensmittelkorbes eines anderen großen Lebensmittelkonzerns durch den Bundespräsidenten an den Vorstandsvorsitzenden des Bundesverbandes im Sommer 2007 war ein großer Schritt in die richtige Richtung. Der Bundespräsident symbolisierte hier die Mittlerrolle der Politik bzw. des Staates zwischen den Sponsoren und den Tafeln. (...)

Konsequenterweise wird nun als politische Strategie (*»großer Schritt in die richtige Richtung«*) nicht mehr die verbesserte Sozialpolitik im Sinne sozialstaatlicher Leistungen befürwortet, sondern wiederum die Anerkennung und Beförderung der Tafeltätigkeit selbst: die *»Rolle des Staates«* ist hier die der Förderung wirtschaftlicher »Sponsoren«tätigkeit durch deren prominent-öffentliche Anerkennung und *»Vermittlung«*, die den Tafeln die nötigen Gelder und Güter verschafft. Wo eben noch die staatliche Sozialpolitik kritisiert wurde, wird nun die *»symbolische«* Politik ihrer prominenten Repräsentanten zugunsten der Tafeln gelobt.

Ob das alles im Sinne menschlicher Würde ist, scheint zumindest nicht so selbstverständlich, dass man sich nicht versichern müsste, dass sie keinen *»Schaden nehmen soll«* (Absatz 11):

...) Die Tafeln selber werden auch in Zukunft ihre Arbeit ehrenamtlich und erfolgreich erledigen. Sie werden ihre Qualität versuchen ständig zu steigern, ohne dass dabei die die Tafel-Arbeit prägende Menschlichkeit Schaden nehmen soll. (...)

Die entscheidende Frage, die weiterhin nicht beantwortet, nicht einmal adäquat gestellt, sondern immer wieder vermieden wird, wäre eben, wie dies genau zu erreichen beziehungsweise sicherzustellen wäre. Wie kann Tafelarbeit diese *»Menschlichkeit«* hervorbringen und dies sogar dauerhaft?

...) 15 Jahre Tafeln in Deutschland: Das ist die Erfolgsgeschichte einer Bewegung, die von einem kleinen Verein zu einem großen deutschen Sozialverband herangewachsen ist. Es ist die Erfolgsgeschichte von Frauen und Männern, Bürgerinnen und Bürgern, die praktische Solidarität und bürgerliches Engagement weit über das allgemein zu erwarten-

de Maß hinaus praktizieren. Es ist auch eine Form des ökonomischen und ökologischen Respekts vor der Ethik der Lebensmittel. (...)

Der »Erfolg« der Tafeln wird (im Absatz 12) weiterhin am eigenen faktischen »Heranwachsen«, nicht an der Problembearbeitung festgemacht. Der oben geäußerte Wunsch nach politisch-offizieller Anerkennung und Förderung wird hier konkretisiert zur Anerkennung als »Sozialverband«. Die »Erfolgsgeschichte« des »außer-ordentlichen bürgerschaftlichen Engagements«, von dem eingangs die Rede war,¹⁴ mündet in die gewünschte Etablierung als »Sozialverband« (als Form des »ordentlichen« Engagements).

Dass mit dem Tafelengagement auch »ökologische« Fragen berührt sind, wird erwähnt, ohne dass dem jedoch systematische Bedeutung zukäme. Dabei wäre gerade das von besonderem Interesse: wie ein »Sozialverband« sich zugleich als »ökologischer« versteht. Das wurde bislang nicht ausgeführt, sondern es war eine »einfache« und »geniale Idee«, überflüssige Lebensmittel als Ressource zur Verteilung zu nutzen (Absatz 2), als Mittel zum Zweck. »Ökologische« Anliegen zur Vermeidung von Überschüssen wurden in diesem Zusammenhang nicht formuliert. Die Distanz zu solchen Anliegen kommt auch darin zum Ausdruck, dass nicht die »Lebensmittel« selbst »respektiert« werden sollen, sondern deren »Ethik«, ohne diese zu bestimmen.

...) Die Tafeln werden auch in absehbarer Zeit notwendig sein. Sie werden sich aber auch, um ihre Aufgaben optimal durchführen zu können, verstärkt in gesellschaftspolitische Fragen einmischen. Die Tafeln und ihre Kunden sind keine Almosenempfänger, sondern gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger unseres Staates.«

Die Behauptung der »Notwendigkeit« der Tafeln wird ein weiteres Mal im letzten Absatz vorgetragen, ohne eine Auseinandersetzung mit der Frage zu führen, was ihre »Aufgaben« sind beziehungsweise sein sollen. Es sind diese »Aufgaben« selbst, die »gesellschaftspolitisch« zu klären wären. Die Bekundung verstärkter »Einmischung« dient hier dazu, die »Aufgaben durchzuführen«, nicht sie zu klären. Der eigene »Sozialverband« steht im Vordergrund, nicht die Fragen neuer gesellschaftlicher Solidaritäten, der Zukunft des Wohlfahrtsstaates oder demokratischer und ökonomischer Teilhabechancen.

14 Und das hier erneut als »bürgerliches« Engagement bezeichnet wird, siehe die Fußnote dazu oben.

Jetzt auf »staatsbürgerliche Rechte« für die »Tafeln und ihre Kunden«¹⁵ zu setzen, den Tafeln einen »Bürger«-Status zuzuschreiben, vermengt ganz Unterschiedliches. Noch einmal wird Anerkennung durch den »Staat« gefordert: Oben wurde der sozialpolitische Skandal der Armut in den der mangelnden staatlichen Unterstützung für die Tafeln überführt; hier werden die Tafeln mit Armen gleichgesetzt. Den Tafeln ging es darum (Absatz 7), eine ähnliche Förderung zu erhalten, wie sie bei anderen Vereinen gesehen wird. Im Falle von Armut und Ausgrenzung sind dagegen »staatsbürgerliche« Grundrechte gefährdet. Dem Recht auf ausreichende Grundsicherung von »Bürgern« in einem Atemzug ein »Recht auf Verbandsförderung« an die Seite zu stellen zeigt, wie sehr die Organisationslogik den Blick auf die zu bearbeiten beanspruchten Probleme dominiert.

Die Sicht auf das eigene Agieren im sozialpolitischen Zusammenhang bleibt eigentümlich gebrochen. Die Spannung zwischen der Kritik an mangelhaften sozialstaatlichen Leistungen und dem eigenen Konzept des freiwillig engagierten Einsammelns und Verteilens privater Spenden bleibt unthematisiert. Der Staat wird erst angeklagt, dass er sozialpolitisch versagt habe, so dass die Tafeln in einem Akt außerordentlichen Engagements einspringen müssten; dann aber sollen die Tafeln selbst als Teil des sozialpolitischen Systems anerkannt werden, beanspruchen also, bestimmte sozialpolitische Leistungen besser einlösen zu können. Während erst der sozialstaatliche Rückzug kritisiert wurde, wird dieser nun faktisch sogar gefordert, um nämlich privater Initiative auf der Basis von Spenden (statt sozialstaatlicher Rechte) Platz zu machen.

Die Tafeln etablieren mit ihrer eigenen Arbeit, nach New Yorker Vorbild, »amerikanische« Wohlfahrtselemente im deutschen Sozialstaatsmodell. Der faktische Erfolg der Tafeln (und ähnlicher Initiativen in weiten Teilen Europas, sogar weltweit) zeigt, dass dies – zumindest ein Stück weit – möglich ist: es gibt sowohl die Spendenbereitschaft als auch das bürger(schaft)liche Engagement in diesem Sinne. Ob und warum es auch *gesellschaftspolitisch gewollt* ist, genau darüber müsste die Debatte geführt werden. Bei den Tafeln selbst, so die Analyse, unterbleibt sie aber zugunsten der Etablierung der eigenen Tätigkeit.

Thematisierung II: »Was die Tafeln leisten« (S.4)

Interessant ist der nun zu analysierende Artikel der Feedback-Ausgabe unter der Perspektive, inwiefern darüber, »was die Tafeln leisten«, sichtbar wird, wo sie

15 Zum Kundenbegriff bei den Tafeln vgl. Lorenz (2010c) sowie unten die Abschnitte IV 4.3, 5.1, V 1.3.

Probleme sehen und wie sie diese bearbeiten. Der Untertitel des Beitrags dieser Seite lautet:

»In den Zahlen macht sich die soziale Leistung der Tafeln bemerkbar. Die jüngste Tafel-Umfrage des Bundesverbandes Deutsche Tafel e.V. hat sie sichtbar gemacht.«

Wie im vorherigen Artikel geht es vor allem um Bezugnahmen auf Armut (gegebenenfalls Ausgrenzung), jedenfalls nicht um ökologische Probleme/Leistungen. Der erste Absatz lautet:

»Von 1 auf 785 [Fußnote: »Stand: 15. Mai 2008«] Seit 15 Jahren stehen die Tafeln für eine lebensnahe und praktische Hilfe mit gespendeten Lebensmitteln. Die leisten sie dort, wo sie gebraucht wird: In großen und kleinen Städten ebenso wie auf dem Land. Eben dort, wo die Menschen zu Hause sind. Die Idee, eine Brücke zwischen Überfluss und Mangel zu schaffen, hat von Anfang an viele Menschen fasziniert. Vielleicht weil der Grundgedanke so bestechend einfach war und es weiterhin ist: verzehrsfähige, aber den Gesetzen der Marktlogik nach überschüssige, Lebensmittel einzusammeln statt zu vernichten und an bedürftige Menschen zu verteilen.«

Tatsächlich wird in diesem Absatz die »Hilfe« für »bedürftige Menschen« thematisiert. Die Wendung, »eine Brücke zwischen Überfluss und Mangel zu schaffen«, als grundlegende Tafel-»Idee«, wird nicht nur hier gebraucht. Sie bestimmt den Sinn der Tafelarbeit und enthält auch den Überflüssaspekt, wenngleich der, im Kontext »soziale Leistung der Tafeln«, keine ökologische Bedeutung erlangt. Das »Zuviel« ist nicht das Problem, sondern der (gleichzeitige) »Mangel«.

Das Bild der »Brücke« ist dabei aufschlussreich. Eine »Brücke« schafft Verbindungs- und Austauschmöglichkeiten; das Einreißen der »Brücke« kappt diese. Sie führt über einen trennenden Fluss oder Graben. Metaphorisch und symbolisch bietet die »Brücke« das Aufeinanderzugehen getrennter Parteien oder Gruppen an: konkret also der »Wohlständigen« (im »Überfluss« lebenden) und der »Armen« (»Mangel« leidenden). Die »Brücke« verweist auf Anerkennung der anderen Seite; sie ermöglicht und reguliert zugleich, als schmaler Übergang, den Austausch. Mit »Brücke« ist, wie schon mit »Tafel« (oder »Kunden«), ein bildhafter Begriff gewählt, der Ambivalenzen enthält. Offensichtlich steht auch hier die Begriffsverwendung als Anerkennungskommunikation im Vordergrund: die »andere Seite« (die Tafelnutzenden) wird auf Augenhöhe anerkannt. Diese Anerkennung bestätigt aber zugleich die Trennung beider Seiten. Gerade deshalb ist also unklar, wie das problematische Verhältnis »zwischen Überfluss und Mangel« bearbeitet werden soll. Die »Brücke« zementiert zugleich die Trennung in

»*Überfluss und Mangel*« und wird sogar zur Einbahnstraße, wenn nur klar ist, dass Überflüssiges auf die Seite des »*Mangels*« transportiert werden soll, wie der weitere Text es darlegt. Betont wird, dass nicht etwa der »*Überfluss*« abgetragen oder angegriffen, sondern nur das verwendet werden soll, was nicht mehr marktförmig zu verwerten ist.¹⁶ Dies wird als der nach wie vor »*bestechend einfache Grundgedanke*« und als »*faszinierende Idee*« vorgetragen. Eine symmetrische Anerkennung würde aber nur geschaffen, wenn beide Seiten in einen gleichberechtigten Austausch treten würden. Dazu müsste der »*Überfluss*« ebenso wie der »*Mangel*« hinterfragt werden, um zu beiderseitigen Veränderungen zu gelangen. Insofern dies offensichtlich nicht vorgesehen ist, droht die Errichtung der »*Brücke*« vielmehr die Asymmetrien zu »*zementieren*«.

Im Fortgang des Textes wird die Seite des Mangels sowohl quantitativ als auch qualitativ illustriert. In den Absätzen drei und vier heißt es:

»*Tafel-Kunden* (...) Bis zum Jahresende 2008 rechnen die Tafeln mit rund einer Million Kunden. Zu den Tafel-Kunden zählen vor allem von Arbeitslosigkeit Betroffene, darunter viele Alleinerziehende. Aber auch immer mehr Rentnerinnen und Rentner sowie Geringverdiener fragen die Lebensmittelspenden der Tafeln nach.«

»*Kinder-Angebote* Rund ein Viertel der Tafeln haben spezielle Angebote für Kinder und Jugendliche entwickelt. Sie beliefern z.B. Kitas oder Freizeiteinrichtungen mit Obst und Gemüse, stellen Lebensmittel für »Pausenbrot-Initiativen« an Schulen bereit oder gründen Kinderrestaurants.«

Interessant ist nun noch der fünfte Absatz, der sich dem Lebensmittel-Überfluss widmet:

»*Lebensmittel* Wie viele Lebensmittel die Tafeln insgesamt verteilen, ist schwer zu sagen. Eines aber ist sicher: Ohne die Tafeln würden zehntausende Tonnen von verzehrsfähigen Lebensmitteln einfach weggeworfen werden.«

Insofern nur das »*Wegwerfen*« problematisiert und die »*Leistung der Tafeln*« gewürdigt wird, dieses »*Wegwerfen*« zu verhindern, wird auch hier nicht die *Erzeugung* des »*Überflusses*« selbst hinterfragt. Das Verdienst der Tafeln besteht folglich nicht darin, einen anderen Umgang mit dem »*Überfluss*« selbst anzuregen, sondern allein in der Milderung von dessen Nebeneffekten durch Nutzung des Abfalls.

16 Wie schon beim Ausgleich durch das, was wirtschaftlich nicht mehr benötigt wird, vgl. 2.1.

Auch die *Tafelleistungen* bemessen ihre Verdienste vor allem an den eigenen, möglichst quantifizierbaren Aktivitäten, nicht an ihren Beiträgen zu Bezugsproblemen im Zusammenhang mit Armut und Überfluss.

Thematisierung III: »Berichte aus der Tafel-Landschaft« (S.14f.)

In zehn Kurzberichten werden auf diesen beiden Seiten aktuelle Aktionen und Arbeiten einzelner Tafeln vorgestellt. Als relevant im Sinne einer Thematisierung von Überfluss- und Ausgrenzungsproblemen können vier Meldungen betrachtet werden:

(i) »Bundesverband Deutsche Tafel e.V.: Europaweit größte Pfandspendenaktion zugunsten der Tafel gestartet« – unter dieser Überschrift wird eine Kooperation des Bundesverbands mit der Lebensmittelkette Lidl vorgestellt, die es direkt bei der Flaschenrückgabe am Automaten ermöglicht, per Knopfdruck das Flaschenpfand als Tafel-Spende zu verbuchen. Dargestellt wird dies allein als Spendenakquise-Idee. Eine beispielsweise naheliegende Bezugnahme auf ökologische Aspekte des Pfandsystems, die auch unterstützt werden könnten (ökologisch-sozialer Nutzen) findet sich nicht.

(ii) »Hamburger Tafel: Lecker kochen für wenig Geld« – die Hamburger Tafel bietet Kochkurse an zur Zubereitung von »gesunden und dabei preiswerten Mahlzeiten«. An dieser Stelle lässt sich erkennen, dass hier Handlungskompetenz vermittelt, insofern Hilfe zur Selbsthilfe geboten wird. Damit ist möglicherweise dem Anspruch nach eine nachhaltigere Lösung von Armutsproblemen gegeben, als das bloße Verteilen von Lebensmitteln.

(iii) »Garmisch-Partenkirchener Tafel: Bäuerinnen spenden »Protest-Butter«« – aus Protest gegen niedrige Abnahmepreise des Handels haben Bäuerinnen »eine gezielte Butter-Flaute in den dortigen Discount-Märkten herbeigeführt« und die dabei dem Verkauf entzogene Butter unter anderem der Tafel gespendet. Seitens der Tafel wird dies begrüßt, aber die Zusammenhänge nicht weiter hinterfragt. So entsteht die eigentümliche und nicht weiter erläuterte Situation, dass die Tafeln die Butter von beiden Seiten, vom Handel ebenso wie vom Protest gegen die Praktiken des Handels, gerne gespendet bekommen.

(iv) »Oberhausener Tafel: Kindergartenkinder basteln für Kinder. Dass nicht alle Menschen gleich viel Geld zum Leben haben, lernen die Kinder des Kneipp-Kindergarten in Oberhausen früh. Sie bastelten rund 200

Osterkörbchen und füllten sie mit Süßigkeiten, die ihre Eltern gespendet hatten. Bei einem Besuch in der Tafel überbrachten sie die Gaben.»

Wie die Kinder Armut kennenlernen, wird nicht genauer ausgeführt. Offensichtlich aber nicht in der Begegnung (basteln *mit* Kindern), sondern aus der Wohltätigkeits- und Geberperspektive (»Gaben«). So bleibt weitgehend ungeklärt, ob die Tafeln Armut wirklich vermitteln können oder einen direkten Kontakt mit Armut sogar verhindern, weil sie zwischen Kindern und »Armen« stehen.

Zwischenfazit zur ersten Frage nach den Thematisierungen von Ausgrenzungs- und Überflussproblemen

In der Jubiläumsausgabe der FeedBack-Verbandszeitschrift werden Überflussprobleme nicht thematisiert. Der Begriff »ökologisch« tauchte nur an einer Stelle auf, ohne weiter einbezogen zu werden. Der Überfluss wird vielmehr unhinterfragt für die eigene Arbeit in Anspruch genommen. Er wird im Wesentlichen als eine bislang ungenutzte Ressource angesehen, die nun zu erschließen ist und damit die eigene Arbeit ermöglicht. Folglich ist auch das Verhältnis zu den Sponsoren unproblematisch, sogar jederzeit lobenswert und erwünscht; Sponsorentätigkeit wird zum »Lichtblick am Horizont« (s.o., Absatz 10 in *Thematisierung I*). Schließlich kam im Bild der »Brücke zwischen Überfluss und Mangel« zum Ausdruck, dass das Problem in jedem Fall auf Seiten des Mangels liegt. Der Überfluss ist nicht zu hinterfragen, sondern dessen ungenutzte Reste sind als Ressource zu entdecken.

Armut wird thematisiert, in der Regel allerdings indirekt. Das heißt, dass die Arbeit der Tafeln (gegebenenfalls erweitert um die Sponsoren) betont und ausgeführt wird, aber wenig Bezug auf Ausgrenzungsprobleme von armen Menschen genommen wird. Zu deren Lösung etwas beizutragen beanspruchen die Tafeln zwar, aber was und inwieweit wird nicht ausgeführt. So wird die Geberperspektive zur »Versorgungs«-Perspektive: im Zentrum der Aufmerksamkeit steht die Frage der effektiven Versorgungs-Dienstleistung. Oder, um es im Bild der Brücke zu reformulieren: Es wird kein Austausch zwischen Überfluss und Mangel angestrebt oder gar eine Überwindung der Differenz. Vielmehr werden im Sinne einer Einbahnstraße die nicht mehr anders zu verwertenden Überschüsse des Überflusses auf die Seite des Mangels gebracht. Obwohl an einigen Stellen durchaus Sensitivität für neue gesellschaftliche Problemlagen erkennbar wird, treten letztlich Armut und Ausgrenzung hinter die Eigendynamik der Organisationsentwicklung zurück. Einzig im Beispiel der Elternkochkurse, von der Hamburger Tafel berichtet, schien ein Potenzial und Bemühen um »Hilfe zur Selbst-

hilfe« auf. Damit liegt noch keine Problemdiagnose vor, aber die Tafelnutzenden erscheinen darin nicht allein als zu ›Versorgende‹.¹⁷

4.3 Thematisierung der Tafelnutzenden?

Die zweiseitige Rubrik im Jubiläumsheft (S.10f.) ist mit »Tafel-Kunden« bezeichnet. Das Inhaltsverzeichnis enthält lediglich diesen einen Hinweis (zwei von sechzehn Seiten des Heftes) auf die direkte Thematisierung der Nutzenden, obwohl diese wesentlicher Grund des Tafelengagements sein sollen. Das weist in die Richtung der im ersten Punkt (4.1) gewonnenen Erkenntnisse: Es werden andere Prioritäten gesetzt als die Ausgrenzungsprobleme und die Menschen, die diese Probleme haben. Der nähere Blick zeigt eine weitere Distanz dadurch an, dass der Artikel keine Darstellung aus den Tafeln selbst heraus präsentiert, sondern dass ein Zeitungsartikel dokumentiert wird. Obwohl anzunehmen wäre, dass die Tafeln die praktischen Experten für ihre »Kunden« stellen – »die Tafeln (stehen) für eine lebensnahe und praktische Hilfe« (s.o. 4.2, Thematisierung II) –, wird eine journalistische Sicht übernommen.

Da die »Kunden«-Begrifflichkeit an anderer Stelle genauer diskutiert wird,¹⁸ kann gleich zu den weiteren Darstellungen auf diesen Seiten übergegangen werden. Nach der Rubrikbezeichnung »Tafel-Kunden« ist der übergeordnete Beitragstitel »Gesicht zeigen«; dieser wurde aus der zitierten Zeitungsserie übernommen.¹⁹

Von »*Gesicht zeigen*« spricht man üblicherweise, wenn es um persönliche Bekenntnisse oder Positionierungen zu problematischen Themen geht, wenn man sich »outet« und (gegebenenfalls auch solidarisch stellvertretend) aus der Anonymität heraus tritt. Es geht darum, eine (persönliche) »Betroffenheit« öffentlich zu machen und dafür Anerkennung zu gewinnen. Insofern wird hier exemplarisch den Tafelnutzenden ein Forum geboten, öffentlich aufzutreten und so möglicherweise vorhandene Vorurteile gegenüber denen, die zur Tafel gehen, abzubauen. Damit ist ein Weg beschritten, der Ausgrenzung thematisiert und überwinden helfen soll.

17 Es sei denn, als auch pädagogisch zu »versorgende«. Für ein genaueres Verständnis bedürfte es der Analyse solcher Kurse.

18 Vgl. zum Kunden-Begriff Lorenz (2010c) sowie die Abschnitte in Kapitel IV 5.1 und V 1.3.

19 Ganzseitiger Hintergrund ist das Fotoporträt einer Frau, die mit den Händen, gerade noch mit auf dem Bild, den Jackenkragen (o.ä.) festhält, so als würde sie das Gesicht tatsächlich gerade zeigen, immer bereit, es gleich wieder zu verdecken.

Dieses Unterfangen ist in seiner Allgemeingültigkeit freilich ambivalent, da es das, was es überwinden will, auch reproduziert. »*Gesicht zeigen*« ist die übergeordnete Rahmung, die keine Abweichungen zulässt. Wer zur Tafel geht, *muss* ein Problem (damit) haben, das mit Beschämung verbunden ist. Man kann in dieser Serie niemanden mehr präsentieren, der die Tafeln von vornherein »schamlos« nutzt. – Die empirischen Rekonstruktionen zur Tafelnutzung (Kapitel V) werden darlegen, dass das Bild der passiven und beschämten Bedürftigen eine starke Reduktion aus der Geberperspektive ist.

Die Frage, die sich aufgrund der Ambivalenz stellt, ist, ob es sich um eine Dramatisierung oder Skandalisierung handelt. Eine Skandalisierung würde sich an Öffentlichkeit und Politik wenden. »*Gesicht zeigen*« wäre hier als Protest zu deuten, der Probleme in zugespitzter Form auf die politische Agenda setzt, die ansonsten wegen der damit verbundenen Beschämung verborgen geblieben wären. Nun aber muss das Ausgrenzungsproblem öffentlich anerkannt werden, was zugleich die Dringlichkeit der Bearbeitung verdeutlicht. Dramatisierung würde dagegen bedeuten, dass »*Gesicht zeigen*« auf ein Vorführen hinausläuft, das die Unausweichlichkeit der Probleme und der Beschämung betont, um auf die Bedeutung und Verdienste der eigenen Arbeit hinzuweisen. Im Folgenden ist also darauf achten, ob es hier um Politisierung oder Selbstdarstellung geht.

Unter der Überschrift »*Gesicht zeigen*« findet sich auf Seite 10 ein kurzer redaktioneller Text, während dann auf Seite 11 der Artikel dokumentiert wird.

»Wer zu den Tafeln kommt, ist obdachlos. Dieses Vorurteil hält sich noch immer hartnäckig. Aber es stimmt nicht. Armut hat viele Gesichter. Es sind die Gesichter von Männern und Frauen, Jungen und Alten, Familien und Singles, Gesunden und Kranken. Wer sich an eine Tafel wendet, erlebt eine schwierige Zeit – finanziell und oft auch emotional. Die Gründe, weswegen Menschen zur Tafel kommen, ähneln sich: Arbeitslosigkeit, Scheidung, eine schwere Krankheit. Und doch steht jedes Schicksal für sich, hat jeder Mensch seine eigene Lebensgeschichte. Die Bremervörder Zeitung hat den Tafel-Kunden ihrer Stadt eine eigene Serie gewidmet.«

In direkter Weise findet hier beides nicht statt. Weder werden politische Forderungen erhoben noch wird auf besondere Verdienste der Tafeln verwiesen. Im größeren Zusammenhang – von der wenig prominenten Stellung des Artikels (zwei Seiten im hinteren Bereich der Ausgabe) bis zur Rahmung der generellen Beschämung (»*Gesicht zeigen*«) dieser Rubrik – steht die Darstellung der Armut ohne Politisierung aber eher im Kontext der besonderen Leistungen der Tafeln.

Im Text selbst wird eine differenzierende Wahrnehmung der »*Armut*«-problematik gezeigt: es gibt vielfältige »*Armut*«-sphänomene, die sowohl systemati-

sche Gründe (*»Arbeitslosigkeit, Scheidung, Krankheit«*) haben als auch im Zusammenhang ihrer individuellen *»Lebensgeschichte«* betrachtet werden sollen. Es fehlen allerdings Angaben, woher diese Erkenntnisse über *»Armut«* stammen. Dies würde Rückschlüsse darauf zulassen, welches Bemühen es um ein Zugehen auf und ein Verständnis für die Tafelnutzenden gibt. Auch fehlen Ursachenanalysen und Darstellungen von Konsequenzen, woraus eine Politisierung erst erfolgen könnte. Wie kommt es zu den systematischen Gründen und sind die genannten die einzigen oder wichtigsten?²⁰ Wie kann man dem mit Tafelarbeit begegnen, zu Lösungen beitragen oder solche eventuell politisch einfordern? Wie kann man den Einzelfallgeschichten in der Tafelarbeit gerecht werden und Beschämungen vermeiden? Diese Fragen werden durch die Differenzierung zwar implizit aufgeworfen, aber nicht gestellt und beantwortet. Erhellend ist die Formulierung *»finanziell und oft auch emotional«*. Beschämung, die mit *»Gesicht zeigen«* bereits vorausgesetzt ist, ist in jedem Fall stark *»emotional«*. Gerade wenn aber die *»finanziellen«* Probleme im Vordergrund stehen, wie es die Formulierung nahe legt, gibt es keinen Grund, eine solche Dramatisierung aufzubauen. Im Grunde wird hier eine Differenzierung vorgeschlagen, die für die Tafelpraxis von einiger Bedeutung sein könnte. Wo es vor allem um *»finanzielle«* Engpässe geht, ließe sich pragmatische Hilfe leisten, ohne dies unnötig zu moralisieren und die Beschämung selbst zu befördern. Wo allerdings beschämende Ausgrenzungserfahrungen dazu kommen, müssten dagegen auch Formen der Anerkennung gefunden und geleistet werden.

Im abgedruckten Artikel (S.11) wird Armut am Einzelfall beispielhaft vorgestellt. Wie die Tafeln darauf antworten, wie sie damit umgehen können, was der Beitrag der Tafeln ist, inwiefern Politisierung erfolgen kann, das wird allerdings auch exemplarisch nicht deutlicher. Die entscheidende Passage im Text lautet:

»Die Lebensmittel der Tafeln sind für Gabriele Hackmann zum Teil echter Luxus: ›Mir tut es weh, beim Bäcker ein Brötchen für 50 Cent zu kaufen‹, sagt sie nüchtern. Deshalb leiste sie sich nur die SB-Brötchen für 15 Cent. ›Bei der Tafel gibt es mit ein bisschen Glück frische Brote, leckere Brötchen oder Kuchen‹, berichtet die Bremervörderin. Die Tafel bringe ihr außerdem mit Salat, Gemüse und Co. echte Abwechslung in den Speiseplan. Und die Tafel habe zur Folge, dass sie sich auch mal Schuhe oder Kleidung leiste, die sonst nicht erschwinglich wäre. ›Man muss nicht jeden Cent umdrehen, kann auch mal sagen: Das leiste ich mir heute einfach!‹, schildert Gabriele Hackmann.«

20 Auf S.4, unter »Tafel-Kunden«, ist etwa die Rede von »von Arbeitslosigkeit Betroffene(n), darunter viele Alleinerziehende. Aber auch immer mehr Rentnerinnen und Rentner sowie Geringverdiener fragen die Lebensmittelspenden nach.«

Die Tafeln bieten also zusätzliche »Lebensmittel«, erweitern die Essensoptionen (»echte Abwechslung«) und ermöglichen Einsparungen bei Lebensmitteln, die andere Konsumoptionen eröffnen.²¹ Dass die Tafeln der porträtierten Tafelnutzerin zu irgendwelchen Formen der Anerkennung verhelfen hätten beziehungsweise hätten verhelfen müssen, wird nicht berichtet. Was in einem Zeitungsartikel über Menschen, die zur Tafel gehen, ausreichen mag, ist im Kontext der Tafel-Selbstdarstellung zu wenig. Die kurze Darstellung von Armut als vielfältigem Phänomen mit vielen individuellen Besonderheiten müsste geradezu zu dem Schluss führen, dass eine intensivere Auseinandersetzung damit erforderlich ist, um tatsächlich zu einem *Feedback* über die eigene Arbeit zu kommen. Wie bereits die Platzierung der Rubrik innerhalb des Heftes vermuten ließ, findet diese intensive Auseinandersetzung nicht statt. Die mangelnde Auseinandersetzung mit den Problemen und mit den Umgangsmöglichkeiten der Tafeln damit sowie die nicht verfolgte Politisierung erläutern sich wechselseitig.

4.4 Externe Beiträge?

Antworten auf die Frage nach externen Beiträgen sollen weitere Auskunft darüber erteilen, wie sich die Tafeln gesellschaftlich einordnen oder positionieren. Welche Freunde, Koalitionen werden benannt, welche politischen Gegner? Was folgt daraus für das Selbstverständnis und die Aktivitäten der Tafeln?

Kritische Stimmen sind in der Jubiläumsausgabe, wie oben bereits angenommen, nicht zu erwarten. Das Inhaltsverzeichnis weist zwei potenziell relevante Artikel aus. Zuerst »Spender und Sponsoren. Viele Große, noch mehr Kleine...« (S.6f.), der allerdings keine externen Beiträge enthält, sondern Sponsoren exemplarisch (»Kleine«) beziehungsweise in Übersicht (»Große«) vorstellt. Im anderen Beitrag (S.8f.) wird explizit eine »Allianz« präsentiert:

»Eine starke Allianz für eine starke Idee. Grußworte prominenter Fürsprecher«

21 Daran wird die Bedeutung des Konsums, der Möglichkeit der Wahl und der Optionenerweiterung für Ausgrenzungserfahrungen sehr deutlich, wie es im Kapitel II theoretisch diskutiert wurde. Die Bedeutung von Arbeit wird damit nicht bestritten, was an diesem Beispiel am Wunsch nach Arbeit ebenso zu sehen ist: »Ich würde einfach gern wieder arbeiten«, sagt sie«. Diese soll gleichwohl auch besonderen Konsumoptionen dienen: »einen anderen Traum (zu) erfüllen«, nämlich »wieder ein eigenes Auto zu haben«.

Die »Stärke« der angekündigten »Allianz« speist sich, soviel wird bereits im Titel deutlich, aus der »Prominenz« der »Fürsprecher«. Sie setzt damit vor allem auf öffentliche Bekanntheit und Beglaubigung. Je bekannter die Tafeln öffentlich werden und je mehr sich glaubwürdige Personen des öffentlichen Lebens (die ihrerseits Glaubwürdigkeit aus ihrer repräsentierenden Tätigkeit beziehen) für sie zeigen, desto breiter wird die öffentliche Anerkennung sein, was die Tafeln wiederum für potenzielle Sponsoren und Förderer interessant macht, also Einnahmen erschließt und sichert.

Wieder ist im Kontrast zu sehen, was so nicht beabsichtigt ist. Weder kommen praktische Kooperationspartner, z.B. Kirchengemeinden, zu Wort, die in ähnlichen oder verwandten Feldern tätig werden, noch äußern sich politische Partner, z.B. andere NGOs, solidarisch im Sinne gemeinsamen Engagements und geteilter gesellschaftspolitischer Ziele und Forderungen. Weder wird ein Forum für Tafelnutzende eröffnet, mit denen man ein Bündnis schmiedet oder die advokatorisch in ihren Interessen vertreten und gestärkt werden sollen, noch sind Experteneinschätzungen zu Ausgrenzungs- oder Überflussproblemen gefragt, möglicherweise auch zu Verdiensten, Problemen und Entwicklungspotenzialen der Tafeln. Gerade wenn sich die Tafeln als (Teil einer) soziale(n) Bewegung verstehen würden, könnten sie auf breitere praktische und politische Bezugnahmen kaum verzichten. So aber stellt sich die Präsentation als eine solche der Imagepflege und Lobbyarbeit dar, die die eigene Tätigkeit lobt, die eigene Organisation voran bringen soll – welche wiederum als die legitime Vertreterin einer »starken Idee« auftritt. Die »Idee« wird so zum Markenzeichen und erscheint nicht als streitbarer Katalysator gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen und Veränderungen.

Als »Tafel-Idee« wird implizit das Konzept des Sammelns und Verteilens von Überschüssen vorausgesetzt und von der versammelten Prominenz zum Teil explizit benannt. Die redaktionelle Einleitung (S.8) bestätigt sehr deutlich das Anliegen, das mit der Präsentation von Prominenz verfolgt wird.

»(...) Sie [viele prominente Fürsprecher] tragen einen wesentlichen Teil dazu bei, die Öffentlichkeit auf die wichtige Arbeit der Tafeln aufmerksam zu machen.«

Dieses Anliegen ist mithin die Steigerung der eigenen öffentlichen Bekanntheit. Daran beteiligen sich mit eigenen Statements (»Grußworte«) Prominente aus Politik (3x), Unterhaltung/Sport (4x) und Wirtschaft (aus der Werbung bekannter Unternehmer). Damit ist ein breites Spektrum offizieller (u.a. Bundespräsident, Bundesministerin) und öffentlicher Anerkennung besetzt. Politische Kon-

frontation, indem z.B. Regierungspolitik kritisiert würde, wird dagegen vermieden.

So ließe sich etwa hinterfragen, was es denn heißt, wenn die Bundesministerin und zugleich Schirmherrin der Tafeln in ihrem Gruß mitteilt: »Engagement wie Ihres [also das der Tafeln; S.L.] hält unsere Gesellschaft zusammen und macht sie lebenswert«. Auch wenn man bürgerschaftliches »Engagement« befürwortet und politisch für wichtig im Sinne einer »lebenswerten Gesellschaft« hält, so ergibt sich zumindest eine Spannung zwischen »zusammen halten« und »lebenswert«. Denn es versteht sich nicht von selbst, dass die Tafelnutzenden einen »Lebenswert« im Gang zur Tafel erblicken. Anders formuliert: Eine Gesellschaft, die nicht auf einen via Tafeln gestifteten »Zusammenhalt« angewiesen wäre, nicht auf gerade *dieses* »Engagement«, wäre möglicherweise eher »lebenswert«. Dies leitet über zum letzten Punkt in der Analyse der Selbstdarstellung der Tafeln im Jubiläumsheft.

4.5 Verständnis bürgerschaftlichen Engagements?

Die Frage nach bürgerschaftlichem Engagement stellte sich zentral, da auf der Titelseite der *FeedBack*-Ausgabe »15 Jahre Tafeln in Deutschland« in Beziehung zu »15 Jahre bürgerschaftliches Engagement« gesetzt wurden. In vier Texten beziehungsweise Rubriken konnten laut Überlegungen zum Inhaltsverzeichnis Hinweise auf die Frage nach dem Verständnis bürgerschaftlichen Engagements vermutet werden. Zum ersten Text (S.2f.) finden sich die Ausführungen bereits im Zusammenhang mit Frage 1 (s.o. 4.2) behandelt und werden in das Fazit dieses Abschnitts mit einbezogen. Zuvor werden die Analysen zu den drei anderen Texten dargestellt.

Bürgerschaftliches Engagement I: »Was die Tafeln leisten« (S.4)

Die Einleitung dieses Beitrags lautet (vgl. 4.2, Thematisierung II):

»In den Zahlen macht sich die soziale Leistung der Tafeln bemerkbar. Die jüngste Tafel-Umfrage des Bundesverbandes Deutsche Tafel e.V. hat sie sichtbar gemacht.«

Wenn man bürgerschaftliches Engagement als »soziale Leistung« bestimmen will, die sich »in den Zahlen bemerkbar macht«, sich darin ausdrücken lässt, dann sind vordergründig Mengen, Anzahlen, Häufigkeiten des Engagiertseins zu erwarten. Zahlen stehen als Maßstab für viel versus wenig. Denkbar sind dann Verhältnisse oder Vergleiche über die Zeit (Veränderungen, z.B. je mehr ...

desto ...). Qualitative Kriterien im Sinne eines eigenen Begriffs von bürgerschaftlichem Engagement werden dagegen nicht explizit anzutreffen sein und nicht als solche reflektiert werden. Hinweise für die Bestimmung bürgerschaftlichen Engagements finden sich in den ersten drei Absätzen.

1. Absatz: »VON 1 AUF 785 [Fußnote: »Stand: 15. Mai 2008«] Seit 15 Jahren stehen die Tafeln für eine lebensnahe und praktische Hilfe mit gespendeten Lebensmitteln. Die leisten sie dort, wo sie gebraucht wird: In großen und kleinen Städten ebenso wie auf dem Land. Eben dort, wo die Menschen zu Hause sind. (...)«

»15 Jahre« stehen als Indikator für Kontinuität und zwar für kontinuierlich gute, sich ausbreitende Arbeit, nämlich »von 1 auf 785« Tafeln. Engagement wird dabei als »lebensnahe und praktische Hilfe« vorgestellt, mit dem Anspruch, sie »dort, wo sie gebraucht wird«, zu leisten. Das »wo« ist dabei tatsächlich räumlich bestimmt: »In großen und kleinen Städten ebenso wie auf dem Land« – also überall. Konkretisierte Kriterien dafür, warum oder welche Hilfe (überall) gebraucht wird und wie das zu ermitteln ist, finden sich nicht. Der Anspruch wird im letzten (hier nicht zitierten) Satz nur noch einmal mit »an bedürftige Menschen zu verteilen« wiederholt.

Deutlich wird allerdings, dass bürgerschaftliches Engagement nicht als politischer Protest, nicht mit dem Anspruch struktureller Änderungen, auf Professionalität oder als Aufklärung angelegt ist. Eher folgt es einer Idee der »Nachbarschaftshilfe«, ist auf jeden Fall lokal und auf direkten Kontakt mit Menschen ausgerichtet, dies allerdings räumlich universell.

2. Absatz: »TAFEL-AKTIVE Weit über 32.000 Ehrenamtliche bilden das Rückgrat der Tafeln, die Mehrheit von ihnen sind Frauen. Sie engagieren sich mit ihrer Zeit und ihrem Wissen bei ›ihrer‹ Tafel – für ein paar Stunden in der Woche oder aber in Vollzeit. Zusammen genommen leisten sie jährlich Millionen Stunden wichtige soziale Arbeit. Es sind vor allem (Früh-)Rentnerinnen und Rentner, die sich mit ihren beruflichen und persönlichen Erfahrungen in die vielfältigen Aufgaben der Tafel-Arbeit einbringen. Als Fahrer, als Helferin bei der Lebensmittelausgabe, beim Einwerben von Spenden, als Vereinsvorstand, Köchin, Logistikexperte oder Personaleinsatzplanerin. An ihrer Seite sind weitere ca. 3200 Menschen im Einsatz für die Tafeln: Sie sind angestellt bei den Trägerorganisationen der Tafeln, arbeiten im Rahmen von Förderprogrammen oder leisten Zivildienst.«

Bürgerschaftliches Engagement der Tafeln wird im Wesentlichen (»Rückgrat«) als »ehrenamtlich« und weiblich präsentiert. Die »Ehrenamtlichkeit« wird nicht nur gegen Ende durch andere Tätigkeitsformen ergänzt (»Angestellte, Förder-

programme, Zivildienst«), sondern auch an Erwerbsarbeit gemessen, was sich an der Verwendung von »Vollzeit« zeigt. Daran wird deutlich, dass es keine ausgeprägte Vorstellung einer eigenständigen »Ehrenamtlichkeit« gibt, die ja gerade keine Erwerbsarbeit ist, sondern freiwillig und nicht mit Erwerbsinteresse (der »Ehre« halber) geleistet wird. Verstärkt wird dies durch die Bezeichnung »soziale Arbeit« und die Betonung »beruflicher Erfahrungen«. Dass es vor allem »Frauen« sind, die die »soziale Arbeit« leisten, und dass die Tätigkeitszuordnungen weitgehend klassisch geschlechtsspezifisch ausfallen (»Helferin, Köchin, Personalplanerin« versus »Fahrer, Logistikexperte«), verweist zusammen mit den Anleihen an der Erwerbsarbeit auf eine eher traditionelle Wertebasis.²² Dies korrespondiert dem gehobenen Durchschnittsalter der Engagierten (»RentnerInnen«), wenn man Tradition und Lebensalter in einen Zusammenhang bringt (der freilich kein notwendiger ist). Weiterhin ist es der Begriff des »Ehrenamtes« selbst, dessen Bezug sowohl auf »Ehre« als auch auf den Statusgewinn durch »Amt«sausübung historisch älter und in anderen Bewegungszusammenhängen weniger gebräuchlich ist. Zusammen mit der festgestellten Orientierung an lokaler »Nachbarschaftshilfe« statt politischem Protest unterscheiden sich die Tafeln deutlich etwa von den so genannten neuen sozialen Bewegungen.²³

Hinzu treten Anleihen am unternehmerischen Handeln, um die eigene Tätigkeit zu charakterisieren.

3. Absatz: »TAFEL-KUNDEN (...) Bis zum Jahresende 2008 rechnen die Tafeln mit rund einer Million Kunden. Zu den Tafel-Kunden zählen vor allem von Arbeitslosigkeit Betroffene, darunter viele Alleinerziehende. Aber auch immer mehr Rentnerinnen und Rentner sowie Geringverdiener fragen die Lebensmittelspenden der Tafeln nach.«

Auch die Verwendung des »Kunden«-Begriffs weist in die Richtung eines nur schwach ausgeprägten Verständnisses von bürgerschaftlichem Engagement als eigenständiger gesellschaftlicher Handlungsform. Wer »Kunden« hat ist Verkäufer und tritt mit diesen am Markt in ein Geschäftsverhältnis. In diesem Sinne werden die Tafel-»Angebote« auch »nachgefragt«.²⁴

22 Vgl. sowohl zur Orientierung des ehrenamtlichen Engagements an Erwerbsarbeit als auch zur Relevanz der Geschlechterdifferenz die Fallstudie von Krüger (2009).

23 Für diese spielten politische, kreative, auch spaßförmige Proteste in öffentlichen Auseinandersetzungen (Demonstrationen, Besetzungen o.ä.) eine deutlich größere Rolle.

24 Vgl. die nähere Diskussion des Kunden-Verständnisses bei Lorenz (2010c) sowie in den kapiteln IV 5.1 und V 1.3.

Bürgerschaftliches Engagement II: »Ehrenamtliches Engagement« (S.12)²⁵

Unter dieser Rubrik wird auf einer Seite der Zeitschrift bürgerschaftliches »Engagement« als »ehrenamtliches« (s.o.) direkt zum Gegenstand. »Engagement« wird in der Textüberschrift »Eine Familie, eine Tafel, eine Geschichte« eng an »Familie« (nicht Individuum, Aktionsbündnis o.a.) gebunden. Präsentiert wird so keine Interessengemeinschaft oder die Assoziation auf Grund geteilter Überzeugungen. Basis des »Familienmodells« bürgerschaftlichen Engagements sind dann viel mehr enge affektive Bindung, Face-to-face-Interaktion, Generationen übergreifender Zusammenhang und folglich eine gemeinsame »Geschichte« als Abstammungsgeschichte. Der öffentliche Raum als Feld »engagierten« Tätigseins wird von der »Familie« her bestimmt.

Der einleitende Text lautet nun:

»Jede der bald 800 Tafeln in Deutschland hat ihre ganz eigene Geschichte. Die Geschichte beginnt mit der Gründung und wird jeden Tag und mit jedem Tafel-Kunden weitererzählt. So wie im brandenburgischen Jüterbog, die hier stellvertretend für die vielen anderen Tafeln in Deutschland erzählt werden soll...«

Betont wird der lokale Bezug des Engagements und die Besonderheit jeder dieser lokalen Initiativen, die eigene »Geschichten« be-»gründen« und »weitererzählen«: damit ist erneut auf einen konkreten Face-to-face-Zusammenhang verwiesen, der alltags- und erlebensnah agiert. Die Bindungskräfte und Identifikationspotenziale resultieren nicht aus politischen (Interessen-)Konflikten und Auseinandersetzungen, sondern aus geteilten Erlebnissen, aus alltäglicher Praxis der Bewährung und Problembewältigung vor Ort. Gerade dies findet grundsätzlich bei jeder Tafel auf ähnliche Weise statt, so dass »stellvertretend« eine typische »Geschichte« vorgestellt werden kann. Man kann dies die segmentäre Organisation bürgerschaftlichen Engagements nennen: viele kleine, strukturell sich gleichende Segmente (»Familien«) ergeben das Ganze, das sich in dieser Darstellung als Ganzes allerdings nicht repräsentiert findet (über einen zentralen Bezugspunkt oder eine Bewegung, Vernetzungen o.ä.). Über den »Kunden«-Begriff

25 Ich hatte die Gelegenheit, die im Folgenden rekonstruierte Seite der Jubiläumsausgabe auch in der Forschungswerkstatt »Interpretation als Ko-Konstruktion« zur Diskussion zu stellen. Sie wurde geleitet von Bettina Dausien und Paul Mecheril auf dem 5. Berliner Methodentreffen (BMT, 26.6.2009, FU Berlin). Für ihre Anregungen möchte ich den Teilnehmenden danken.

kommt auch hier das Unternehmerische hinzu. Die Tafeln sind so (Quasi-)»Familien«unternehmen mit eigener »Geschichte«, lokal verantwortlich eingebunden (»ehrenamtlich engagiert«) und dies viele Male (»bald 800«) in »Deutschland«.

Die »Geschichte mit der Gründung beginnen« zu lassen, lässt freilich die Gründe, Motive und Konstellationen außer Acht, die erst zur Gründung führten.²⁶ So wird der Problembezug ausgeblendet und allein die (Tafel-)Aktivitäten selbst seit der Gründung stehen im Fokus. Mit anderen Worten geht es um die Antwort, aber nicht um die Frage, die mit dem Engagement beantwortet werden soll.

Der Text beginnt nun mit:

»Die drei von der Tafel, (...

Da dieser Beginn offensichtlich auf den bekannten Filmtitel »Die drei von der Tankstelle« anspielt, muss kurz darauf eingegangen werden.²⁷ Denn erzählt wird auch im Film eine Gründungsgeschichte, nämlich die einer Tankstelle. Die männlichen Protagonisten sehen sich unvermutet (Rückkehr von einer Reise) einer völlig neuen Situation gegenüber. Noch ihr letzter Besitz, das Auto, versagt mangels des für den Betrieb elementar wichtigen Treibstoffs. Sie machen nun gewissermaßen aus der Not eine Tugend. Das lebenspraktische Problem der Sicherstellung des wirtschaftlichen Lebensunterhalts (nicht etwa Spielfreude,

26 Vgl. hierzu auch die Rekonstruktionen unter III 4.

27 Wikipedia fasst die Geschichte wie folgt zusammen (www.wikipedia.de, Dezember 2008): »Als die drei Freunde Willy, Kurt und Hans von einer Reise zurückkehren, stellen sie fest, dass sie pleite sind. Nachdem ihre Möbel alle gepfändet wurden, bleibt ihnen nur noch der Hund und ihr Auto, welches sie – nachdem ihnen auf einer vielbefahrenen Landstraße das Benzin ausgeht – verkaufen, um eine Tankstelle (Zum Kuckuck) zu eröffnen. Beim Dienst wechseln sie sich ab und lernen so unabhängig voneinander die reiche und attraktive Lilian Cossmann kennen und verlieben sich in sie. Jeder hält seine Bekanntschaft geheim, doch Lilian liebt bloß Willy und lädt alle gleichzeitig in ein teures Lokal ein, um Klarheit zu schaffen. Nachdem Willy auf den Sieg verzichtet, hat Lilian einen Plan und bittet ihren Vater eine Tankgesellschaft zu gründen, deren Direktor Willy werden soll. Der willigt ein unter der Bedingung, dass seine beiden Freunde Kurt und Hans auch von der Partie sind. Als Lilian aber als neue Sekretärin vor Willy sitzt, diktiert der voller Wut seine Kündigung und unterschreibt ohne zu lesen. In Wirklichkeit hat er aber einen Ehevertrag mit Lilian unterschrieben.«

Unternehmensdrang oder Profitinteressen) motivieren die Gründung; gerade der zugespitzte Mangel (Benzin) wird zur Geschäftsgrundlage (Tankstelle). Allerdings spielt es auch hier keine bedeutende Rolle mehr, wie es zum Verlust des beinahe gesamten Besitzes kam. – Ansonsten wäre beispielsweise eine Geschichte möglich, in deren Zentrum die Wiedergutmachung erfahrenen Unrechts stünde und nicht die Frage, was man nun Neues anfangen.

Die zu erzählende Tafelgeschichte wird so als eine (Quasi-)Unternehmensgründung gerahmt, bei der offensichtlich elementare lebenspraktische Probleme den Ausgangspunkt bilden, sich im Bereich elementarer Notwendigkeiten (Lebensmittel) zu engagieren (Verteilung durch Tafel). Zu bedenken ist freilich, dass im Fall der Tankstellengründung zu allererst eigene Probleme gelöst werden, eine private wirtschaftliche Existenzsicherung geschaffen wird, während davon auszugehen ist, dass die Tafeln als Hilfeleistung *für andere* angelegt sind, im Rahmen einer ehrenamtlichen Tätigkeit. Ein freiwilliges Engagement wird üblicherweise ausgeübt, wenn die eigene Reproduktion bereits gesichert ist, jedenfalls neben dieser. Warum also die Inszenierung als reproduktiv motiviertes Quasi-»Familien«unternehmen (als Erwerbsarbeit, s.o., Bürgerschaftliches Engagement I) wenn es »nur« um ein Engagement geht, das man ja nicht ausüben müsste?

Es ist an dieser Stelle daran zu erinnern, dass es sich um die Präsentation einer typischen (»stellvertretend«) Tafel-Geschichte durch den Bundesverband in der Jubiläumsausgabe handelt, nicht um eine selbst erzählte Familiengeschichte. Deshalb können und müssen Rückschlüsse für ein grundlegendes Tafel-Verständnis gelten und sind nicht auf eine besondere, lokale Geschichte begrenzt. Diese Rahmung der Geschichte rückt die Tafeln in eine Position, bei der es einerseits wie selbstverständlich um elementare Notwendigkeit geht und andererseits die quasi-unternehmerische Eigeninitiative hervorgehoben werden kann: Man macht etwas, wird aktiv, nimmt die Dinge, die nun einmal notwendigerweise anstehen, in die Hand. So profitiert man zum einen vom positiven Ansehen des Unternehmertums; gerade in den 15 Jahren Tafelgeschichte, auf die die Jubiläumsausgabe zurückblickt, waren die öffentlichen Diskurse stark durch eine hohe Wertschätzung ökonomischer Effizienz als Fluchtpunkt allen sozialen Handelns bestimmt. Zugleich rückt die unternehmerische Rahmung die Tafeln in eine größere Nähe zu ihren Sponsoren. Zum anderen stützt sich die Legitimation der eigenen Tätigkeit auf dringenden Handlungsbedarf, der nicht weiter hinterfragt werden muss – deshalb reicht es auch, die Geschichte bei der Gründung beginnen zu lassen. Hinterfragt man ihn allerdings, dann muss man feststellen, dass ein zwingender Handlungsbedarf für die Tafeln nicht existiert; wenn überhaupt, dann eher für diejenigen, die zur Tafel kommen, um ihre Lebenssituation

zu verbessern. Die Legitimation der Tafeln kann sich nur daraus ergeben, ob sie angemessene Antworten auf die Fragen bieten, ob und wie Menschen geholfen werden kann, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden. Eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen wird aber von vornherein abgeschnitten.

...) so könnte man sie nennen, die Familie Gohla aus Jüterbog. Die Stadt mit dem eigenwilligen Namen von dem niemand wirklich weiß, wo er herkommt, kann auf tausend Jahre Geschichte zurückschauen, hat über 10.000 Einwohner und ist von Berlin in rund einer Stunde zu erreichen, wenn man in Richtung Süden fährt. (...)

Jede Tafel-»*Geschichte beginnt mit der Gründung*«, wie es einleitend heißt. Das Neue der Gründung ist relativ, denn es gibt zugleich die bereits betonte lokale Verbundenheit, die jetzt mit der »*Stadtgeschichte*« eingeführt wird. Das Strukturmuster ist dabei ähnlich; die unklare Namensgebung der »*Stadt*« steht für den Bruch mit vorherigem, aus dem die (»*Stadt*«-)Gründung erfolgte, was aber nicht mehr zugänglich ist. In den Vordergrund tritt dann das, was dem (relativen) Bruch folgte, nämlich die »*tausendjährige Geschichte*« (das Alter selbst) – der Tankstellenbetrieb oder eben die Tafelgeschichte.²⁸

...) Die Gohlas sind gebürtige Jüterboger, Mutter Ursula war Streichgarnspinnerin und Bekleidungsfacharbeiterin, Vater Christoph Mühlenmechaniker und Dachdecker, Tochter Anke Melkerin. Was Arbeitslosigkeit bedeutet wissen alle drei – aus eigener Erfahrung und durch ihre Kunden der Tafel in Jüterbog. »Die meisten sind Hartz IV-Empfänger, sehr oft mit Kindern, die mit dem Geld nicht auskommen. Aber auch Rentner mit extrem geringen Renten, Spätaussiedler, Menschen mit Alkoholproblemen ...«, erzählt Ursula Gohla. (...)

Zunächst wird weiter die lokale Einbindung (»*gebürtige*«) dargestellt, wobei die weitere soziale Integration vor allem über die Erwerbsarbeit bestimmt wird, indem nun die Berufe aufgelistet werden. Diese deuten auf eher handwerkliche Wurzeln mit einer Entwicklung im Sinne ostdeutscher industrieller Rationalisie-

28 Der Berlinbezug ist für die weitere Diskussion nicht von zentralem Belang. Er lässt sich, zusammen mit der Einwohnerzahl, als weitere (geografische) Spezifizierung der Besonderheit der stellvertretenden Geschichte verstehen, aber auch als Relation zum in Berlin sitzenden – und das Heft herausgebenden – Bundesverband (Nähe zur lokalen Arbeit), schließlich auch als relative Nähe von Großstadt und Provinz im Sinne der Typik (nicht weit entfernt, sondern überall, in Stadt wie Land, und auch in unmittelbarer Nähe der Metropole).

rung (*»Facharbeiterin, Melkerin«*). Entsprechend der oben mehrfach rekonstruierten Struktur bricht hier unvermutet ein Problem, nämlich *»Arbeitslosigkeit«*, in die vorgetragene Geschichte und – so die Darstellung – das Leben der ProtagonistInnen ein und betrifft *»alle«* Familienmitglieder. Die Arbeitsaussichten im Jüterbog und Brandenburg des Nachwende-Deutschland, davon ist auszugehen, sind begrenzt, was bei einer gleichzeitig starken Integrationsbestimmung über Arbeit einerseits und lokale Bindung andererseits zu gravierenden Problemen führen kann, weil beides nicht unproblematisch zusammen zu haben ist. Auch hier werden die weiteren Ursachen der *»Arbeitslosigkeit«* (u.a. gesellschaftlicher Wandel, Konflikt mit lokaler Bindung) nicht weiter thematisiert. Dass mit der *»Arbeitslosigkeit aller drei«* Familienmitglieder wesentliche Existenzgrundlagen wegbrechen ist anzunehmen. Was es aber für sie konkret *»bedeutet«*, was die *»eigene Erfahrung«* ist, wird nicht explizit geäußert. Dagegen wird sie als lokal-kollektives Problem eingeführt, wovon nicht die Familie allein, sondern mehrere Menschen vor Ort betroffen sind (die wiederum als *»Kunden«* eingeführt werden).

Was also Engagement und Gründung konkret motiviert und veranlasst wird nicht erzählt, sondern verbleibt als Lücke in der Geschichte. Es wird nicht berichtet, ob die Familienmitglieder zur Zeit der Gründung selbst noch arbeitslos sind oder nicht. Nimmt man die Gründungsgeschichte als Quasi-Unternehmensgründung ernst, dann würde das nahelegen, dass die Familie mit der Gründung ihre eigene wirtschaftliche Existenzgrundlage sichert.²⁹ Da es aber gar nicht um eine Unternehmensgründung geht, sondern um die einer Tafel, die auf ehrenamtlicher Basis betrieben wird, geht es für die Gründer auch nicht um die eigene (wirtschaftliche) Reproduktion. Dennoch bildet lokale *»Arbeitslosigkeit«* der Darstellung nach den Hintergrund, ehrenamtlich aktiv zu werden. Die lokal geteilte Erfahrung von *»Arbeitslosigkeit«* (und anderer, z.T. damit verbundener Probleme, wie Kinderarmut, niedrige Renten) bietet die Grundlage solidarischen Engagements, das hier als quasi-unternehmerisches vorgestellt wird.

Bleibt man bei der Analogie zur Unternehmensgründung, dann stellt sich das Problem, dass einige das ›Unternehmen‹ gründen, im Sinne eigener Reproduktion aktiv werden, viele andere aber nicht. Gerade wenn man damit assoziiert, dass die Menschen vor Ort ihre Angelegenheiten in die Hand nehmen, bleibt unklar, wie das für die gelten kann, die eben nicht gründen, sondern sich etwas von den Tafeln abholen. Ein ›Unternehmensmodell‹ bürgerschaftlichen Engagements

29 Damit ist auch gesagt, dass es zu allererst um die eigene Sicherung geht, dass also die Helfer zunächst einmal sich selbst helfen. Vgl. dazu auch die exemplarische Rekonstruktion unter III 2).

gements müsste entweder darauf setzen, dass alle gründen und in einen wechselseitigen Austausch treten. Oder es müsste, bei differenzierten Rollen in Produzenten und Konsumenten, die Bezugnahme auf die zahlungsfähige Kundschaft klären. Beides findet hier nicht statt. Zwar ist von »Kunden« die Rede; diese sind aber offensichtlich gerade nicht zahlungsfähig. Das »Kunden«konzept (wie das der Gründung) steht so der Entwicklung eines angemessenen Verständnisses von bürgerschaftlichem Engagement im Wege.

Ein solches Verständnis müsste auf der Basis einer Problemdiagnose klären, in welchem Verhältnis die Engagierten zu denen stehen, für die man sich engagiert, und in welchem Verhältnis die gewählten Mittel zum verfolgten Zweck stehen. Da dies bisher nicht geleistet wird, bleibt es beim lokal gebundenen solidarischen Impuls, der unternehmerisch gewendet wird und sich so im Aktivwerden und dessen Legitimation über eine behauptete Dringlichkeit erschöpft.

Die eigentlich angekündigte »Geschichte, die mit der Gründung beginnt«, die quasi-unternehmerische Erfolgsgeschichte, die das eingeleitete bürgerschaftliche Engagement beschreibt, kann nun folgen, gerade weil sie sich um die Klärung dieser Fragen nicht mehr bemühen muss.

...) Sie ist zwar nicht mehr Leiterin der Tafel, das macht jetzt Tochter Anke, aber doch noch so etwas wie die Sprecherin. Vater Gohla zieht sich lieber zurück und arbeitet im Hintergrund. »Aber ohne ihn würde es die Tafel heute so nicht geben,« sagt seine Frau mit sehr viel Stolz und erzählt dann, wie ihr Mann die Türrahmen aus der Küche gebrochen hat, um die große Kühltheke aufstellen zu können oder dass er die Küche in der Suppenküche selber gefliest hat. Die Tochter gehört auch zu denen, die nicht viele Wort machen, sondern lieber anpacken. Zum Beispiel als der private Sender mit Gläsern und Geschirr überraschend hält oder die Paletten mit Kohlrabi von Rewe abgeladen werden müssen.

Das Anpackende liegt wohl in der Familie und so wurde auch die Tafel 2001 in wenigen Tagen von nur sechs Ehrenamtlichen gegründet. Treibende Kraft war Mutter Gohla. Sie besorgte auch die ersten Sponsoren und dann kamen lange Jahre der Arbeit. Samstag für Samstag fuhr die Familie die Supermärkte ab, um Lebensmittel zu sammeln. Heute arbeiten sie nicht zu sechst, sondern sind sehr dankbar für die vielen ehrenamtlichen Unterstützer und die 1-Euro-Jobber. Gemeinsam geben sie jeden Monat rund 3.500 Warenpakete an die Jüterbogener aus. Dank ist Ursula Gohla wichtig. Zum einen natürlich den vielen, die ihr bei der Arbeit helfen und die für sie unverzichtbar sind, und zum anderen natürlich den Spendern und Sponsoren. Dazu gehören die Rewe- und Edeka-Märkte in der Nähe, aber auch eine Champignonzucht, kleine Bäcker und Fleischer und private Gärtner, die ihr Obst und Gemüse zur Tafel bringen statt es auf den Kompost zu legen. Was sie antreibt, sagt sie nicht. Muss sie auch nicht. Es ist zu spüren, wenn sie über das Schicksal von Menschen spricht, die arm, ganz arm sind...«

Tatsächlich wird aus den »Gründungs«zeiten und von den »Jahren« danach erzählt, wie aus einer kleinen Initiative Weniger ein größeres »Unternehmen« mit vielen Beteiligten wurde und von praktischen Problemen, die sich stellten, und wie sie durch »Anpacken« bewältigt wurden. Weitergehende Fragen wurden erwartungsgemäß nicht mehr gestellt. Vielmehr bestätigt sich das eng fokussierte Handeln darin, dass es keine Aussage dazu gibt, »was sie antreibt«. Dass diese nicht getroffen werden kann oder soll, deutet auf der Akteursebene darauf hin, dass die Brüche und Krisen durch »Anpacken« zwar vorläufig bearbeitet, nicht aber behoben werden können (vgl. auch dazu Kapitel III 2).

Die eingangs, auf Präsentationsebene, angekündigte Geschichte kann nur unvollständig erzählt werden und muss deshalb durch emotionale Vergewisserung (»spüren«) ersetzt werden. Das Problem liegt aber nicht darin, was die Protagonistin der Geschichte »nicht sagt«, sondern im Schweigen der Tafeln. Denn schwerer wiegt, dass *eine typische Geschichte bürgerschaftlichen Engagements im Sinne der Tafeln* erzählt werden sollte, aber wesentliche Bestimmungen dafür nicht gegeben werden konnten. Dass etwas gemacht wird und wie die praktischen Probleme der Tafelarbeit selbst bearbeitet werden, außerdem die lokale und quasi-familiäre Bindung, dies sind die als wichtig vorgestellten Punkte. Fragen nach dem Warum, nach den Zusammenhängen der Tafelarbeit mit den Problemen, auf die sie *als* Tafeln eine Antwort geben wollen, werden so nicht gestellt. Inwiefern dies ein Modell bürgerschaftlichen Engagements stellvertretend exemplifizieren kann, bleibt deshalb unklar. Es fehlt sowohl die nähere Bestimmung der öffentlichen Angelegenheit, die bürgerschaftlich engagiert bearbeitet werden soll, als auch nicht sichtbar wird, wie sich eine Bürgerschaft aus dem Modell »Familienunternehmen« konstituieren soll. Weder der quasina-türliche, familiäre Ansatz des Engagements noch die unternehmerische Begründung können typisches Tafel-Engagement ausreichend fundieren, weil in beiden Fällen die Problemanalyse und Handlungsmotive unzugänglich bleiben – entweder, weil die als schlicht schon immer gegeben gelten (Familienmodell) oder weil gerade der Neuanfang, der das Alte hinter sich lässt und sich gewissermaßen selbst erfindet und begründet, betont wird (Unternehmensgründungsmodell).

Bürgerschaftliches Engagement III:

»Berichte aus der Tafel-Landschaft« (S.14f.)

Auch die »Berichte aus der Tafel-Landschaft« können daraufhin befragt werden, inwieweit sie Hinweise auf das Verständnis bürgerschaftlichen Engagements enthalten. Der einleitende Text lautet auf dieser Seite:

»Die Tafel-Idee ist ansteckend: Vom Kindergartenkind bis zum Bischof engagieren sich jeden Tag viele Menschen für die Tafeln. Mit fantasievollen Aktionen, mit Patenschaften und Geldspenden zeigen Bürger und Unternehmen, wie wichtig es ihnen ist, den Bedürftigen ihrer Stadt zu helfen. Hier eine kleine Auswahl aus der Vielfalt der Tafel-Ereignisse der vergangenen Monate.«

Die »Tafel-Idee« hat eine motivierende Kraft für bürgerschaftliches Engagement. Dabei stehen nicht rational begründete Überzeugung, nicht Bedrohungsängste (wie Atomkrieg, Umweltzerstörung) oder Leid- und Ungerechtigkeitserfahrung (wie Ausbeutung, Benachteiligungen) als Handlungsmotive im Vordergrund. Stattdessen wird die Wirksamkeit der »Idee« mit »ansteckend« beschrieben. Eine »Ansteckung« verläuft selektiv, da nicht alle davon betroffen sind. Diejenigen aber, die »angesteckt« werden, können sich dem nicht entziehen. Die »Tafel-Idee« wirkt durch eine Faszination, von der man gewissermaßen wie von einem Virus befallen wird. Dieser Impuls mag für den Beginn oder solange der »Tafel-Boom« anhält ausreichen, kann aber kaum dauerhaft bürgerschaftliches Engagement antreiben und begründen. Zur »Tafel-Idee« gehört nicht nur, dass »den Bedürftigen ihrer Stadt geholfen« werden soll, denn dazu gäbe es verschiedene Möglichkeiten. Zur »Idee« gehört deshalb vor allem, wie dies geschieht. An anderer Stelle wurde bereits gezeigt, dass es vor allem die in Aussicht stehende Einfachheit der Lösung ist – Transfer von Überfluss hier nach Bedürftigkeit da –, welche diese Faszination ausmacht, und die auch hier einmal mehr hervorgehoben wird. Nach fünfzehn Jahren Tafeln, in Zeiten eines Tafel-Gründungsbooms, ist diese Faszination nicht verflogen, kann freilich weniger denn je eine angemessene Problemdiagnose und ein entsprechendes Konzept ersetzen, ohne den Ambivalenzen des Tafel-Engagements, wie sie am Tafel-Namen aufgezeigt wurden, aufzusitzen.

Das Spektrum derer, die sich so zum »Engagement« motivieren lassen, wird mit »vom Kindergartenkind bis zum Bischof« beschrieben. Gemeint sind hier nicht vordergründig die eigenen, zur Tafel-Organisation gehörenden »Engagierten«, sondern diejenigen, die sich »für die Tafeln« engagieren (um so indirekt »den Bedürftigen ihrer Stadt zu helfen«). Mit dem polar beschriebenen Spektrum (»Kindergartenkind« und »Bischof«), das alles andere Engagement beziehungsweise alle anderen »Engagierten« umfasst, ist nicht nur eine breite Altersspanne beschrieben. Den Rahmen, in den auch Unternehmer und Politiker einzuordnen sind, bilden so »kindliche« Unschuld und christliche Werte: Das »Engagement« wird selbstlos und aus Nächstenliebe geleistet. Damit ist nicht nur der Schwerpunkt auf die moralisch gute Tat gelegt, die allen an der Tafelarbeit (auch indirekt) Beteiligten bescheinigt wird, sondern es ist auch eine bestimmte Moral

nahe gelegt. Nicht gerechte Verteilung steht im Vordergrund, sondern – letztlich, das Spektrum schließend – mildtätiges »Helfen«.

Diesseits des aufgespannten Spektrums sind es nun vor allem »Bürger und Unternehmen«, die sich »engagieren«. Diese Gruppierung verweist einmal mehr darauf, dass die Tafeln eine enge Verbindung zwischen sich und den Sponsoren herzustellen suchen. Während sich »Bürger« offensichtlich bürgerschaftlich engagieren können, gilt dies nicht in gleicher Weise für »Unternehmen«, sondern gegebenenfalls für Unternehmer als »Bürger«. Die Subjektivierung von »Unternehmen« postuliert deren »Menschlichkeit« als mitfühlende Wesen, so dass sie mildtätig »helfen« können. Darin kommt der positive Blick auf die Wirtschaft und ihre Akteure zum Ausdruck (welcher sich z.B. kaum für Kapitalismuskritik eignen wird). Zugleich werden mit der engen Koalition von Tafeln und »Unternehmen« sowohl andere Akteure als Koalitionspartner zurückgestellt (z.B. andere NGOs/NPOs) als auch grundsätzlich die Nähe zu den Gebern markiert wird und nicht zu den Nehmern, den Tafelnutzenden.

Schließlich »helfen« die genannten Engagierten nicht einfach in »ihrer Stadt« (Lokalbezug), sondern »zeigen« vor allem, »wie wichtig es ihnen ist, zu helfen« – es geht also keineswegs zuerst darum, wem warum und wie am besten zu »helfen« ist oder gar konkret geholfen wird, sondern um repräsentative Selbstdarstellung als Helfende. Dem entspricht der Fokus auf das »wie wichtig«, d.h. die Betonung der Quantität, nicht des Was oder Warum. Auch hier ist zu erinnern, dass die Engagierten vorge»zeigt« werden (vom Zeitschrift-Herausgeber), sich hier also nicht selbst präsentieren. Da die Tafeln von der Nähe zu den Sponsoren profitieren, liegt es nahe, deren Engagement öffentlich zu loben und zugleich zu versichern, dass die Spenden bei den Tafeln moralisch bestens angelegt sind.

In den folgenden Kurzberichten werden vor allem die Tafeln als Option präsentiert, sich zu engagieren, insbesondere den Tafeln zu spenden. Aufgezählt werden Geldspenden aus dem Verzicht aus Flaschenpfand, aus einem Versteigerungserlös, von einem Radwettbewerb und aus Sammlungen in Arztpraxen, aber auch Lebensmittelspenden aus einem Protest gegen Butterpreise und handwerkliche Tätigkeiten für die Tafeln. Hinzu kommen Kooperationen mit der Kirche bei der Lebensmittelverteilung (Osterhasen einer Bäckerei), die pädagogische Arbeit mit Kindern (Kindergarten) und bei Eltern (Kochkurse) sowie eine Zusammenarbeit bei der Produktion eines Kinderkochbuches.

Insgesamt wird in den »Berichten aus der Tafel-Landschaft« sichtbar gemacht, auf welch vielfältige Weise Geld und Lebensmittel akquiriert werden konnten. Bürgerschaftliches Engagement wird hier nicht von den Problemen

oder dem Hilfebedarf her gedacht beziehungsweise »gezeigt«, nicht von daher, wofür es sich warum und auf welche Art und Weise einsetzt, sondern die Berichte handeln vor allem von der Mittelakquise.

Zwischenfazit zum bürgerschaftlichen Engagement

Bürgerschaftliches Engagement wurde zunächst (4.2, Thematisierung I) als ein »außerordentliches« eingeführt. Das »außer« begründete den Status einer sozialen Bewegung, die sich kritisch gegen eine versagende Sozialpolitik richtete. Zugleich impliziert das, dass dieses Engagement zumindest auf ein »Normalmaß« zurückgeführt, also in eine Form »ordentlichen« Engagements überführt werden solle. Daraus werden Forderungen nach staatlicher Unterstützung der Tafeln abgeleitet und es wird das als schon in hohem Maße nahe gerückt gesehene Ziel formuliert, die Tafeln als einen anerkannten Sozialverband zu etablieren. Insgesamt erscheint das Engagement dabei vor allem als ein soziales, während ökologische Aspekte zwar erwähnt, aber nicht konkretisiert werden.

Im Weiteren genannte Kennzeichen des Engagements sind: enger Lokalbezug sowie Bezug auf lebenspraktische Probleme von großer Dringlichkeit (Notwendigkeit), quasifamiliäre Zugehörigkeit, Orientierung des Engagementverständnisses an Erwerbsarbeit, unternehmerisches Handeln, insbesondere unternehmerische Gründungsgeschichte und Suche nach Sponsorennahe, mildtätiges Helfen und sichtbare Repräsentation dieses Helfens. Daraus ergeben sich Konzepte bürgerschaftlichen Engagements, die nicht immer alle stimmig zu verbinden sind. Zumindest zeichnen sich Spannungen ab, vor allem zwischen der Annahme einer notwendigen Reproduktionstätigkeit und einer repräsentativ wohlthätigen Helferrolle (s.a. *bürgerliches* Engagement) sowie zwischen Familienmodell, Geschäftsmodell (Unternehmer/Kunden) und freiwilligem Ehrenamt. Was allerdings übereinstimmend immer wieder zu sehen ist, ist das Vermeiden einer Problemdiagnose und daran anknüpfender Engagementmotive. Insofern ist das Engagement eines ohne politische Intentionen und macht jenseits der bloßen *Vielzahl* lokaler Initiativen keine verbindenden Bezüge und keinen gemeinsamen Bewegungscharakter sichtbar. Die Tafeln praktizieren über die Daten hinweg ein beredtes Schweigen und Vermeiden, was das Benennen der Engagementgründe angeht. Wo die Sprachlosigkeit nicht offensichtlich auftritt (s.o., Engagement II), besetzen *ad hoc* gewonnene Gründe, Aktivitäten und »Handlungszwänge« die Leerstelle der Motivierung und Begründung bürgerschaftlichen Engagements.

5 ZU DIFFERENZIERUNGEN IN DER TAFELENTWICKLUNG

Die Tafeln als Gesamtphänomen zu rekonstruieren, erfordert eine geeignete Datenwahl (vgl. III 3), da die aktuell etwa 900 lokalen Initiativen nicht in jeder Hinsicht in eins gesetzt werden können. Die Analyse von Daten des Bundesverbands ist zweifellos wichtig, kann aber keinesfalls allein für die Tafeln stehen. In den bisherigen Abschnitten wurden eine Reihe von Daten des Bundesverbands genutzt, ohne darauf beschränkt zu bleiben. Der Name ›Tafel‹ (4.1) entstand unabhängig vom Verband und bildet deshalb auch ein eigenständiges Datum. Die »Tafel-Idee« (4.2) wurde in der Fassung des Bundesverbands rekonstruiert; ein Blick auf die Homepages lokaler Initiativen zeigt allerdings, dass dort häufig diese Texte oder Teile davon übernommen wurden. Zudem müssen zumindest die »Tafel-Grundsätze« als verbindlich für alle Mitgliedstafeln und insofern als von diesen grundsätzlich anerkannt betrachtet werden. Am eindeutigsten ein Dokument des Bundesverbands ist die Jubiläumsausgabe, in deren Analyse allerdings auch ein dort dokumentierter Presseartikel Eingang fand.³⁰ Zu erinnern ist darüber hinaus an die Rekonstruktion der lokalen Tafel-Geschichte im Kapitel III 2.

Im Folgenden wird die Datenbasis weiter variiert, um so zu einem umfassenderen Bild ›der‹ Tafeln, auch in einigen ihrer Differenzen zu gelangen. Ausgangspunkt der Datenwahl ist die zweifache Ausrichtung der Tafeln – im Sinne ihres rekonstruierten Protest- und Veränderungsprogramms – auf die Verminderung von Armut und Ausgrenzung einerseits, die Reduktion von Überschüssen andererseits. Insofern die bisherigen Analysen demonstrierten, dass dieses Programm eher latent bleibt und hinter selbstbezüglichen Entwicklungsdynamiken zurücktreten muss, wird es bei den Varianten auch darum gehen, nach (zumindest partiellen) Änderungspotenzialen Ausschau zu halten. Mit Blick auf die Ausgrenzungsproblematik werden zunächst unterschiedliche Solidaritätsmodelle bei den Tafeln untersucht, die sich an differenten Sichtweisen auf ihre Nutzen rekonstruieren lassen (5.1). Dann wird danach Ausschau gehalten, inwiefern die Tafeln ökologischen Zielen nachgehen (5.2). Es folgen Fragen danach, wel-

30 Auch die Gründungsgeschichte der ersten Tafel(n) ist eine des Bundesverbands (4.3). Diese wurde in der Studie – aber hier nicht dokumentiert – mit der Gründungsgeschichte aus einem Interview mit der Gründerin Sabine Werth (eigenes Interview im Sommer 2008) kontrastiert. In den wichtigsten Eckdaten stimmen beide Geschichten überein (vgl. auch das kurze Interview mit Sabine Werth in FeedBack 1/2008: 5). Als Gründerin war sie freilich viel mehr mit der praktischen Umsetzung konfrontiert und damit, die erste Charity-Initiative in eine längerfristige Praxis zu überführen.

chen Einfluss die Ausdifferenzierung der Tafeltätigkeiten, die sich heute häufig weit vom bloßen Sammeln und Verteilen von Lebensmitteln entfernt, auf die Bearbeitung von Ausgrenzungs- und Überflussproblemen hat (5.3). Schließlich werden die Tafeln im transnationalen Kontext betrachtet (5.4), da sie trotz Besonderheiten im nationalstaatlichen Rahmen als Teil einer globalen Entwicklung sich wandelnder Überflussgesellschaften begriffen werden müssen.³¹ Gerade die Erweiterung des Tätigkeitsspektrums sowie der transnationale Kontext bedürfen weiterer und umfassenderer Studien. Deren Aufgabe wäre es, die heterogenen Tätigkeiten – der Tafeln selbst sowie ähnlicher Initiativen im In- und Ausland – genauer auf ihre sozialen und ökologischen Konsequenzen hin zu differenzieren. Dies kann hier nur kursorisch geschehen.

5.1 Ausgrenzung: Tafel-Modelle der Solidarität – von der logistischen Versorgung über Marktintegration bis zur empathischen Geselligkeit

Bei den Tafeln sind unterschiedliche Vorstellungen darüber verbreitet, mit wem man es als Tafelnutzenden zu tun hat und welcher Art die Unterstützungsleistung in Richtung gesellschaftlicher Integration zu sein hat. Dies wird selten explizit und nicht systematisch so verhandelt, lässt sich aber an den Kommunikationen über die Tafelnutzenden ablesen. Kennzeichen dafür sind vor allem die Bezeichnungen, die für sie gefunden werden. Eine Sammelbezeichnung für diese nicht klar einzugrenzende ›Gruppe‹ derer zu finden, die zur Tafel kommen, erweist sich immer wieder als Problem. Am bekanntesten und meist verbreiteten ist der Begriff ›Tafel-Kunden‹, der sich in weiten Teilen der Tafeln durchgesetzt hat.³² Vergleichsweise selten finden sich pragmatische Lösungen, wie Abholer oder Nutzer. Die Vermeidung von Auseinandersetzungen über geeignete Ansprachen wird sich freilich in den folgenden Ausführungen als nicht unproblematisch erweisen. Sie führt nicht etwa zur pragmatischen Neutralität, sondern in den Rückzug auf ›logistische Versorgung von Bedürftigen‹, die nur als passive Wesen wahrgenommen werden.

31 Erste Überlegungen zu den Solidaritätsmodellen im genannten Sinne (5.1) finden sich in Lorenz (2009c: 120f.); zur Auseinandersetzung mit den Differenzierungen der Tafeltätigkeiten (5.3) vgl. Lorenz (2010d); zur transnationalen Entwicklung auch Lorenz (2011).

32 Noch häufiger ist möglicherweise nur der Versuch, klare Bezeichnungen zu vermeiden oder Umschreibungen zu verwenden. Das ist allerdings eine persönliche Einschätzung, die quantifiziert werden müsste.

Um dies exemplarisch zu verdeutlichen, werde ich anhand eines Auszugs aus einem Interview mit einem Tafelleiter (geführt im Sommer 2008) eine solche Sicht etwas ausführlicher rekonstruieren. Die Analyse führt im Fortgang dazu, Alternativen des Nutzerverständnisses in den Blick zu nehmen. Diese werden anhand bestimmter Bezeichnungen diskutiert, die für die Nutzenden verwandt werden, insbesondere den bereits genannten der Tafel-»Kunden« sowie den der Tafel-»Gäste«. Im Unterschied zur Vermeidungsstrategie werden so zwei – jeweils sehr verschiedene – Anerkennungsbegriffe formuliert, die zugleich bestimmte Formen gesellschaftlicher Integration zum Ausdruck bringen. Es sind damit also moralische und politische Ansprüche verbunden, von denen dann allerdings gezeigt werden muss, wie sie einzulösen sind.

Nun zum Interviewauszug, der mit einer Interviewerfrage beginnt:

Interviewer: (...) Also äh vielleicht [2] die Seite von sozusagen, von der Klientel noch. Ähm da haben wir jetzt noch gar nicht so viel gesprochen. Wer ist das, wer kommt da? Ähm [4] ja

Gegen Ende des Interviews führt der Interviewer die Tafelnutzenden³³ als eigenes Thema ein. Dies zeigt, dass die Nutzenden bislang im Interview zur Tafelarbeit kein zentrales Thema waren, was einen Hinweis darauf liefert, dass es bei der (hier untersuchten) Tafel offensichtlich nicht zuerst um die geht, die die gesammelten Lebensmittel erhalten sollen. Entweder werden die Interessen und Probleme der Nutzenden nur nachrangig wahrgenommen oder das Verständnis dieser ist so selbstverständlich, dass man nicht weiter darüber sprechen muss. Letzteres müsste sich aber spätestens auf die konkrete Nachfrage zeigen.

Tafelleiter (TL): Einmal querbeet. (...)

33 Der Interviewer spricht hier nicht von Nutzenden, sondern von der »Klientel«. Der Klienten-Begriff ist recht schillernd und wird sehr vielfältig verwandt: im Duden-Fremdwörterbuch ist es zuerst ein Geschäftsbegriff; auch von Sozialstaatsklienten ist üblicherweise die Rede oder davon, dass Parteien Klientel-Politik betreiben – entsprechend diesen Verständnissen können, je nach Interessenlage, potenziell alle Bürger Klienten sein oder dazu werden; im engeren Sinne ist es ein therapeutischer oder professionsbezogener Begriff, so dass dem Klienten korrespondierend ein Professioneller zugeordnet werden kann, etwa der Therapeut in der Psychotherapie. Für die weitere Interpretation ist vor allem interessant, ob und wie dieser Begriff seitens des Interviewees aufgegriffen und (implizit oder explizit) bestätigt oder auch kritisiert wird.

Die zügige und pointierte Antwort macht zunächst deutlich, dass es tatsächlich recht selbstverständliche Vorstellungen über die Tafelnutzenden gibt. Mit der umgangssprachlich gebräuchlichen Aussage »querbeet« wird ein breites Spektrum dieser in Aussicht gestellt. Nimmt man diese Aussage allerdings (methodisch) ernst, fragt sich, um welches »Beet« es sich handelt, das zugleich den eigenen Arbeitsbereich der Tafel umreist und ein Selbstverständnis – als Gärtner – markiert. Wenn das »Beet« nahe liegender Weise »die Gesellschaft« oder »die Bevölkerung« (des Landes, der Stadt...) ist und die Tafel es gewissermaßen gärtnerisch bearbeitet, dann sind die Nutzenden Pflanzen, das heißt relativ passive, vegetative Wesen, die zum Wachsen der Pflege bedürfen. Sie kommen dann auch nicht aus eigenem »Antrieb« zur Tafel, sondern werden durch die Arbeit der Tafel erst als solche »Pflanzen« konstituiert (angepflanzt, ausgesät), um sie dann zu versorgen. Ein intersubjektiver Austausch auf Augenhöhe ist jedenfalls mit allein vegetativ vorgestellten Wesen nicht möglich.

Dies sind sicher sehr weit reichende Strukturhypothesen, die im Fortgang erst zu bestätigen sein werden. Sie können allerdings an die Erkenntnisse zur sehr spät im Interview eingeführten Frage anschließen, dass das Interesse an den Nutzenden wenig ausgeprägt ist.

...) Also ähm es ist inzwischen ziemlich durch die Gesellschaft durch (I: hm), dass ganz viele bedürftig sind, ne. (I: Ja.) (...)

Das »Beet« ist also die (ganze) »Gesellschaft«. Mit »ist durch« allein ist noch nicht eindeutig benannt, ob überall in der Gesellschaft *bekannt* ist, »dass ganz viele bedürftig sind«, oder ob gemeint ist, dass überall in der Gesellschaft *tatsächlich* »ganz viele bedürftig sind«. Im Kontext von »querbeet« geht es aber um letzteres, womit eine dramatische Lage gezeichnet wird, die sich »inzwischen«, also als vorläufiger Endpunkt einer Entwicklung, herausgebildet hat.

Charakterisiert werden die (potenziellen) Tafelnutzenden bislang nur durch ein geteiltes Merkmal, nämlich dass sie »bedürftig sind«. Wer zur Tafel kommt (Interviewerfrage), ist aus Sicht des Tafelleiters per definitionem »bedürftig«. Da »bedürftig« heißt, dass man sich nicht aus eigener Kraft (mit Lebensmitteln) versorgen und um elementare Bedürfnisse kümmern kann, wird auch hier und weiterhin den Nutzenden eine passive Rolle zugeordnet; der Gang zur Tafel selbst erscheint so bislang nur als reaktiv, als durch äußere Gegebenheiten genötigt.

...) Also es lässt sich inzwischen gar nicht mehr sagen, das sind die äh Menschen mit schwachem Bildungsniveau oder so. Das find' ich völlig albern, wenn es das immer wieder heißt. (...)

Mit »*schwach*« wird eine Wertung im Sinne der bisherigen Rekonstruktion – passive Rolle der Nutzenden – reproduziert. Während man ein »*Bildungsniveau*« relativ neutral als hoch oder niedrig beschreiben kann (z.B. anhand von Bildungsabschlüssen), geht »*schwach*« darüber hinaus. Wer »*schwach*« ist, hat wenige Möglichkeiten, sich zu wehren oder aus sich selbst heraus aktiv zu werden.

Noch einmal wird der beobachtete soziale Wandel (»*inzwischen*«) genannt, der von relativ klaren Ungleichheitsverhältnissen (»*Bildungsniveau*«) zu einer Ausweitung der Benachteiligungskriterien führte, was die Risiken und Verteilungen der »*Bedürftigkeit*« angeht. Die alten Verhältnisse gelten nicht mehr (»*völlig albern*«), was allerdings im nächsten Satz wieder zurück genommen wird.

(...) Die sind natürlich stärker betroffen, das ist ganz klar. (I: hm) (...)

Mit »*betroffen*« wird die Reproduktion der Passivität fortgesetzt. »*Ganz klar stärker betroffen*« dementiert zudem, wie angekündigt, die vorherigen Aussagen recht weitgehend, denn es stimmt nicht mit der Dramatisierung überein, dass überall in der Gesellschaft »*ganz viele bedürftig sind*«, so dass sie zur Tafel gehen. Vielmehr erscheint die alte Ungleichheitsordnung nun weitgehend intakt.

(...) Aber ich meine, wir haben auch ne, ne Generation Praktikum. (I: hm) Äh wenn ich als Akademiker heutzutage ein Praktikum für 200 Euro oder 300 Euro im Monat mache und einfach immer nur noch hoffe, dass ich irgendwann darüber auch mal einen Job kriege, dann habe ich eben trotzdem nur 200/300 Euro im Monat (I: hm) und muss sehen, wie ich damit klarkomme. (...)

Die Passivität wird hier im »*Generationen*«-Schicksal reproduziert, dem sich die Einzelnen nicht entziehen können.

Der kontrastierende Beleg für neue Ungleichheiten, dass auch hohe Bildung nicht vor »*Bedürftigkeit*« bewahrt, die die Menschen zur Tafel kommen lässt, fällt noch wenig überzeugend aus. So ist der Verweis auf relativ junge Menschen beim (schwierigen) Einstieg in das Berufs- und Erwerbsleben kein Nachweis dafür, dass die gesamte Gesellschaft überall Bedürftigkeiten erzeugt und so eine neue Ungleichheitsordnung etabliert. Überzeugend wären in diesem Zusammenhang vor allem Beispiele des Bedürftig-Werdens von traditionell privilegierten Berufsständen oder gesellschaftlichen Gruppen. Vor allem aber müsste darüber hinaus erläutert werden, dass diese dann auch zur Tafel gehen, was schon für die Praktikanten nicht selbstverständlich angenommen werden kann, eher

sogar unwahrscheinlich ist. Offensichtlich ist das auch dem Tafelleiter relativ klar, denn das wird nun als Frage aufgeworfen, aber nicht beantwortet:

...) Und das sind Leute, die dann theoretisch auch kommen können. (I: hm) Ne, ob sie's tun oder nicht, ist noch ne andere Frage. (...)

Allein dass die Frage gestellt wird zeigt, dass es Ungleichheiten gibt, die eben nahe legen, dass die einen (»Bildungsschwache«) eher und gegebenenfalls aus anderen Gründen zur Tafel gehen als die anderen (jung, gebildet, geringes Einkommen). Wenn ein praktisch tätiger Tafelleiter nicht entscheiden kann, »ob sie's tun oder nicht«, besagt das, dass die vermeintliche Nähe des praktischen Engagements zu den Nutzenden nicht gegeben ist. (Und es besagt, dass es nach fünfzehn Jahren Tafeln in Deutschland kein verlässliches geteiltes Wissen bei diesen über die Tafelnutzenden gibt.)

Beibehalten wird dabei weiterhin die Vorstellung der Nutzenden als passiver Wesen. Es wird in Betracht gezogen, dass Menschen bedürftig sind, aber nicht zur Tafel kommen, nicht jedoch, dass es Menschen gibt, die zur Tafel kommen, ohne dass sie sich deshalb selbst als (primär) bedürftig kategorisieren würden.³⁴ Erst wenn die »andere Frage« beantwortet würde, wäre auch eine Differenzierung der Motive der Tafelnutzenden möglich.

...) Äh dieses Argument äh: Jung und gesund kann doch nebenbei arbeiten, äh zieht auch nicht mehr, weil das nebenbei Arbeiten haben im Zweifelsfall andere belegt, die nebenbei schwarzarbeiten. (I: hm) (...)

Anstelle einer solchen Differenzierung wird dagegen die Passivitätskonstruktion und das quasi zwangsläufig erscheinende Bedürftig-Werden weiter ausgeweitet: auch »Jugend« und »Gesundheit«, üblicherweise Kennzeichen besonderen Aktivitätspotenzials, böten keine Möglichkeiten mehr, noch selbst aktiv zu werden. Die Lage ist so ausweglos, dass nicht einmal mehr die Ausflucht in die Illegalität von »Schwarzarbeit« noch möglich, weil durch andere versperrt wäre.

...) Ähm also das ist alles ne Crux, die wir, die, die sich, also es lässt sich so nicht mehr sagen, ne. (I: hm) (...)

Zwar gibt es eine Sensitivität für Veränderungen im gesellschaftlichen Ungleichheitsgefüge – ältere Ungleichheitsmuster gelten nicht mehr, die neuen sind

34 Vgl. dazu die Fallrekonstruktionen in Kapitel V, insbesondere im Fall von Frau G.

(noch) nicht verständlich –, was allerdings nicht entsprechend eigener Beobachtungen beschrieben werden kann. Eine eigene Beobachtung ist der hohe Anteil an »Kindern und Jugendlichen«, der über deren Anteil an der eigenen Arbeit bestimmt wird. (Deshalb kann er noch kein Beleg für tatsächlichen gesellschaftlichen Wandel sein. Der hohe Anteil kann auch daraus resultieren, dass man sich besonders um Kinder und Jugendliche bemüht.)

...) Es sind ähm, jede Altersstufe ist dabei, ähm ein Drittel aller, die wir versorgen, sind Kinder und Jugendliche. Also sowohl insgesamt als auch bei [Bezeichnung des kirchlichen Kooperationspartners]. (I: ja) Also es ist absolut identisch. Wir versorgen [Anzahl] im Monat, davon ein Drittel Kinder und Jugendliche. Das sind die sozialen Einrichtungen und [Bezeichnung des kirchlichen Kooperationspartners]. (I: hm) Äh [Anzahl] alleine bei [Bezeichnung des kirchlichen Kooperationspartners], da ist eben auch ein Drittel Kinder und Jugendliche. Also das ist schon ähm ziemlich extrem an der Stelle. (I: hm) (...)

Die Passivitätskonstruktion der Tafelnutzenden wird in »versorgen« fortgesetzt. »Versorgen« ist eher technisch konnotiert und beschreibt eine Asymmetrie zwischen Versorgern und Versorgten. Denn letztere sind auf die Versorgung angewiesen, selbst da, wo sie für die Versorgungsleistung bezahlen (z.B. Stromversorgung), was aber bei den Tafeln ausdrücklich nicht beziehungsweise nur mit geringen Beträgen (»symbolische Preise«) der Fall ist. Betont wird also vor allem der logistische Aspekt der Tafelarbeit in einer grundsätzlich asymmetrischen sozialen Beziehung.

Von passiven Bedürftigen auszugehen ist im Grunde für die Tafeln wenig plausibel. Man hat es hier (wie in Abschnitt 3 gesehen) nicht einmal mit Fällen zu tun, die besonderer professioneller oder therapeutischer Hilfe bedürften, was die Tafeln weder leisten könnten noch wollen. (Und selbst dann wäre die bloße Passivkonstruktion problematisch.) In politischer Hinsicht müsste es also den Tafeln vielmehr sogar darum zu tun sein, einer solchen Sicht der bloß passiven Hilfeempfänger öffentlich entgegen zu treten. Im vorliegenden Fall kommen die Nutzenden allerdings bislang allein als passive Wesen in den Blick, was im Folgenden zwar differenziert, letztlich aber umso mehr bestätigt wird.

...) Ähm insofern ist es auch immer wieder ganz faszinierend, also die Ausgabestellen ähm haben auch den Charakter von Treffpunkt. Also die Leute kommen da auch gerne hin, weil sie auf die Art und Weise einfach auch mal Leute zum quatschen haben. (I: hm) Und das dürfen wir auch nicht vergessen bei alldem. (...)

Jetzt tritt neben die Möglichkeit einer Lebensmittelversorgung »auch« die des »Treffpunkts«, des sozialen Umgangs und Austauschs. Dies gilt nicht für die Tafeln in jeder Hinsicht, sondern für die »Ausgabestellen« als konkrete Orte der Interaktion: der Begegnung, des »Treffens«, des »Quatschens«, wo »die Leute sogar gerne hinkommen«. Hier wird sichtbar, dass sich die Tafelnutzenden den Ort aktiv als sozialen Ort erschließen und aneignen, dass sie selbst es sind, die »hinkommen«, anstatt einfach nur »gärtnerisch versorgt« zu werden.

Aber gerade hier, wo offensichtlich die Tafelnutzenden als aktiv Handelnde in den Blick kommen, erweist sich dieser Blick als höchst selektiv und auf die eigene Tätigkeit fixiert. Denn diese Aktivität tritt mit »auch« nur neben die passiven Wesen. Das wird zwar »fasziniert« zur Kenntnis genommen, aber bei dieser Faszination bleibt es. Es folgen keine praktischen Konsequenzen daraus für die eigene Arbeit, z.B. indem diese Aktivitäten gefördert oder mit den Nutzenden weitergehende Gestaltungsmöglichkeiten ausgehandelt und arrangiert würden. Mit anderen Worten: Es wird am eigenen Versorgungs-Programm festgehalten, Kooperationen werden nicht angestrebt. Dasselbe wiederholt sich nun mit umgekehrten Vorzeichen.

...) Ne, es ist auch ähm [2], es stärkt die soziale Kompetenz der Einzelnen durchaus. (I: ja) Auch viele Bedürftige machen mit in den Ausgabestellen, helfen dann auch. (I: hm) Was dann manchmal so den Charakter von äh Bedürftigen erster und zweiter Klasse hat, weil ähm das ist ein Faszinosum, da wiederum speziell äh das ähm [2] von Menschen mit weniger äh Bildungsreife, um's mal so zu sagen. (I: hm) Dass die gerne den anderen zeigen, dass sie ihnen überlegen sind. (I: hm) Das ist ein Phänomen, was wir hier auch haben. [2] Gib kleinen Menschen Macht und sie nutzen's definitiv aus. [lachend]«

Zwar wird deutlich, dass es durchaus Formen der Kooperation geben kann,³⁵ die allerdings zur logistischen Leistung kaum etwas beitragen (»helfen dann auch«). Aber auch hier werden die nun »negativen« sozialen Erscheinungen ebenfalls nur »fasziniert« zur Kenntnis genommen. Ohne empathischen Bezug spricht der Tafelleiter aus einer Beobachterposition, die vor allem am eigenen Programm interessiert ist und die »sozialen Begleiterscheinungen« lediglich wahrnimmt, ohne sich praktisch davon anregen oder beeinflussen zu lassen.

Das liegt auch am »Macht«verständnis: Die Bedeutungszunahme und der Verantwortungszuwachs der Nutzenden als Helfenden werden als »definitive

35 Inwieweit Nutzende in die Arbeiten einbezogen werden, ist bei den Tafeln lokal sehr unterschiedlich. Zu einem Fall bei dem Mitarbeit der Nutzenden ganz ausgeschlossen wird (trotz anders lautender öffentlicher Selbstdarstellung) vgl. Krüger (2009).

Macht«ergreifung gedeutet. Damit ist zugleich gesagt, dass die Tafeln eine »*Macht*«position haben, die es ermöglicht, »*Macht*« zu verleihen. Während die Tafel-Engagierten damit umgehen können, gilt das für die Nutzenden (als »*kleinen Menschen*«) nicht, so die Botschaft des Tafelleiters.

Im Fortgang des Interviews spricht der Interviewer jetzt selbst den Begriff der Tafel-Kunden an, um zu sehen, welche Bedeutung er auf der Grundlage des bisher Gesagten erlangen kann. Die Antwort:

TL: Das nennen alle anders. (I: ja) Also manche nennen die Leute Gäste, manche nennen sie Kunden. (I: ja) Ähm [ausprustend] [2] ist ganz unterschiedlich. Das ist, das hängt von der, von der Mentalität ab. Also ich denke, bei unseren [Anzahl] Ausgabestellen nennen es auch alle anders. (I: ja) Also das [2] ist ne persönliche...

Der Interviewer hatte oben »Klientel« eingeführt, der Tafelleiter sprach von »Bedürftigen«, jetzt wird der Kunden-Begriff thematisiert. Dabei handelt es sich nicht um eine qua Organisation normierte Begrifflichkeit, sondern »*das nennen alle anders*«. Alternativ wird allerdings nur noch von »*Gästen*« gesprochen. Bevor näher auf die Begriffe »Kunden« und »Gäste« und deren Differenzen untereinander eingegangen wird, wird zunächst das Interview, das heißt die Position des Tafelleiters zu Ende geführt. Noch in der Formulierung »*bei unseren Ausgabestellen nennen ES auch alle anders*« (statt z.B. »werden die Leute unterschiedlich angesprochen«) zeigt sich der versachlichte, distanzierte Blick auf die passiven Nutzenden.

I: Was würden Sie selber bevorzugen?

TL: [ausatmend] Ich weiß es gar nicht. Ich hab mir darüber noch nie Gedanken gemacht, (...)

Zwar weiß der Tafelleiter um unterschiedliche Bezeichnungen und damit verbundene unterschiedliche Vorstellungen (»*Mentalitäten*«) sowie den Konflikt darum, weicht ihm aber aus. Er selbst hat auch nicht von *Kunden* oder *Gästen* gesprochen, sondern vermied solche Begriffe und sah vor allem Bedürftige: während Gäste und Kunden jeweils Anerkennungsverhältnisse auf Augenhöhe formulieren, gibt es das bei der Versorgung von Bedürftigen nicht. Dabei werden zwar keine fiktiven Rollen formuliert (Kunden/Verkäufer, Gäste/Gastgeber), aber eben auch keine politisch-moralischen Ansprüche.

(...) da ich damit nicht persönlich zu tun habe, ist mir das eigentlich relativ schnuppe, was die da sagen. (I: hm) (...)

Die Begründung überrascht für einen Tafelleiter, da man meinen sollte, dass er ständig »persönlich« mit den Nutzenden »zu tun« hat. Zumindest wird er, selbst wenn seine konkrete Tätigkeit vor allem in Koordinationsaufgaben besteht, »persönlich« ständig mit Tafelengagierten und deren Konflikten und Debatten »zu tun« haben. »Die da« drückt eine ebenso große Distanz zu den Tafelnutzenden wie zu den anderen Tafelaktiven aus.

...) Und ehe ich mit dem falschen Begriff am falschen Ort bin [I lachend], denke ich immer gar nicht erst drüber nach. [beide lachend] (...) Also ich glaub, ich umschreib's lieber: Menschen, die zu uns kommen. (...)

Das Konflikthafte ist vollkommen deutlich, wird aber bewusst ausgeblendet. Dass das gar nicht so leicht ist, zeigt sich darin, dass die Ausblendung »immer« wieder neu geleistet werden muss. Nicht nur eine (politische) Positionierung, sondern schon die Auseinandersetzung mit diesen Fragen und Konflikten wird aktiv verweigert. Sobald dann eine Umschreibung gewählt wird, rücken aktive Aspekte der Nutzenden in den Blick: sie »kommen« selbst – allerdings nicht um sich etwas zu holen oder etwas beizutragen, sondern »zu uns«, also zur Tafel, wie sie vom Tafelleiter selbst vorgestellt wird.

Die Rekonstruktion konnte zeigen, wie eine aktive Vermeidung der Auseinandersetzung mit Fragen danach, wer eigentlich warum die Tafeln nutzt, dennoch nicht ohne ein »Bild« dieser Nutzenden auskommt. Gerade weil nicht explizit gefragt wird, setzt sich unter der Hand eine Sicht durch, die vor allem an der eigenen logistischen Leistung interessiert ist, während die Nutzenden bloß als Versorgungsbedürftige erscheinen. Die Passivität, die den Nutzenden zugeschrieben wird, erläutert dabei das Verständnis von Bedürftigkeit als Reduktion auf zu versorgende Schwäche und Hilflosigkeit.

Deshalb ist es aufschlussreich, sich auch die eingeführten Alternativen noch genauer anzusehen: »Gäste« und »Kunden«. Zum Namen der Tafeln ist der Gäste-Begriff nahe liegend, denn richtet man symbolisch eine Tafel aus, so macht man dies als Gastgeber für Gäste. Praktisch ist er allerdings eher selten bei den Tafeln anzutreffen. Verwendung findet er vor allem dort, wo nicht nur Lebensmittelpakete verteilt werden, sondern wo tatsächlich Essen ausgegeben wird, z.B. in so genannten Kinderrestaurants. Wie in der Rekonstruktion der Namensgebung oben (Abschnitt 1) ausgeführt wurde, wird mit dieser Wahl ein Anerkennungsbegriff formuliert. Obwohl und gerade weil die Tafelnutzenden vom Zugang zum gesellschaftlichen Reichtum ausgeschlossen sind, sollen sie symbolisch daran beteiligt werden, eben an der reich gedeckten gesellschaftli-

chen Tafel Platz nehmen können. Ganz ähnlich lässt sich das für den weit verbreiteten Kunden-Begriff deuten (vgl. Lorenz 2010c), obwohl die Kombination von ›Kunden‹ mit ›Tafel‹ zu Tafel-Kunden sinnlogisch wenig passend ist, denn zu einer Tafel wird man geladen, wofür man aber nicht zahlt.³⁶ Dennoch ist der Anerkennungsaspekt deutlich. Zwar ist es gerade die gesellschaftliche Konsumenten-Rolle der Tafelnutzenden, die eingeschränkt ist, sonst könnten sie sich ihre Lebensmittel einfach kaufen und bräuchten gerade nicht zur Tafel zu gehen. Aber gerade deshalb soll ihnen symbolisch der Marktzugang in der Rolle als Kunden ermöglicht beziehungsweise (wieder) in Aussicht gestellt werden.

Wenn auch beide Bezeichnungen Anerkennung kommunizieren können und man so eine Beziehung auf Augenhöhe anstrebt statt asymmetrisch nur ›Bedürftige‹ zu versorgen, so zielen sie doch auf sehr Unterschiedliches (was aus unterschiedlichen »Mentalitäten« resultiert).³⁷ ›Gäste‹ bezieht sich auf eine gesellige und empathische Vergemeinschaftung. Die »Mentalität« als ›Gastgeber‹ setzt auf persönliche Bekanntschaft, auf Gespräche, auf nicht formalisierbare Beziehungen und nicht austauschbare Personen. Hier geht es um Geselligkeit, soziale Verbindlichkeiten und empathische gesellschaftliche Solidarität. Letztlich wird damit das Ziel formuliert, dass alle ihren Platz an der reich gedeckten gesellschaftlichen Tafel haben sollen, dass also alle Anteil am gesellschaftlichen Reichtum *und* Zusammenleben haben sollen. ›Kunde‹ dagegen bezieht sich auf eine funktionale Vergesellschaftung, auf Marktintegration. Die »Mentalität« seitens Tafel-Aktiver als ›Verkäufer‹ zielt auf formale Anerkennung der Marktteilnehmer beziehungsweise Marktbeziehungen. Insofern verbindet sich mit

36 Eine gewisse Schnittmenge gibt es im Gastgewerbe. Man spricht hier von Gästen, die ökonomisch betrachtet Kunden sind, weil sie für Dienstleistungen der Bewirtung zahlen. Allerdings gibt es auch dort keinen gebräuchlichen Begriff ›Tafel-Kunden‹, sondern man spricht eben von Gästen.

37 Und dass es ausgerechnet der Kunden-Begriff ist, der sich breit durchgesetzt hat, muss vor dem Hintergrund betrachtet werden, dass sich die Tafeln, die Idee eines US-amerikanischen Charity-Konzepts aufgreifend, in einer Zeit verbreiteten, in der der Zeitgeist ohnehin ökonomisch effizientes Handeln zum Ideal des gesellschaftlichen Handelns schlechthin erklärte. Die wichtigsten gesellschaftlichen Rollen sind entsprechend die des Unternehmers und die des Kunden, sei es an der Universität, bei der Behörde oder im Sozialverband. Nur höchst selten findet sich eine Ansprache als Bürger, obwohl die Staatsbürgerrolle weniger eingeschränkt ist als gerade die Konsumentenrolle. Komplementär ist anzunehmen, dass hier die Zeitgeistdeutung den scheinbar nur bürokratisch reglementierend eingreifenden Staat im Gegenzug zur Aufwertung der Ökonomie abwertet.

›Kunde‹ der Anspruch, dass ›normale‹ Marktteilnahme wieder angestrebt wird, dass allen der Marktzugang ermöglicht wird. Vorstellbar ist beides (und deshalb letztlich eine empirische Frage), dass also Nutzenden zur Tafel kommen, um sich einfach etwas ›zu kaufen‹, das heißt sich selbst mehr oder weniger anonym mit Lebensmitteln zu versorgen, oder dass sie (gegebenenfalls: auch) kommen, um soziale Beziehungen zu knüpfen (z.B. zum »Quatschen«). Die empirischen Analysen zu den Orientierungen der Nutzenden (Kapitel V) werden genau diese beiden Ziele als die zentralen bei der Tafelnutzung herausarbeiten.

Man kann die kontrafaktischen Bezeichnungen »Gäste« und »Kunden« als Zynismus betrachten – oder sie eben als Anerkennungsbegriffe ernst nehmen. Dann aber müssen sie als Ausdruck politisch-moralischer Ansprüche verstanden werden. Verwendet man die fiktiven Bezeichnungen Gäste und Kunden, dann formuliert man die eigene Verpflichtung, die damit verknüpften Ansprüche zu Zielen der eigenen Arbeit zu machen. Die Schwierigkeit, dies auch zu leisten, ist offensichtlich der Grund dafür, weshalb der oben zitierte Tafelleiter nicht »mit dem falschen Begriff am falschen Ort« ertappt werden wollte und weshalb er der Auseinandersetzung darum auswich.

Mit den Anerkennungsbegriffen wird also etwas fiktiv beansprucht, wovon erst noch zu zeigen sein wird, wie es einzulösen ist. Zudem sind es Bezeichnungen, die die Tafeln den Nutzenden vorgeben – ob diese sich selbst nun so, als Gäste oder Kunden, sehen wollen oder nicht. Mit ihrer Vermeidungsstrategie vermeidet die oben rekonstruierte Position zugleich solche möglicherweise ›ideologischen‹ Vorgaben und Vereinnahmungen. Doch wurde sichtbar, dass das scheinbar neutrale, pragmatische Hilfeangebot durch die Bereitstellung von Lebensmitteln keineswegs neutral bleibt. Auch die Vermeidung der Auseinandersetzung ist noch keine Lösung. Vielmehr wird der Rückzug auf Logistik, auf effektives Funktionieren, die Problemzusammenhänge eher verfestigen denn beseitigen. Die letzte Begründung dieses Handelns ist: was funktioniert und solange es funktioniert, wird (es) gemacht und zwar möglichst effektiv. Die Vermeidung weiter reichender Ansprüche gibt zugleich externe Korrektive der eigenen Arbeit auf. Soziologisch kann nicht letztgültig entschieden werden, was die richtige Positionierung der Tafeln sein müsse, obwohl die empirischen Analysen zur Tafelnutzung (Kapitel V) dafür Hinweise geben können. Festgestellt werden kann aber, dass die unterschiedlichen Solidaritätsansprüche der Tafeln – empathische Vergemeinschaftung, Marktintegration, pragmatische Logistik – der Bewährung ausgesetzt werden müssten. Sie müssten in Aushandlung mit denen entwickelt werden, auf die sich die Solidaritätsvorstellungen der eigenen Arbeit letztlich richten. Und dies müsste in einem Kontext der Verständigung über gesellschaftliche Solidarität geschehen, in dem es nicht nur darum ginge,

welche Beiträge die Tafeln leisten wollen, sondern auch darum, welche Tafeln die Gesellschaft politisch will.

5.2 Überschüsse: Ökologische Ansprüche

Rekonstruiert man die Anliegen der Tafeln in der Weise, wie es zu Beginn anhand des Namens geschehen ist (Abschnitt 1), dann ergeben sich als zentrale Ansprüche die Verringerung von Ausgrenzung einerseits und die von Lebensmittelüberschüssen andererseits. Was so als systematisch angelegt betrachtet werden muss, hat zunächst den Status der »latenten Sinnstruktur« im Oevermannschen (2002) Sinne. Das heißt, es sagt noch nichts darüber aus, inwieweit und auf welche Weise beide Ansprüche auch in der Tafelpraxis realisiert oder überhaupt nur thematisiert werden. Zu sehen war in den weiteren Analysen, dass gerade die Frage der Überschussverringerung, erst recht als explizit ökologisches Anliegen, nur eine untergeordnete Rolle spielte und kaum Konkretisierung erfuhr. Deshalb ist dieser Aspekt noch einmal anhand gezielt aufgesuchter Daten zu befragen.³⁸

Dass in den Daten ökologische Ansprüche zumindest angeführt wurden (vgl. Kapitel IV 4.2, Thematisierung I), zeigt immerhin, dass sich deren strukturelle Zugehörigkeit bemerkbar macht und sich nicht ohne Weiteres ignorieren lässt. Beim Bundestreffen der Tafeln 2009 in Göttingen stand in einer Debatte eine Tafel-Aktivistin auf und sagte, dass die wichtigste Ausgangsmotivation ihres Engagements die Verschwendung von Lebensmitteln gewesen sei, wogegen sie aktiv werden wollte. Ob dieses dann für soziale Zwecke verwendet würde, wäre für sie erst sekundär von Belang. Dafür ertete sie bei den Anwesenden wenig Zustimmung. Doch zeigt dieses Beispiel, dass die Seite des Sammelns, der Lebensmittelüberschüsse, für die Tafelarbeit in *systematischer* Hinsicht ebenso relevant ist, wie die des wohlthätigen Verteilens. Vor diesem Hintergrund ist es

38 Wie viele Lebensmittel nicht als Lebensmittel genutzt werden oder/und zu Abfällen werden, wird gelegentlich geschätzt. Schwierigkeiten bestehen dabei in genauen Definitionen sowie verfügbaren Daten (u.a. Auskunftsbereitschaft, Genauigkeit). Eine aktuelle Studie (Gustavsson 2011) für die Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) geht davon aus, dass weltweit etwa ein Drittel der Lebensmittel (ca. 1,3 Milliarden Tonnen) im Erzeugungs-, Verteilungs- und Verwendungsprozess (*food chain*) entweder als Verluste oder Abfälle anzunehmen sind. In ärmeren Ländern liegen die Verluste vor allem im vorderen Bereich der *food chain*, in den reicheren Industrieländern ist der Abfallanteil im Konsum besonders hoch. Für Europa und Nordamerika werden 95-115 Kilogramm pro Kopf als Abfälle angenommen.

sogar besonders bemerkenswert, dass dem in der Praxis oft nur eine untergeordnete Bedeutung beigemessen wird. Man könnte annehmen, dass dies unter anderem Ausdruck der organisatorischen Umsetzung der Tafelarbeit ist, wird diese doch in hohem Maße von *Sozial*verbänden getragen. Allerdings ließe sich diese Anbindung genauso umgekehrt als Effekt der vorwiegend sozialen Orientierung der Tafel-Initiativen interpretieren. Obwohl die Tafelpraxis als besonders geeignet erscheint, soziale und ökologische Probleme zu verbinden und gemeinsam anzugehen – als ein echtes Nachhaltigkeitsunterfangen also –, realisiert die faktische und je lokale Umsetzung ihre eigenen Schwerpunkte.

Sichtet man zu dieser Frage die Internetauftritte der lokalen Tafeln, so treten einige Varianzen hervor. In der Tat erfordert es zunächst einige Recherchen, um die Thematisierungen der Überflussaspekte aufzufinden. Vor allem sorgt dabei die »Verschwendung« unversehrter Lebensmittel, deren »Vernichtung« in der »Überfluss-« und »Wegwerfgesellschaft«, für Unmut. Dazu einige Beispiele aus unterschiedlichen Regionen:

Bad Segeberger Tafel (www.segeberger-tafel.de, 27.9.2010):

»Mit unserem Motto Lebensmittel verteilen statt vernichten verfolgen wir zwei Absichten. Zum einen, dem Überfluß der Wegwerfgesellschaft entgegenzuwirken und zum anderen, damit gleichzeitig Menschen in Not zu helfen.«

Gütersloher Tafel (www.gueterslohertafel.de, 27.9.2010):

»Unser Ziel ist es, einwandfreie überschüssige Lebensmittel vor dem Verderb und der Vernichtung zu bewahren und als Spende an Bedürftige weiterzuleiten.«

Wörther Tafel (<http://woerther-tafel.de/1.html>, 27.9.2010):

»Die ›Wörther Tafel e.V.‹ kümmert sich darum, dass in unserer Region der Überfluss nicht in der Mülltonne landet.«

Amberger Tafel (<http://amberger-tafel.de>, 8.1.2009, nicht mehr aktuell):

»Die zunehmende Armut steht im Widerspruch zur Überflussgesellschaft. Daher setzt sich die Amberger Tafel e.V. dafür ein, dass die Verwendung von Lebensmitteln zur Ernährung Vorrang hat vor deren Vernichtung.«

Geretsrieder-Wolfratshauser Tafel (www.geretsrieder-wolfratshauser-tafel.de/?page-id=6, 27.9.2010):

»Man muss kein Umweltfanatiker sein, um das Wegwerfen von brauchbaren Lebensmitteln verwerflich zu finden.

Und man muss nicht religiös sein, um die Weitergabe solcher Lebensmittel an Bedürftige richtig und gut zu finden.«

Göttinger Tafel (www.goettingertafel.org/Konzept.12.0.html, 27.9.2010)

»Anlass der Gründungsmitglieder war, den hinlänglich bekannten Begriff der Überflussgesellschaft nicht mehr nur mit einem Achselzucken hinzunehmen, sondern konkret zu handeln, nämlich ›Überfluss‹ abzuschöpfen und umzuverteilen.«

Hannoversche Tafel (www.hannovertafel.de, 1.8.2009, nicht mehr aktuell):

»Lebensmittel sollten nicht vernichtet werden! Niemand wird ernsthaft behaupten können, dass es besonders vernünftig sei, Nahrungsmittel herzustellen, um sie dann in einwandfreiem Zustand in die Mülltonne zu werfen und diese Entsorgung auch noch zu bezahlen.

Der Gedanke, dass derartige Vorgänge aus marktpolitischen Zwängen, etwa zur Erhaltung der Preisstabilität, unausweichlich sein können, ist schwer zu ertragen. Ebenso stößt eine solche Lebensmittelvernichtung aus Gründen produktionstechnischer Abläufe bei jedem auf Kopfschütteln und Unverständnis. (...) Richtiger Groll aber kommt auf, wenn diese Vernichtung durchgeführt wird, obwohl sie vermeidbar gewesen wäre.«

Lauterbacher Tafel (www.lauterbacher-tafel.de/index.php, 27.9.2010):

»Wir leben in einer Überflussgesellschaft: Das wird nirgends deutlicher als im Lebensmittelbereich. Tag für Tag werden große Mengen überschüssiger Nahrungsmittel vernichtet, weil sie sich nicht (mehr) verkaufen lassen. Eine gigantische Verschwendung!«

Herrenberger Tafel (http://global.drk-herrenberg.de/index.php?option=com_content&task=view&id=16&Itemid=47, 27.9.2010)

»Die Ziele vom Herrenberger Tafellädle sind: die Schere zwischen Arm und Reich zu verkleinern; die Verschwendung und den Müllberg zu verringern; keine Einkaufskörbe sollen leer bleiben; Bindeglädle zu sein zwischen Überproduktion und Unterversorgung.«

Delitzscher Tafel (www.delitzscher-tafel.de/history.php, 13.12.2008, nicht mehr aktuell):

»Motive für das freiwillige Engagement waren: etwas Sinnvolles tun; Verhinderung der Lebensmittelverschwendung; persönliche Zufriedenheit durch das Sehen, wo die Hilfe ankommt.«

Ein weiterer Hinweis dazu, wie sehr die Fragen des Überflusses ins Zentrum der Tafelarbeit gehören, findet sich im internationalen Kontext. Bei den nach demselben Prinzip – wohlütiges Verteilen überschüssiger Lebensmittel – arbeitenden Europäischen *Food Banks* (European Federation of Food Banks), die bereits vor den deutschen Tafeln in Frankreich gegründet wurden, werden die beiden

zentralen Anliegen auf der Homepage deutlich formuliert: »Against Hunger and Food Waste in Europe« heißt es dort (www.eurofoodbanks.org, 27.9.2010).³⁹

Bei all dem wird allerdings wenig Konkretes dazu ausgeführt, wie nun mit der Tafelarbeit tatsächlich Überschüsse verringert werden können. Was häufig eher implizit bleibt oder als selbstverständlich gesetzt ist, ist die Annahme, dass das Sammeln der Überschüsse selbst bereits der Beitrag ist, der »Wegwerfgesellschaft« entgegenzuwirken. Etwas deutlicher zu sehen im Beispiel der Hünfelder Tafel:

Hünfelder Tafel (www.drk-huenfeld.de/index.php4?page=22&nav=0&ref=www.google.de&sm=google&sb=huenfelder%2Btafel, 27.9.2010)

»Qualitativ einwandfreie Lebensmittel, die im Wirtschaftsprozess nicht mehr zu verwenden sind, werden an Menschen in Not verteilt. Statt diese zu entsorgen, wird damit ›eine Tafel angerichtet«.

So sind Lebensmittel, die jeden Tag tonnenweise entsorgt werden, sinnvoll verwendet. Zur Freude der Empfänger.«

Das Einsammeln der überschüssigen Lebensmittel wird also bereits als »*sinnvolle*« und allseits – besonders die »*Empfänger*« – zufrieden stellende, sogar erfreuliche Problemlösung betrachtet. In ökologischer Hinsicht ist das keineswegs selbstverständlich. Allerdings fällt auch auf, dass die Begriffe Ökologie oder Umwelt (»*Umweltfanatiker*«), wie bereits bei den anderen Daten zu sehen, fast gar nicht vertreten sind. Am exponiertesten zeigt sich darin die Wiener Tafel:

Wiener Tafel (www.wienertafel.at/index.php?id=136, 27.9.2010)

»Die Wiener Tafel setzt sich für einen sinnvollen Umgang mit Ressourcen ein. Durch unser Engagement ersparen wir der Wirtschaft Kosten, schonen die Umwelt, unterstützen karitative Einrichtungen und bekämpfen effektiv Armut.

(...)

Wir leben die Prinzipien der Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung ebenso wie jene der Wirtschaftlichkeit und der sozialen Verantwortung.

(...)

Das ergibt eine einmalige Win-Win-Win-Situation: Unternehmen sparen Entsorgungskosten und entlasten die Lagerhaltung. Die Umwelt wird geschont. Essen gelangt dorthin, wo es hingehört.«

39 Im Sommer 2010 wurde die Homepage dahingehend überarbeitet. Zuvor hieß der Slogan etwas kämpferischer, aber ähnlich: »Fighting Hunger and Food Waste«.

»Nachhaltigkeit«, in seiner verbreiteten Fassung der Verbindung ökonomischer, ökologischer und sozialer Aspekte, wird hier explizit vertreten. Ausgehend von der Homepage-Startseite werden unter dem Link »Jeder profitiert« (www.wienertafel.at/index.php?id=341, 27.9.2010) »Unternehmen«, »Umwelt« sowie »Soziales« noch einmal in eigenen Punkten aufgeführt, um deren Gewinne auszuführen. Für den Punkt »Umwelt« heißt es dort:

Wiener Tafel (www.wienertafel.at/index.php?id=425, 27.9.2010)

»Ein Viertel des Wiener Hausmülls besteht aus unverbrauchten Lebensmitteln. Die Hälfte davon ist noch original verpackt. Mehr als ein Drittel des Inhalts von Biotonnen im Handel sind brauchbare Lebensmittel. Die Menge entsorgter Lebensmittel der Industrie ist noch viel größer. Allein 100 Tonnen Tiefkühlprodukte kommen pro Jahr wegen nahendem Ablaufdatum gar nicht in den Handel.

Täglich werden in Österreich unzählige Tonnen an Nahrungsmitteln vernichtet, weil sie im Handel nicht mehr verkauft werden können. Dabei handelt es sich oft um Produkte, die einwandfrei sind, aber kleine Mängel wie Fehletikettierungen oder Verpackungsschäden aufweisen. Die Entsorgung dieser Lebensmittel ist kostenintensiv und belastet die Umwelt. Die Mülldeponien wachsen, der Heizwert bei der Verbrennung sinkt,

Wir alle wollen täglich möglichst frische Ware auf den Tisch. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, werden bewusst Überschüsse produziert. Ein großer Teil davon wandert dann in den Müll statt in den Magen. Das liegt am Fehlen eines funktionierenden Transferkonzeptes von den Stätten des Überflusses zu jenen des Bedarfs.

Hier bietet die Wiener Tafel eine sinnvolle und soziale Alternative. Sie schont Ressourcen und Umwelt und leistet einen wichtigen Beitrag zur materiellen Grundversorgung der Wiener Armutsbevölkerung. - Eine Initiative, die niemanden etwas kostet, aber vielen etwas bringt!«

Schließlich wird an anderer Stelle, an der die Prämierungen der Wiener Tafel aufgelistet sind, sogar eine Umweltauszeichnung präsentiert, was zeigt, dass die Tafel auch als ökologisches Unterfangen öffentlich wahrgenommen wird:

Wiener Tafel (www.wienertafel.at/index.php?id=387, 27.9.2010)

»Martin Haiderer [Geschäftsführer im Vorstand; S.L.] wird für sein Projekt ›Wiener Tafel‹ von der Umwelta Abteilung der Gemeinde Wien zum ›Abfallmanager 2006‹ ernannt.«

Die Ablehnung von Ressourcenverschwendung beziehungsweise ein sparsamer Umgang damit wird heute üblicherweise im Kontext von ökologischen oder Nachhaltigkeitsdebatten verhandelt, setzt aber im Alltagsgeschehen nicht zwangsläufig ein besonders ökologisches Bewusstsein voraus. Sehr offensichtlich ist das, wenn man an Generationen mit Kriegs- oder Nachkriegserfahrungen und damit verbundene Notsituationen denkt. Sparsamkeit speist sich dann viel eher aus erlebtem Mangel und möglicherweise dem Respekt vor dem Wert von Lebensmitteln als *Überlebensmitteln*.

So plausibel diese Überlegungen sind und sich zusätzlich dadurch stützen lassen können, dass die Tafel-Engagierten mehrheitlich den älteren Generationen angehören, so sehr ist aber zugleich geltend zu machen, dass eine angemessene Gesellschaftsbeschreibung sich heute viel mehr mit dem Begriff der Überflusses als einer Mangelgesellschaft verbindet. Und wie gesehen, ist das auch häufig die explizite Deutung bei den Tafeln selbst. Das Empörende ist nicht, dass trotz allgemeinen Mangels und verbreiteter Hungersnot verschwenderisch mit Lebensmitteln umgegangen würde, sondern dass einige Menschen vom vorhandenen Überfluss zuwenig abbekommen. Heute gehört deshalb die Diskussion des Ressourcenverbrauchs in jedem Fall (auch) in einen ökologischen Zusammenhang.

Die sparsame Verwendung ökologischer Begrifflichkeit deutet deshalb vor allem auf das nicht geklärte Verhältnis dazu bei den Tafeln. Explizit wird der ansonsten eher implizit unterstellte Zusammenhang vor allem von der *Wiener Tafel* vorgeführt, die eine optimistische »*Nachhaltigkeit*«-deutung der »*Win-Win-Win-Situation*« ökologisch, sozial und ökonomischen Harmonierens vertritt. Am nahe liegendsten ist der Gewinn für die ökonomische Seite, obwohl auch hier die Aussage überrascht, dass die Tafelarbeit »*niemanden etwas kostet*«. Wenn dem so wäre, benötigte man keine Spenden und müsste keine Arbeit investieren. Freiwilliges Engagement und Sponsorengelder sind in diesem »*Kosten*«-begriff nicht enthalten. Gemeint ist also nur, dass sich die Tafeln in einem Bereich engagieren, der sich der ökonomischen Verwertung im engeren Sinne entzieht. Trotzdem werden ökonomische Gewinne (»*Win*«) in Aussicht gestellt. Den ökonomischen Verwertungsprozessen werden nämlich Kosten abgenommen. Das wird den beteiligten Unternehmen qua Konzept ausdrücklich offeriert: wir, als Tafeln, entlasten euch Unternehmen bei der Entsorgung und verhelfen euch zu Publicity und einem guten Image. Zu rechtfertigen sei das dadurch, dass nicht allein die Unternehmen dabei profitierten, sondern zugleich soziale (»*Win*«) und ökologische (»*Win*«) Gewinne entstehen würden.

Zunächst muss ergänzt werden, dass die Tafeln selbst auf diese Weise gewinnen (ein viertes, nicht mit aufgelistetes »*Win*« gewissermaßen), denn die

Überschüsse sind die Ressourcen ihrer Verteilungsaktivitäten. Wieweit sich das aber in soziale und ökologische Verbesserungen überführen lässt, ist noch keineswegs ausgemacht. Zu den sozialen Aspekten wurde in den vorangehenden Kapiteln schon einiges ausgeführt, während hier die ökologischen näher zu beleuchten sind.

Im Konzept der Tafeln, wie es nun zu Tage liegt, wird also der »Wegwerfgesellschaft« damit begegnet, dass die überschüssigen Lebensmittel nicht länger weggeworfen, sondern dass sie wieder- oder weiterverwertet werden, was einer Art Recyclingkonzept entspricht. So werden allerdings nicht die Überschüsse selbst vermieden, sondern sie werden von Überschüssen zur Ressource umgedeutet. In jedem Fall greift das Konzept erst dann, wenn die Überschüsse bereits entstanden sind. In ökologischer Terminologie wird man das also als eine »End of the pipe«-Strategie bezeichnen. Als Beispiel: Am Ende des Schornsteins oder der Leitung werden Filter eingebaut, die die Abgase oder Abwässer reinigen, indem sie Schadstoffe zurückhalten. Auf diese Weise gelingt es tatsächlich, die Luft oder das Wasser weniger zu kontaminieren und entsprechende Umweltschäden zu vermeiden. Dennoch kann diese Verfahrensweise recht aufwendig sein und die herausgefilterten Stoffe müssen dann gegebenenfalls noch bearbeitet werden (können). Auch lässt sich damit nur ein Teil der Probleme lösen. Das bekannteste Beispiel hierfür ist der PKW-Katalysator. Dessen Einführung hat zwar die Autoabgase um einige Schadstoffe bereinigt. Nicht zuletzt durch die massive Verkehrszunahme – die man viel weniger in Frage stellen musste, da es ja nun Katalysatoren gab – wurden die positiven Effekte aber entweder wieder eingeholt (so genannte »Rebound-Effekte«) oder erweisen sich heute als lediglich verschoben. Die neueren Diskussionen um Feinstaubbelastungen machen ebenso darauf aufmerksam, wie die zum Klimawandel: die Luft erscheint sauberer, ist aber deshalb nicht unbedingt gesundheitlich unbedenklicher; und wenn sie es lokal ist, so ist, wenn der Preis der besseren Stadtluft ein globaler Klimawandel ist, der Gewinn doch zumindest fragwürdig. Sicher kann man durch Recyclingstufen die Bilanz noch verbessern, wenn beispielsweise Abgase oder Abwässer noch zur Wärmegewinnung genutzt werden. Dennoch setzen die Lösungsversuche dabei immer am Ende des Prozesses ein und mit neuen problematischen Nebenfolgen (im Sinne von Beck 1996)⁴⁰ muss erfahrungsgemäß gerechnet werden.

40 Oder auch von Latour (1998): Die Katalysatoren oder Filtertechniken sind die »Hybriden«, die die Erzeugung weiterer Hybriden nach sich ziehen; die technisch erzeugten Probleme werden technisch behoben mit erwartbar neuen problematischen Konsequenzen – um dann durch weitere technische Neuerungen behoben zu werden...

Insofern stellt sich in ökologischer Hinsicht immer die Frage, ob nicht eine früher einsetzende Strategie geeigneter und letztlich ökologisch hilfreicher wäre. Folgt man dieser Analogie mit Blick auf die Tafeln, dann wird schnell deutlich, dass allein durch das Sammeln von Überschüssen an den Erzeugungsweisen der Überschüsse durch Produktion, Distribution und Konsumtion nicht gerüttelt wird. Empirisch gibt es dazu auch kaum Hinweise. Ein solcher wurde im eigenen Interview (Sommer 2008) mit Sabine Werth, Tafel-Gründerin in Berlin, gegeben. Sie vermutet darin zumindest einen gewissen Einfluss der Tafeln auf die »Geschäftspolitik« von Unternehmen, die möglicherweise durch die Tafeln angeregt würden, weniger verschwenderisch zu kalkulieren. Damit ist sie auch eine der wenigen Stimmen, die die tatsächliche Reduktion von Überschüssen und nicht nur deren Umdeklarierung begrüßen. Üblicherweise wird ein Rückgang der Überschüsse dagegen als »Problem« verminderter Ressourcen wahrgenommen und verhandelt. In einem Interview mit einem anderen Tafelleiter heißt es beispielsweise:

»Wir haben also jetzt riesengroße Probleme zum Beispiel mit X [Name eines Discounters]. X hat ja hier eben die Y-Märkte [Name einer anderen Lebensmittelkette] alle übernommen. Und X hat ne ganz andere Verkaufsphilosophie. Die senken ja unmittelbar vorm Mindesthaltbarkeitsverfallsdatum ihre Produktpreise, machen also da dann ein hohen [unverständlich] draus, ne. Und bei X ist es besonders krass, die gehen runter bis auf ungefähr 30 Prozent. Ja, und da bleibt nachher nichts mehr übrig. Na ja, wir haben ja versucht, da grade mit X jetzt, mit den Gebietsleitern haben wir vorige Woche wieder ein Gespräch geführt. Und die sagen uns: Sie glauben gar nicht, wie die Leute auf diese Warenherabsetzungen warten. Die laufen manchmal ne halbe Stunde im Kreis um die Warenregale rum und warten, bis wir kommen mit der Pistole und senken die Dinger. Na ja, und das ist klar. Die müssen die Ware bis einen Tag vorm Verfallsdatum oder vorm Mindesthaltbarkeitstag verkaufen bis 18 Uhr. Das heißt, wir haben rein theoretisch, wenn noch Ware da ist, noch einen Tag. Wir können sie früh abholen und können sie dann nachmittags mit ausgeben, ne. Ansonsten waren's meistens zwischen drei und vier Tagen. Und dass da natürlich dann ne größere Anzahl von Ware da ist, das ist ganz klar. Aber da der Bedarf eben so ist, dass die Bedürftigen eben regelrecht auf diese Preisnachlässe warten, geht's uns verloren, ne.«

An diesem Beispiel wird zugleich ersichtlich, dass der – mögliche – Einfluss der Tafeln auf die »Geschäftspolitik« begrenzt ist und dass umgekehrt die Abhängigkeiten der Tafeln von den jeweiligen Unternehmensstrategien deutlich spürbarere Auswirkungen hat.⁴¹

41 Vgl. dazu auch die weiteren Ausführungen im Kapitel VI zu den Sponsoren.

Während also der ökologische Einfluss der Tafeln auf Überschussverminderung durch bloßes Sammeln kaum nachzuweisen ist, zeichnen sich andererseits Effekte ab, die sich in Anlehnung an die oben angeführten ökologischen Argumentationen als ›Rebound-Effekte‹ fassen lassen. Dass verminderte Überschüsse regelmäßig als Ressourcenproblem thematisiert werden, verweist schon an sich auf das gegenteilige strukturelle Interesse der Tafeln. Solange sich das eigene Engagement auf die Überschussressourcen stützt, bedeutet jede Verminderung eine Einschränkung der Tafelaktivitäten. Eine ernsthafte Reduktionsstrategie muss gewissermaßen an die Substanz der eigenen Arbeit gehen. Zum Vorschein kommt dies, wo die Tafeln dazu übergehen, im Sinne der Aufrechterhaltung oder Erweiterung ihres Angebots, sich Ressourcen noch jenseits der Überschüsse aktiv zu erschließen. Ein besonders offensichtliches (und deshalb bei den Tafeln selbst umstrittenes) Beispiel ist der Zukauf von Lebensmitteln. Aber auch bestimmte Sammelaktionen müssen darunter gezählt werden. Wenn Konsumenten bei Ad-hoc-Sammelaktionen oder über dauerhaft in Märkten installierte Sammelboxen aufgefordert werden, zusätzliche Lebensmittel bei ihrem Einkauf eigens für die Tafelspende mit zu erwerben, dann befördert das Produktion und Konsum, also den ökonomischen ›Normalbetrieb‹. Da die so als Spende erworbenen Lebensmittel in den üblichen ökonomischen Prozessen erzeugt werden, kann man davon ausgehen, dass diese zudem mit weiteren Überschüssen einhergehen.

Das Tafel-Engagement lässt sich in dieser Hinsicht mit Erfahrungen bei der Kleidersammlung abgleichen. Erst die Anfang der 1990er Jahre skandalisierten Erfahrungen mit problematischen Effekten der Kleiderspenden führten bei einigen Initiativen zu einer Auseinandersetzung mit den realen, oft wenig hilfreichen Zusammenhängen (Dachverband FairWertung 2005, 2007, vgl. www.fairwertung.de). Zwar gibt es auch deutliche Differenzen zwischen Kleider- und Lebensmittelsammlungen. Aber nicht nur die Tatsache, dass Tafeln oft selbst ›Kleiderkammern‹ betreiben, lässt den Vergleich informativ erscheinen. Erhellend ist er ganz allgemein, weil er zeigt, dass die offensichtliche Wohltat bei genauerem Zusehen problematische Konsequenzen haben kann. Konkreter noch wurde etwa der Begriff ›Spende‹ für die Kleidersammlung in Frage gestellt, da die ›Spender‹ selbst Gewinne daraus ziehen. (Zu diesem Aspekt werden für die Tafeln im Kapitel VI genauere Ausführungen folgen.) Aber auch ›Rebound-Effekte‹ wurden in der Kleidersammlung bemerkt, nämlich dass (ähnlich einem Katalysator) das Kleidersammeln zu neuer Sorglosigkeit bei den Konsumenten führen kann, die nun um so unbekümmerter einkaufen, da die immer wieder entstehenden Überschüsse für soziale Zwecke weiter gegeben würden.

Den Tafeln dürften in vergleichbarer Hinsicht noch Auseinandersetzungen und Erfahrungen bevorstehen. Die Umweltgewinne liegen jedenfalls keineswegs so klar, wie behauptet. Eher muss man annehmen, dass sie gerade deshalb so selten offensiv vertreten werden, weil dann auch die Interessenkonflikte zwischen Überschussverminderung und Ressourcenquelle schnell sichtbar werden. Dafür wurden aber im Rahmen der etablierten Tafelpraxis bislang keine geeigneten Umgangsstrategien entwickelt. Neuerdings ist eine offensivere Darstellung des ökologischen als Nachhaltigkeitsthema durch den Bundesverband zu beobachten. So hat die aktuelle Ausgabe der Verbandszeitschrift FeedBack (1/2011) Nachhaltigkeit zum Schwerpunktthema. Zudem erhielten die Tafeln über den Bundesverband einen ECO CARE-Award 2011, eigentlich ein Branchenpreis, für ihre logistischen Leistungen.⁴² Ohne dass dies noch genauer in die Analysen eingehen könnte, lässt sich sagen, dass die strukturellen Probleme darin bzw. damit nicht angegangen werden. Vielmehr geht es auch hier um Repräsentativitätsgewinne.⁴³

Die Fragen der Überschussvermeidung werden auch im Kapitel VI noch einmal diskutiert, wenn es genauer um die Sponsorenseite geht. Dort können die Fragen noch einmal aus einer anderen Perspektive heraus aufgeworfen werden.

5.3 Erweitertes Tätigkeitsspektrum und Kooperationen: Nachhaltige Alternativen durch Produzieren, Bilden, Beraten ... ?

Nicht nur die eher impliziten Solidaritätsmodelle der Tafeln variieren und auch nicht nur die mal mehr mal weniger explizite Verfolgung von Umweltzielen. Sehr offensichtlich sind besonders die Differenzierungen im Tätigkeitsspektrum der Tafeln. Während sich manche lokalen Initiativen ausdrücklich auf das Sammeln und Verteilen von Lebensmitteln beschränken, erschließen sich andere immer neue Aufgabenfelder, teilweise in Kooperation mit weiteren Initiativen

42 »Zum zweiten Mal war die LEBENSMITTEL PRAXIS gemeinsam mit dem Fachmessetrio InterMopro/InterCool/InterMeat in diesem Jahr auf der Suche nach herausragenden Nachhaltigkeits-Konzepten von Lebensmittelhandel und -industrie sowie Zulieferern und Dienstleistern der Branche«, berichtet die Zeitschrift Lebensmittelpraxis am 5.9.2011 (www.lebensmittelpraxis.de/handel/3366-internationale-konzeptegewuerdigt.html).

43 »Das Thema Nachhaltigkeit hat sich in den vergangenen Jahren zu einem bedeutenden Wettbewerbsfaktor für die Branche entwickelt. (...) die drei Bestplatzierten pro Kategorie können die Auszeichnung in ihrer Unternehmenskommunikation nutzen« (www.intermeat.de, Newsarchiv, Meldung vom 9.11.09).

oder Organisationen. Wenn man die zahlenmäßige Ausbreitung der Tafeln als ›quantitatives Wachstum‹ auffasst, dann kann die Entfaltung des Tätigkeitsspektrums als ›qualitatives Wachstum‹ bezeichnet werden. Auch solche Ausweitungen können Aufschluss über das Selbstverständnis und die verfolgten Anliegen der Tafeln geben.

Die Erweiterung des Tätigkeitsspektrums ist bei den Tafeln lokal sehr unterschiedlich ausgeprägt. Das hängt jeweils von den Überzeugungen der Protagonisten ab, von den lokalen Möglichkeiten, auch von den Kompetenzen, über die die freiwillig Engagierten vor Ort verfügen und die sie einbringen können, zudem vom sozialen Umfeld. Je nach dem welche Organisationen, Vereine und Initiativen vor Ort neben den Tafeln tätig sind, werden Abstimmungen darüber erfolgen müssen, wo einzelne Tätigkeiten das lokale Spektrum sinnvoll ergänzen, wo man kooperieren kann oder wo sich Konkurrenzverhältnisse herausbilden (würden). Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass mehr als die Hälfte der Tafeln heute unter dem Dach eines etablierten Sozialverbands arbeitet, zum Beispiel eines kirchlichen, des DRK oder der Arbeiterwohlfahrt. Aus deren Perspektive ist eher die Tafeltätigkeit eine Erweiterung ihres Spektrums als umgekehrt.

Gleichwohl bringen die Tafeln dabei eine eigene Dynamik hervor. Es fanden und finden sich immer wieder engagierte Freiwillige, die Tafelarbeit im engeren Sinne (Sammeln und Verteilen), zum Beispiel aus der Kirchgemeinde heraus, übernehmen wollen und damit die Verbände konfrontieren. Diese mussten sich zu solchem Engagement erst einmal in ein Verhältnis setzen. Voran gegangen – nach anderthalb Jahrzehnten Tafeln – ist dabei die Caritas (vgl. Neher 2008, Rhoden 2009).⁴⁴ Wenn solche Klärungsprozesse einsetzen und die Tafeln aktiv integriert werden, dann hat das zweifellos den Vorzug, dass die Erfahrungen und Ressourcen der etablierten Sozialverbände dem Laienengagement zugute kommen können. Insbesondere da, wo die Tafelnutzenden nicht nur die Angebote günstiger Lebensmittel suchen, sondern auch sozialen Anschluss oder Beratung, kann das hilfreich sein. Diese Sicht zeigt sich im Selbstverständnis der Verbände, wie etwa am Konzept »Tafel plus« abzulesen (vgl. Rhoden 2009).

Es wären eigene Analysen notwendig um zu sehen, inwieweit solche Grundsätze und Leitlinien in der lokalen Praxis umgesetzt werden (können) und welche Erfahrungen damit gemacht werden.⁴⁵ Zudem werden solche ›Einbettun-

44 Interessanter Weise werden von der Caritas sogar Umweltaspekte als relevant für die Sammelaktivitäten mit formuliert (vgl. Neher 2008).

45 ›Es wurde ein klarer *Handlungswille* gezeigt, dem dann doch ein weniger konsequenter *Gestaltungswille* folgte« – so eine Erfahrung bei Zahn/Schäfers (2010: 296).

gen« seitens eigenständig arbeitender Tafelvereine häufig beargwöhnt. Sie sehen gerade den neuen und unabhängigen Impuls einer ›sozialen Bewegung‹ verloren gehen, wenn Tafelinitiativen von etablierten Verbänden ›vereinnahmt‹ werden. Schließlich verändert die Integration von Tafelarbeit aber auch die bisherigen Formen der Verbandsarbeit beziehungsweise ganz allgemein: der Sozialen Arbeit. In kritischer Lesart drückt sich unter anderem in der Etablierung solcher Versorgungsstrukturen, wie sie durch Tafeln und ähnlich arbeitende Initiativen geleistet wird, eine Spaltung Sozialer Arbeit aus, die gesellschaftliche Polarisierungen reproduziert. Es »entstehen Schattenbereiche des Wohlfahrtsstaats, in denen nurmehr zur Linderung sozialer Notlagen beigetragen wird, jedoch weder rechtlich garantierte und entsprechend einforderbare Leistungen erbracht werden noch Ursachen der Armutslagen bekämpft werden« (Kessl/Schoneville 2010: 44).

Mit dieser Diagnose gehen die Überlegungen schon über organisatorische und situative Aspekte der Tätigkeitsdifferenzierung hinaus. Es stellt sich auch hier die Frage danach, welche Auswirkungen die Differenzierungen auf die rekonstruierten zentralen Anliegen der Tafeln haben, nämlich auf ihre Beiträge zur Verminderung von Ausgrenzung und Überschüssen. Betrachtet man solche Aufgabenexpansionen als Teil eines nur quantitativen Wachstums, dann liegt die Prognose nahe, dass die Tafeln vor allem einer eigendynamischen Organisationsentwicklung der Etablierung folgen, die dabei leicht den Bezug zu ihren Zwecken verliert (vgl. schon Selke 2008) oder gar nicht erst aufnimmt. In diese Richtung weisen zahlreiche Erkenntnisse der bisherigen Analysen dieses Kapitels. Wie ich an anderer Stelle diskutiert habe (Lorenz 2010d), lässt sich speziell die Tätigkeitserweiterung aber auch als ›qualitatives‹ Wachstum deuten, das für eine Umsetzung der zentralen Tafelanliegen sogar *notwendig* ist beziehungsweise notwendig wäre.

Geht man nämlich von der Deutung der Tafeln als einer Protestpraxis aus (vgl. v.a. die Abschnitte 4.1, 5.1), die symbolisch etwas in Aussicht stellt, was faktisch nicht gegeben ist, nämlich die Teilhabe aller an der reich gedeckten gesellschaftlichen Tafel bei respektvollem Umgang mit Lebensmitteln, dann ist damit zugleich gesagt, dass diese Praxis eben Protest und nicht Problemlösung ist. Oder anders formuliert: Die Tafelanliegen lassen sich mit den originären Tafeltätigkeiten des Sammelns und Verteilens zwar protestförmig skandalisieren, aber eben nicht selbst als Problemlösung umsetzen. Die gelegentlich bei den Tafeln noch zu findende Äußerung, eigentlich müssten die Tafeln wieder überflüssig werden, bringen genau dies zum Ausdruck. Sie zeugen vom Sinn dafür, dass Mittel und Zwecke der Tafelarbeit in einem Spannungsverhältnis stehen: Überschüsse sollen reduziert werden, werden aber zugleich als Ressource in

größtmöglichem Umfang eingesammelt; unzureichende soziale Rechte werden zwar kritisiert, aber die eigenen Unterstützungsleistungen sind gerade nicht in einer Rechtsbasis fundiert, sondern in freiwilliger Wohltätigkeit.

Gerade deshalb sind also Veränderungen der Tafelpraxis *notwendig*, wenn die Tafeln zu sozialen wie ökologischen Problemlösungen beitragen wollen. Genau genommen geht es um zwei Schritte. Zum einen müssten Kriterien entwickelt werden, nach denen entschieden werden kann, welche Tätigkeiten Beiträge zu Problemlösungen leisten; letztlich ist das abzulesen daran, ob durch die Aktivitäten tatsächlich Überschüsse reduziert und Ausgrenzung verringert wird. Zum anderen müssten neue Tätigkeitsfelder erschlossen werden, die genau darauf gerichtet sind. Im Umweltabschnitt (5.2) wurde bereits auf ein Beispiel verwiesen, wo dies – jedenfalls in ökologischer Hinsicht – offensichtlich nicht der Fall ist, nämlich wenn Konsumenten aufgefordert werden, für die Tafeln zusätzlich Lebensmittel zu kaufen.

Betrachtet man nun die faktische Erweiterung des Engagementspektrums, dann fallen ganz unterschiedliche Differenzierungen auf.⁴⁶ Würde man noch Initiativen mit einbeziehen, die nicht der Tafel als Organisation zugehören, aber nach ähnlichen Prinzipien arbeiten, dann würde die Differenzierung noch detaillierter ausfallen. Zunächst sind es bei weitem nicht nur Lebensmittel, die gesammelt und verteilt werden, sondern viele andere Gegenstände und Waren des mehr oder weniger alltäglichen Bedarfs ebenso. Besonders häufig sind darunter Kleidung und Möbel zu finden, aber auch Kosmetika, Hausrat, Elektrogeräte oder Bücher. Das Spektrum erstreckt sich bis hin zur Schul-Erstausrüstung oder zu Medikamenten.⁴⁷

Aber das Tätigkeitsspektrum differenziert sich nicht allein entlang dessen, *was* gesammelt und verteilt wird. Vielmehr geht es darum, *wie* gesammelt wird oder inwiefern der Rahmen des Sammeln und Verteilens ganz verlassen wird. Gesammelt werden nämlich keineswegs nur Überschüsse, sondern auch Marktgängiges.⁴⁸ Zwar wird das direkte Zukaufen von Lebensmitteln vom Bundesverband abgelehnt, was aber nicht heißt, dass es nicht vorkommt oder bei tafelähnlichen Initiativen sogar zum Konzept gehört. Bei bestimmten Angeboten lässt sich das auch kaum vermeiden. Wenn etwa Mittagessen in »Kinderrestaurants«

46 Vgl. für einige Beispiele auch die Abschnitte 4.2 Thematisierung III und 4.5 Engagement III.

47 Vgl. beispielsweise www.ludwigstafel.de, 21.10.2009; www.offenburger-tafel.de, 21.10.2009; www.schwaebische-tafel-stuttgart.de, 12.12.2009.

48 Vgl. zu weiteren Beispielen auch Selke (2010, v.a. 24ff.).

oder an sonstigen Mittagstischen (»Suppenküche«) angeboten werden, was eine Reihe von Tafeln praktiziert, müssen eben die Zutaten sämtlich zur Verfügung stehen, auch wenn die Supermärkte sie gerade nicht oder in nicht genügend großem Umfang aussortiert haben. Die genannte Schul-Erstausrüstung ist ohnehin eher eine Sponsoring-Aktion, als dass Überschüsse gesammelt würden. Zu erwähnen ist auch noch einmal die Sammelaktion im Supermarkt, bei der es faktisch ebenfalls um eine Art Zukauf geht, wenngleich es dabei die Konsumenten sind, die gewissermaßen für die Tafeln zukaufen – wobei seitens der Tafeln angegeben wird, welche Lebensmittel besonders erwünscht sind, nämlich üblicherweise länger haltbare, die von den Märkten aufgrund besserer Kalkulierbarkeit weniger aussortiert werden.⁴⁹ Schließlich hat die Kooperation des Bundesverbands mit Lidl, bei der das Flaschenpfand am Automaten direkt den Tafeln gespendet werden kann, ebenfalls nichts mit dem Sammeln von Überschüssen zu tun.

Noch weiter vom Sammeln und Verteilen entfernt sich die Tafelarbeit, wo sie sich mit produktiven Tätigkeiten verbindet, wo Bildungs- oder Kompostierungsprojekte verfolgt werden oder wo Freizeitgestaltungen – wie Weihnachts- und sonstige Feiern, Ferienfreizeiten für Kinder (vgl. Becker 2010), Wanderungen oder Ausflüge – veranstaltet werden. Unter die produktiven Tätigkeiten sind vor allem so genannte Tafelgärten zu zählen, in denen über Beschäftigungsprojekte Gemüse und Obst für die Verteilung über die Tafeln erzeugt wird.⁵⁰ Diese Verbindung zur Beschäftigungspolitik verweist darüber hinaus darauf, dass bei vielen Tafeln, das heißt auch bei ihren Sammel- und Verteilungsarbeiten, auf Beschäftigungsprojekte beziehungsweise geförderte Stellen gesetzt wird. Häufig handelt es sich um sogenannte Ein-Euro-Jobs, deren Erfolgsbilanz im Hinblick auf Arbeitsmarktintegration allerdings skeptisch einzuschätzen ist (vgl. Scherschel/Booth/Schierhorn 2010).

An Bildungs- und Beratungsangeboten lässt sich eine breite Palette identifizieren, nicht für jede Tafel, sondern im Überblick über die heterogene »Tafellandschaft«. Vergleichsweise häufig werden Kochkurse angeboten, für Eltern und/oder Kinder, bis hin zum Entwickeln und Verbreiten von Kochbüchern.⁵¹ Es werden aber auch Beratungen zu sonstigen Alltags- oder verschiedensten Rechtsproblemen geleistet beziehungsweise organisiert, zum Beispiel zum Um-

49 Vgl. zur Zusammensetzung der verfügbaren oder nicht verfügbaren Lebensmittel Igl u.a. (2008).

50 Vgl. beispielsweise www.leipziger-tafel.de/presse/2008/pressebericht_lvz041208.pdf, 6.10.2010; www.mittweidaer-tafel.de/front_content.php?idcat=37, 6.10.2010.

51 Vgl. u.a. www.hamburger-tafel.de, 6.10.2010.

gang mit Behörden, zum Arbeitslosengeld, zu Mietfragen oder zu persönlichen Problemen. In Einzelfällen finden sich darüber hinaus Angebote zu Sprachkursen für Migranten,⁵² die Herausgabe einer Straßenzeitung,⁵³ medizinische Betreuung,⁵⁴ bis hin zur Beteiligung an der Berufsausbildung⁵⁵.

Diese Auflistungen aus dem Tätigkeitspektrum der Tafeln können und sollen keine Vollständigkeit beanspruchen. Sie sollen lediglich anregen, die Tafelangebote im Hinblick auf die Tafelziele genauer zu bedenken (vgl. Lorenz 2010d). Während an vielen Stellen in der Tafelanalyse deutlich wurde, dass die Mittel der Tafeln keineswegs selbstverständlich ihren Anliegen dienen, so bergen andere Angebote, das heißt andere Mittel, im Hinblick auf die Zwecke möglicherweise bessere Optionen. Kochkurse mögen beispielsweise sowohl im Sinne

52 Vgl. www.wattenscheider-tafel.de/index.php?option=com_content&view=article&id=46&Itemid=61, 6.10.2010: »Weil soziale und berufliche Integration gute Sprachkenntnisse voraussetzen, hilft die Wattenscheider Tafel auch hier: Seit Frühjahr 2003 führt sie DaF-Kurse durch, zunächst nur semiprofessionell und nebenbei – Adressaten waren ausländische Tafelmitarbeiter/innen mit unzureichenden Deutschkenntnissen –, mittlerweile aber mit professioneller Unterstützung und in einem regelrechten Lehrbetrieb mit Teilnehmer/innen aus allen Teilen Bochums. Ein Kurs dauert semestergerecht ein halbes Jahr und wird einmal pro Woche für jeweils 3 Zeitstunden, entweder vormittags oder nachmittags durchgeführt. Jeder Kursteilnehmer schreibt anfangs einen Einstufungstest, um den für ihn oder sie passenden Kurs zu ermitteln. Zurzeit unterrichten wir mit gutem Erfolg ca. 50 Interessierte in 5 Kursen zum Teil sehr unterschiedlicher sprachlicher Voraussetzungen: Von weniger als A1 bis mehr als B2 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen GER ist hier alles vertreten und die Lehrkräfte versuchen jedem gerecht zu werden. Diese Kurse erfreuen sich wachsender Beliebtheit und nicht nur, weil sie für die Teilnehmer/innen natürlich kostenlos sind, sondern weil alle schon spürbar Fortschritte gemacht haben. Diesen verdanken sie nicht zuletzt dem besonderen Profil unserer Deutschkurse: Zur Erprobung des interaktiven Sprachgebrauchs sind die Teilnehmer/innen angehalten, ein- bis mehrwöchige Praktika neben dem Sprachunterricht bei der regulären Tafelarbeit zu absolvieren. Im Sozialen Warenhaus, der Kleiderkammer und in der Schneiderei bekommen sie große Hilfen. Wir nennen es gelebte Integration.

Der Lehrbetrieb umfasst aber nicht allein die DaF-Kurse, sondern auch Computerkurse, Schneider-Kurse und Nachhilfe in den Fächern Deutsch, Englisch, Französisch und Mathe.«

53 Vgl. www.duisburger-tafel.de/fifty-fifty, 14.3.2009 (nicht mehr aktuell).

54 Vgl. www.wuppertaler-tafel.de/26.html, 6.10.2010.

55 Vgl. www.lingener-tafel.de/pdf/tafelbrief_nr.9.PDF, 6.10.2010.

von ›Hilfe zur Selbsthilfe‹ die Handlungsmöglichkeiten von Tafelnutzenden im finanziell restringierten Alltag unterstützen, wie sie auch einen anderen Umgang mit (Lebensmittel-)Ressourcen, jenseits industriell vorgefertigter Essweisen, befördern könnten. Die Vermittlung von Sprachfähigkeiten kann verschiedenste Zugänge zu gesellschaftlicher Teilhabe erleichtern und diverse Beratungsangebote können zur Wahrnehmung und Durchsetzung von Rechten verhelfen.

So ist zu sehen, dass sich im Tafelspektrum durchaus Aktivitäten nachweisen lassen, die sich auf die rekonstruierten Tafelanliegen nicht nur im Sinne eines Protests beziehen lassen, sondern auch im Sinne von Problemlösebeiträgen. Wo dies geschieht, dürfte sich die Schnittmenge mit anderen Initiativen und etablierten Verbänden erhöhen. Insofern werden sich weitere Kooperationen anbieten. Aktuell liegen solche vor allem in Richtung der etablierten Verbände Sozialer Arbeit. Denkbar wären aber aufgrund des eigenen Ansatzes der Tafeln genauso Kooperationen mit Konsum- oder Umweltverbänden. In jedem Fall bieten die Tätigkeitsdifferenzierungen ein Untersuchungsfeld, genauer nach den sozialen und ökologischen Konsequenzen des Tafelengagements zu fragen. Und wenn die Tafeln ernsthaft zur Verringerung von Überschüssen und zur Verminderung von Armut und Ausgrenzungen beitragen wollen, werden sie selbst Diskussionen darum führen müssen, welche Mittel sie für ihre Zwecke einsetzen wollen und nach welchen Kriterien diese zu bestimmen sein werden.

5.4 Transnationale Entwicklungen

Schließlich ist für ein adäquates Verständnis des Phänomens ›der‹ Tafeln der transnationale Kontext zu beachten. Das Phänomen des wohlthätigen Sammelns und Verteilens überschüssiger Lebensmittel ist nicht auf Deutschland beschränkt und auch nicht hier entstanden. Ähnliche Initiativen gründeten sich in anderen Ländern zum Teil lange vor der ersten Tafel in Berlin, die sich ausdrücklich am New Yorker Vorbild orientierte (vgl. Abschnitt 4.3). Die Tafeln bilden deshalb keinen in sich abschließbaren Gegenstand, sondern müssen vielmehr als Teil einer umfassenderen Entwicklung aufgefasst werden.

Zuerst wurde diese Form der Wohltätigkeit als lokale Initiative in den USA der späten 1960er Jahre praktiziert. Sie breitete sich von dort, verstärkt seit Beginn der 1980er Jahre, über Nordamerika, Europa und schließlich auf alle Kontinente aus. Am erfolgreichsten ist diese Verbreitung unter dem Namen *Food Banks*, für die es große Dachverbände gibt, die sowohl auf europäischer Ebene als auch, seit 2006, global organisiert sind. Im Vergleich zu den Tafeln arbeiten *Food Banks* üblicherweise in größeren Dimensionen und zielen eher darauf, soziale Einrichtungen zu beliefern, während die Tafeln im Wesentlichen lokal

arbeiten und ihre gesammelten Lebensmittel selbst direkt ausgeben. Da aber auch Tafeln sich in regionalen Verbänden zusammenschließen und seit Beginn soziale Einrichtungen beliefern, während im Kontext von *Food Banks* auch direkte Ausgabeformen praktiziert werden, ist die Unterscheidung insofern eine graduelle. Eine Trennung ergibt sich vorwiegend auf organisatorischer Basis, also in der Etablierung eigenständiger Verbände.

In Deutschland, Österreich und der Schweiz haben sich Tafeln etabliert, während sonst in fast ganz Europa *Food Banks* aktiv sind. Diese wiederum konnten in Deutschland kaum, in Österreich und der Schweiz (bislang) gar nicht Fuß fassen (www.eurofoodbank.org, 11.10.2010). Wie in Deutschland so ist in anderen Staaten davon auszugehen, dass es neben den großen und etablierten Verbänden noch verschiedenste andere, kleinere Initiativen gibt, die nach demselben Prinzip des Sammelns und Verteilens arbeiten, ohne Mitglied der großen Organisationen zu sein. Das können beispielsweise »Restaurants der Herzen« sein oder Initiativen auf Ebene der Kirchgemeinde⁵⁶ oder das Entdecken des Sammelns/Verteilens von Überschüssen als Ressourcenquelle durch andere Verbände/Initiativen, die auf diese Weise ihr bisheriges Tätigkeitsspektrum erweitern.

Die erste *Food Bank* in Europa gründete sich 1984 in Paris. Bereits 1986 wurde die »European Federation of Food Banks« ins Leben gerufen, zu der heute 240 *Food Banks* in 21 europäischen Staaten gehören. Hinzu kommen Gründungsaktivitäten in weiteren Staaten (www.eurofoodbank.org, Link »Countries«, 8.10.2011), selbst in Schweden als einem Land mit traditionell hoch entwickeltem Sozialsystem auf sozialstaatlicher Basis. Eine weitere Besonderheit im Vergleich zu den deutschen Tafeln ist die heute starke Kooperation der European Federation mit administrativen Einrichtungen auf europäischer Ebene. Die *Food Bank*-Organisation bezieht nach eigenen Angaben (ebd., Link »Public Institutions«) über die Hälfte ihrer zu verteilenden Güter aus einem EU-Programm für Lebensmittelhilfen. Dieses wurde ursprünglich eingeführt, um die Agrarüberschüsse in Europa abzubauen und speist sich nach wie vor aus diesen. Wie auch bei den Tafeln wird das als doppelter Gewinn in Aussicht gestellt, nämlich aufwendige Entsorgungen zu vermeiden und zugleich karitativ tätig zu werden. Das nimmt in dieser Kooperation allerdings in hohem Maße Konturen eines administrativen Programms an, wenngleich die *Food Bank*-Organisation eine nichtstaatliche ist.

56 Wie konflikthaft solche Gründungen sind, wenn sie sich gegenüber den etablierteren Tafeln behaupten müssen, schildert Reiniger (2010). Vgl. auch Konflikt und Kooperation am von Goettle (2010) gegebenen Beispiel.

Vergleichbare Entwicklungen setzten im Ursprungsland der *Food Banks*, den USA, Anfang der 1980er Jahre ein. Grell (2010, vgl. Poppendieck 1994, Daponte/Bade 2006) stellt sehr übersichtlich die Entwicklungen der US-amerikanischen Lebensmittelunterstützungen und Ernährungssicherungsprogramme in ihren Zusammenhängen dar. Dabei macht sie darauf aufmerksam, dass entgegen der häufigen Annahmen, die *Food Banks* würden mehr oder weniger ausschließlich privat beziehungsweise zivilgesellschaftlich arbeiten, sie seit Anfang der 1980er Jahre in hohem Maße von staatlichen Programmen profitieren; diese sollen auch der Regulierung der landwirtschaftlichen oder industriellen Überproduktion dienen (ebd.: 136ff.). Die staatliche Förderung privater Lebensmittelverteilung bei gleichzeitiger Kürzung sozialstaatlicher Leistungen führte über die 1980er Jahre zu einem rasanten Anstieg solcher tafelähnlichen Initiativen. Förderungen dieser Art sind bis heute Bestandteil der ›Tafel‹-Arbeit in den USA, was allerdings medial wenig thematisiert werde:

»Auch in der Selbstdarstellung vieler Organisationen, die einem zunehmend härter werdenden Wettbewerb um Spenden und ehrenamtliche Helfer unterliegen, wird lieber auf die enorme Bedeutung privater Hilfsanstrengungen verwiesen als darauf, dass mehr als 80 Prozent aller ›Food Banks‹ sowie etwa die Hälfte aller ›Food Pantries‹ und Suppenküchen direkte Unterstützung vom Landwirtschaftsministerium und der FEMA, der nationalen Koordinationsstelle für Katastrophenhilfe, erhalten. Bei einigen Mitgliedern des Netzwerkes ›Feeding America‹ wird nahezu die Hälfte aller Lebensmittel zur kostenlosen Verteilung an Bedürftige aus dem staatlichen Fördertopf ›Emergency Food Assistance‹ finanziert« (ebd.: 138f.).

Als Quelle für diese Angaben verweist Grell auf aktuelle (2010) Selbstauskünfte der Organisation »Feeding America«. Diese Zusammenhänge sind also kein Geheimnis, wie auch die oben angegebenen Unterstützungen der Europäischen *Food Banks* zeigen, die sich ebenfalls in den Eigenangaben der Organisation finden. Sie werden freilich sonst eher nicht prominent erwähnt, während das private Engagement und die privatwirtschaftlichen Sponsoren hervorgehoben werden.

Für die USA sind bisher nur die nationalstaatlichen Förderungen genannt, zu denen noch bundesstaatliche oder kommunale hinzukommen können. Im Vergleich dazu besteht die Förderung der Tafeln in Deutschland auf nationaler Ebene eher aus symbolischer Unterstützung, etwa durch die Schirmherrschaft über die Tafeln durch Bundesministerinnen oder durch lobende Worte des Bundespräsidenten und anderer Politprominenz zum besonderen Freiwilligenengage-

ment der Tafelaktiven. Auf Landes- und kommunaler Ebene kommt es aber durchaus zu substanzieller Förderung und Kooperation.⁵⁷

Von »Feeding America«, der größten *Food Bank*-Organisation der USA, ging in Kooperation mit drei weiteren nationalen *Food Bank*-Organisationen (aus Argentinien, Mexiko und Kanada) die Gründung von »The Global Food-Banking Network« aus. Dieses Netzwerk arbeitet seit 2006 und ist aktuell in 19 Ländern auf allen Kontinenten aktiv (www.foodbanking.org, Our Work, Where We Work, 8.10.2011).

Bislang liegen keine transnational vergleichenden Studien zu diesen Entwicklungen der »charitable food assistance« durch *Food Banks*, Tafeln oder tafelähnliche Initiativen vor. Damit fehlt eine wichtige Dimension im Verständnis des Phänomens, nämlich die Frage nach der Möglichkeit der von den »Überfluggesellschaften« ausgehenden weltweiten Ausbreitung trotz nationaler und erst recht regionaler und lokaler Unterschiede (vgl. Lorenz 2011). Vorhandene Studien im nordamerikanischen Raum bieten exemplarische lokale Einsichten oder binden die Erkenntnisse in Überlegungen zu nationalen Sozialpolitiken ein. Während einige eher auf Effektivitäts- und Organisationsfragen gerichtet sind

57 So am Beispiel der Jenaer Tafel zu sehen (www.jenaertafel.de, Link »Nachrichten«, 11.10.2010): »Zum 01.01.2010 hat die Jenaer Tafel die ehemalige Kindereinrichtung in der Werner-Seelenbinder-Str.26 durch Erbbaurecht von der Stadt erworben (...). Das erworbene Gebäude in Lobeda muss vor Bezug auf die Belange des Tafelvereins umgebaut und renoviert werden. Am 05. Mai wurden der Jenaer Tafel mit Vertretern der Stadt die Schlüssel für das größere Tafelhaus übergeben. Am 01. Juli konnte mit der Renovierung begonnen werden. Die Umbaumaßnahme wird mehrere Monate in Anspruch nehmen.

Die erforderlichen Mittel für den Umbau sollen zu 60% durch das Programm »Förderung soziale Stadt« des Landes Thüringen, sowie durch Sach- und Geldspenden von Sponsoren erbracht werden. Der Tafelverein hat im Laufe der nächsten Jahre ca. 30% Eigenleistungen aufzubringen. Dazu bittet die Tafel Firmen, Gewerbetreibende und Privatpersonen um großzügige Unterstützung. Ein Teil der Umbauarbeiten soll durch ehrenamtliche Arbeitsstunden geleistet werden. (...)

In dem oben genannten Programm ist die Stadt Jena mit ca. 120.000 Euro beteiligt. Dies wurde bei den Verhandlungen zur Übernahme des Objektes und bei weiteren Beratungen zur Finanzierung der Umbaumaßnahmen mit dem Oberbürgermeister und dem Sozial- und Finanzdezernenten so vereinbart. (...)

So kann das Tafelprojekt »Begegnungsinsel im Grünen« in Allianz mit der Stadt, Vertretern aus Politik und Wirtschaft als auch Sponsoren zu einem Zeichen für das 2010 proklamierte »Europäische Jahr gegen Armut und Ausgrenzung« werden.«

oder/und auf Fragen der Lebensmittelmenge und -qualität (Eisinger 2002, Normann 2003, Tarasuk/Eakin 2003, vgl. für Deutschland Normann 2003, Igl u.a. 2008),⁵⁸ rücken andere die Diskussion stärker in sozialpolitische, auch menschenrechtliche und Gerechtigkeitskontexte (Riches 2002), indem sie den Verlust sozialer Rechte und die mit der Nutzung von *Food Assistance*-Angeboten einhergehende Stigmatisierung registrieren sowie den Effekt bemerken, dass die Freiwilligenangebote einer adäquateren Problembearbeitung eher im Wege stehen als sie zu befördern (Poppendieck 1994: 74, Tarasuk/Eakin 2005). Für die USA wird beobachtet, dass »private food assistance« für Nutzende zunehmend zur Ergänzung der staatlichen Unterstützung wurde, zum Teil auch zur Alternative oder ersten Anlaufstelle noch vor der staatlichen Unterstützung wird (Berner/O'Brien 2004, Daponte/Bade 2006: 684). Beiträge von *Food Banks* zur Verringerung von Ausgrenzung durch »public education and advocacy« wären zwar möglich und sinnvoll, würden aber, so Riches (2002) für Kanada, kaum geleistet.

Insgesamt hat das Phänomen des Sammelns und wohltätigen Verteilens überschüssiger Lebensmittel eine über vier Jahrzehnte dauernde Geschichte aufzuweisen. Es ist eine globale Expansionsgeschichte die weiter anhält und offensichtlich für Veränderungen in den Sozialsystemen der Wohlstandsgesellschaften steht. Diese Bewegung ging von den USA als historisch erster Überfluggesellschaft aus. Auch die massive Ausbreitung von *Food Banks* im Zuge von sozialstaatlichen Reformen, die verstärkt auf individuelle Eigenverantwortlichkeiten anstelle von sozialstaatlicher Absicherung zielten, findet eine Entsprechung in den deutschen Entwicklungen der letzten Jahre. Denn auch hier erfuhren die Tafeln im Zuge der neueren Sozial- und Arbeitsmarktpolitiken des letzten Jahrzehnts einen weiteren Aufschwung (Molling 2010). So zeigen sich, bei allen Eigenheiten, mit entsprechend zeitlicher Verzögerung durchaus vergleichbare Entwicklungstendenzen in den USA und Europa (vgl. Pierson 2007) sowie ähnliche Diskussionen um die hier wie dort historisch neue Form und Verbreitung der *charitable food assistance*. In diesem Zusammenhang fällt freilich auch auf, was nicht erforscht und diskutiert wird. Der Fokus wird in der Regel auf die Organisationen und Initiativen gelegt, während die Nutzenden kaum gefragt werden und deren Problemperspektiven üblicherweise nur recht abstrakt einflie-

58 Engler-Stringer/Berenbaum (2007) verweisen darauf, dass von den Nutzenden Zusammenhänge zwischen Lebensmittelqualität und respektvoller Interaktion geknüpft werden. Ihr Thema sind eine Unterform von Community Kitchens, nämlich Collective Kitchens, die aus Nutzerperspektive im Vergleich zu *Food Banks* insgesamt positiver wahrgenommen werden.

ßen. Ähnlich gilt das für die Unternehmensseite und die damit verbundene Überschusserzeugung, die kaum in den Analysen erscheint. Folglich bleibt auch die immer wieder anzutreffende Rahmung des Engagements durch Slogans wie ›Hunger im Überfluss‹ oder ›Armut in einer reichen Gesellschaft‹ formelhaft. – Wobei anzumerken ist, dass es sich bei den oben genannten Studien um gesundheits- und ernährungswissenschaftliche oder sozialpolitische handelt, nicht um soziologische (Ausnahme Poppendieck 1994), so dass weiter gefasste gesellschaftliche Entwicklungen schon aufgrund der disziplinären Perspektive weniger berücksichtigt werden. – Zu diesen Punkten wird die hier vorgelegte Studie einige Erkenntnisse beitragen. Überdies geht sie nicht von der in den genannten Studien weithin geteilten beziehungsweise vorausgesetzten Ansicht aus, dass Tafeln und *Food Banks* Hunger oder Ernährungsarmut (*hunger, food poverty, food insecurity*) als zentralen Bezugspunkt haben (vgl. Kapitel I 3).

Die weitere Expansion der *charitable food assistance* erfasst im Rahmen des »Global FoodBanking Network« mittlerweile auch Länder, die lange Zeit nicht zu den Überflussgesellschaften gezählt werden konnten, aber, wie beispielsweise Indien, eine hohe wirtschaftliche Dynamik aufweisen. Folgt man einigen Beobachtungen zu globalen Wohlstandsentwicklungen, dann kann man die Überflussgesellschaften durchaus als auf dem Vormarsch ansehen. Allerdings in einer anderen Form, als sie sich einstmals im Zeichen des Fortschritts empfahlen. Die Hoffnung, dass der Wohlstand einmal für alle verfügbar sein könne, wenn man nur den Pfaden des wirtschaftlichen Wachstums und der wissenschaftlich-technischen Entwicklungsdynamik folge, wurde im letzten halben Jahrhundert nicht erfüllt. Nicht nur die ökologischen Konsequenzen sprechen gegen eine allzu optimistische Bilanz. Auch in sozialer Hinsicht zeichnet sich ab, dass eine stabile oder sogar wachsende Minderheit dauerhaft vom Wohlstand ausgeschlossen bleibt.

Die globale Ausbreitung der Überflussgesellschaften erscheint deshalb als eine Entwicklung hin zu neuen oder verbleibenden Polarisierungen. Die lange dominierenden Nord-Süd-Differenzen sind keineswegs überwunden, aber es zeichnen sich dennoch einige Verschiebungen ab:

»It is the biggest consumer boom ever known in such a short time. It is (...) occurring (...) in certain developing and transition countries where over 1 billion people now possess the financial muscle to enjoy a consumerist lifestyle. This is not to overlook that there are also 2.8 billion people in the world who subsist on less than \$ 2 a day (...). Poverty remains the lot of almost half of humankind“ (Myers/Kent 2004: 3).

Während in den ärmeren Ländern partiell neue Konsumenten-Schichten entstanden sind, bleibt in den reichen Nationen einer beträchtlichen Anzahl von Menschen der Zugang zum Konsumüberfluss in hohem Maße verschlossen. Oder, um das von Beck in den 1980er Jahren geprägte Ungleichheitsmuster als »Fahrstuhl-Effekt« aufzugreifen (Beck 1986: 124): Einige mussten den Fahrstuhl verlassen und werden höchstens noch auf die Treppe nach unten verwiesen. Weltweit gesehen spricht das Wuppertal-Institut (2005) heute einerseits von einer »transnationalen Verbraucherklasse«, die sich herausgebildet habe, auch im »globalen Süden«. Andererseits sei eben zu beobachten, dass »auch im Norden mehr als jeder Zehnte vom Wohlstand der transnationalen Verbraucherklasse ausgeschlossen ist« (ebd.: 86).

Diese Beobachtungen können plausibilisieren, wie heute auch jenseits der bekannten Überflussgesellschaften des hoch industrialisierten »Westens« Charity-Konzepte im Stile der *Food Banks* greifen können. Es wären aber eigene Untersuchungen dazu erforderlich, inwiefern sich das auch empirisch bestätigen lässt, ob die *Food Banks* tatsächlich auch in ärmeren Ländern in vergleichbarer Weise agieren oder sich hier neue Felder mit neuen Konzepten erschließen. Dass es große Unterschiede in den Problemlagen in Indien, Ghana, den USA oder Deutschland gibt, liegt auf der Hand. Gerade deshalb ist es eine herausfordernde Forschungsaufgabe zu untersuchen, ob oder inwiefern hier ähnliche Hilfenkonzepte, nämlich die von *Food Banks* und Tafeln, greifen können.

Ob sich die Organisationen über die Differenzen selbst im Klaren sind, ist keineswegs ausgemacht, wofür hier nur Indizien angeführt werden können, die ebenfalls weiterer Überprüfungen bedürfen. So ist auch in den reichen Ländern auffallend oft von Hungerproblemen die Rede, die mit Tafeln oder *Food Banks* angegangen werden sollen. Andererseits werden, weniger prominent, durchaus Differenzen zwischen Ausgrenzungsphänomenen in den Überflussgesellschaften und Bildern von Hungerkatastrophen in armen Ländern wahrgenommen (vgl. Kapitel I 3 und Lorenz 2011). Ein geklärtes Verhältnis dazu gibt es aber offensichtlich nicht. Insbesondere sind Lösungen für die beziehungsweise weiterführende Umgangsweisen mit den Strukturproblemen dieser Art des Freiwilligen-Engagements nicht erkennbar. Als Strukturprobleme wurde herausgestellt, dass Überschüsse zwar reduziert werden sollen, aber zugleich als Ressource in größtmöglichem Umfang eingesammelt werden, und dass unzureichende soziale Rechte zwar kritisiert werden, aber die eigenen Unterstützungsleistungen gerade nicht in einer Rechtsbasis fundiert sind. Deren »Lösung« besteht offenbar auch global gesehen vor allem in einer Expansionsstrategie, die sich auf die Dringlichkeit ihrer »Nothilfe« beruft und auf diese Weise ihre quantitative Ausweitung

legitimiert, aber keine Anstrengungen für qualitative Änderungen unternimmt (vgl. die exemplarischen Illustrationen zu diesen Ausführungen in Lorenz 2011).

Insgesamt ist einerseits erkennbar, dass auch in anderen Ländern sich die ›Tafellandschaften‹ differenziert gestalten, aber andererseits ebenso, dass es wohl kaum Anzeichen dafür gibt, dass auf absehbare Zeit mit grundlegenden Transformationen zu rechnen ist. Vielmehr entsteht ein Bild der immer weiteren Expansion dieser Art des Wohltätigkeitshandelns in globalem Ausmaß, das neuere Wohlstands- und Ungleichheitsverteilungen anzeigt und zugleich mit vollzieht. Genauere Auskunft darüber muss aber weiteren Forschungen vorbehalten bleiben. Zu transnationalen Aspekten der Rolle der Sponsoren wird Kapitel VI 1 weitere Auskünfte geben.

6 FAZIT ZU SELBSTVERSTÄNDNIS UND ENGAGEMENTPRAXIS DER TAFELN

Anhand unterschiedlicher Daten wurden Selbstverständnis und Engagement der Tafeln genauer rekonstruiert. Bei allen lokalen Besonderheiten, die hier nur ansatzweise einbezogen werden konnten, zeichnet sich doch ein Bild der Tafeln als Gesamtphänomen ab. Das heißt wiederum nicht, dass dieses Bild ein in jeder Hinsicht stimmig abgeschlossenes ist. Vielmehr bleibt es ein spannungsreiches, mitunter ambivalentes, in dem sich dennoch dominierende Muster und Entwicklungen erkennen lassen.

Zunächst konnte gezeigt werden, dass bereits in der Namensgebung anspruchsvolle Anliegen impliziert sind, nämlich ein respektvollerer Umgang mit Lebensmitteln und die Verringerung von Überschüssen einerseits sowie die Forderung nach Zugang zum vorhandenen gesellschaftlichen Reichtum auch für Menschen, die mit Armut und Ausgrenzung leben müssen, andererseits. Die Tafeln begründen damit ihre Praxis genau dort, wo gesellschaftliche Entwicklungstrends auseinander treten und sich gewissermaßen tektonische Risse auftun. Sie beweisen damit ein praktisches ›seismographisches‹ Gespür für gesellschaftliche Veränderungen, das freilich auch noch einen anderen Aspekt hat.

So war zu sehen, dass mit dem vom New Yorker Vorbild übernommenen (nicht anhand eines bestimmten vorliegenden Problems entwickelten) Charity-Konzept ein zeitgeistiger Trend aufgegriffen wurde: neu, einfach und dabei effektiv – das schienen die unbestreitbaren Kennzeichen eines ›Unternehmens‹ in Sachen Solidarität, und sie sind es für viele nach wie vor. Unternehmerisches Handeln, als im Zeitgeist in jeder Hinsicht bestmögliches Handeln, konnte im Tafel-Konzept seine Vorzüge gegenüber insbesondere verstaubten, viel zu kom-

plizierten und langsamen bürokratischen Vollzügen auch im Sozialbereich beweisen. Dies war die Basis eines Engagements mit hohem Repräsentativitätswert (offensichtlich und leicht nachvollziehbar Gutes tun) und hoher medialer Aufmerksamkeit, was zugleich die gesuchte Attraktivität für Prominenz und Sponsoren steigerte, welche ihrerseits wiederum den Repräsentativitätswert steigerten. Das Engagiertsein selbst und dessen öffentliche Sichtbarkeit erhielten dadurch einen Eigenwert, und die Zielsetzungen in der Sache blieben oder traten immer wieder in den Hintergrund.

Nutzt man für ein besseres Verständnis den Blick zurück auf die Tafelgründung(en), dann heißt das nicht anzunehmen, dass am Anfang bereits alles geklärt oder für die Aktiven besonders deutlich war. Als neue gesellschaftliche Praxis musste sie sich erst noch entwickeln und die Begründungen ihres Handelns wenigstens teilweise erst noch finden beziehungsweise zur Sprache bringen. Die neueren Diskussionen um die Tafeln – einschließlich dieser Studie – setzen diesen Deutungsprozess fort. Die Rekonstruktionen zeigten deshalb eher, dass das, was man retrospektiv im Beginn als Potenzial angelegt finden kann, noch keineswegs in jeder Hinsicht entschieden oder vorhersehbar war. Im vorliegenden Fall kann man sagen, dass die Tafeln am Beginn sowohl ein anspruchsvolles Protest- und Nachhaltigkeitsprogramm auf die Agenda setzten, als zugleich auch ein Charity-Unterfangen einleiteten, das vor allem auf repräsentative Aufmerksamkeit für das gute Engagement und die logistische Effektivität aus war.

Aus heutiger Sicht ist recht eindeutig, welcher Aspekt die Oberhand gewann und sich massiv durchsetzte. Die Erfolgsgeschichte der Tafeln wird bei diesen selbst nicht anhand ihrer Einflussnahme auf die mögliche Verminderung von Überschüssen einerseits sowie von Armut und Ausgrenzung andererseits erzählt, sondern vor allem in Kategorien des quantitativen Wachstums der Organisation und ihrer logistischen Infrastruktur. Die beiden möglichen Geschichten schließen sich insofern aus, als der *Erfolg in der Sache* letztlich eine Rücknahme oder Transformation dieser Art des Engagements bedeuten müsste, während der *quantitative Erfolg* eher darauf hinweist, dass kein substanzieller Beitrag zur Lösung der Probleme geleistet werden konnte. Nimmt man die transnational voranschreitende Etablierung solchen Engagements hinzu, dann wird man kaum annehmen können, dass es sich um ein vorübergehendes und eng begrenztes Phänomen spontaner Nothilfe handelt. Insofern muss das ›Projekt Tafel‹ in der Sache – misst man die Sache an den rekonstruierten Zielen – als gescheitert betrachtet werden, nicht zuletzt *wegen* ihres quantitativen Erfolgs.

Diese Gegensätzlichkeit lässt sich für beide Seiten der rekonstruierten Tafelanliegen näher erläutern, womit die zentralen strukturellen Konflikte des Engagements anzusprechen sind. Erstens, die Tafeln engagieren sich gegen die

›Wegwerfgesellschaft‹, wollen Überschüsse vermindern, benötigen diese aber zugleich als Ressource für ihr Engagement und sammeln deshalb so viel als möglich davon. Zweitens motivieren sie ihr Engagement damit, dass Menschen über sozialstaatliche Leistungen keine zureichende soziale Absicherung zugestanden wird; ihre eigenen Unterstützungsangebote können aber gerade dies, eine verbindliche Unterstützung auf Rechtsbasis, selbst nicht bieten, da sie in freiwilliger Wohltätigkeit gründen. Widersprüche sind dies freilich nur dann, wenn die eigene Tätigkeit schon an sich als Problemlösung – statt als vor allem Protestpraxis – verstanden wird. Aber selbst im Sinne eines vorübergehenden Vorschlags, eine sozial und ökologisch problematische Situation zu gestalten, bleibt diese Art Engagement ambivalent: eben weil es Mittel nutzt, die mit der anvisierten Problemlösung selbst aufgegeben werden müssten und weil dies laufend, als integraler Teil der Tafelpraxis, präsent gehalten und vorangebracht werden müsste. Problematisch sind also nicht die in der Engagementform angelegten Spannungen und Widersprüche selbst, denn dass soziale Praxis ambivalent ist, ist keineswegs ungewöhnlich. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob ein geeigneter Umgang damit gesucht und welcher gefunden wird.

Die Analyse zeigt freilich, dass diese Auseinandersetzungen bei den Tafeln nicht geführt wurden und werden, und das hat Konsequenzen. Wenn man dem aus dem Wege geht, dann wird man alles vermeiden, was an den eigenen Problemen rührt, was sie sichtbar macht und so daran erinnert, dass dafür angemessene Umgangsweisen entwickelt werden müssten. Weder wird man die eigenen Ziele offensiv vertreten, weil dann die verwandten Mittel, die diesen Zielen zum Teil widersprechen, über anzugebende Kriterien in eine plausible Beziehung zur Zielerreichung zu setzen wären; dazu würden auch Kriterien für Kooperationen mit anderen Akteuren zählen, die man eingeht oder gegebenenfalls ausschließt. Noch sind Problemdiagnosen möglich, denn diese würden die Mittel-Zweck-Relationen zur Disposition stellen; man müsste die Ziele (politisch/moralisch) begründen und die Angemessenheit der Mittel daran prüfen. Schließlich müssten die Engagementmotive und die darin eingelassenen Eigeninteressen überprüft werden, um die eigene Rolle im Zusammenhang von Problemerzeugung und -bearbeitung zu klären.

Da die Auseinandersetzungen aber nicht geführt werden, sieht die Realität der Tafeln genau so aus: Die Ziele und Anliegen werden immer wieder diffus gehalten, gar nicht erst angegeben oder in irreführenden Schlagworten und Slogans präsentiert (›nicht alle haben ihr täglich Brot« u.ä.). Es herrscht Sprachlosigkeit über die Engagementmotive ebenso wie über die Ursachen der Probleme, derer man sich annehmen möchte. Darüber, wie es zu den immer weiteren Überschüssen und den Armuts- und Ausgrenzungsproblemen kommt, was die Ursa-

chen dafür sind und wer gegebenenfalls dafür verantwortlich zu machen ist, wollen sich die Tafeln nicht äußern. Stattdessen werden Ad-hoc-Gründe und Aktivitäten aufgeführt, die vor allem zeigen, *dass* man engagiert aktiv ist, was als Handlungslegitimation ausreichen soll. Das quantitative Wachstum, die Etablierung der Organisation, die mediale Präsenz und die prominente Inszenierung einer großen Koalition der Gebenden – all dies muss eine Erfolgsgeschichte stützen und am Laufen halten, die ihre Widersprüchlichkeiten unter geschäftiger Engagiertheit verbirgt oder dies sogar bereits als Problemlösung präsentiert, womit sich dann die Forderung nach weiterer Fortsetzung, Expansion und allgemeiner öffentlicher Anerkennung dieses Lösungsmodells verbindet. Eine besondere Rolle spielt bei dieser Expansionsdynamik die Dramatisierung des Tafel-Engagements zur Verhinderung von Hunger, die allerdings eher aus der Verfügbarkeit der Lebensmittelüberschüsse, das heißt aus dem vorhandenen Angebot abgeleitet wird als aus einer Problemanalyse. Sie legitimiert den Fokus auf das Weitermachen, unterläuft aber auch die eigene Kritik. Denn Hunger und die Sachleistung Lebensmittel (statt Geld) zum Maßstab für Hilfen zu machen, fällt weit hinter die lange etablierten Sozialstaatsstandards zurück, statt diese herauszufordern (vgl. Kapitel I 3).

Auf der Überflusssseite war besonders offensichtlich (5.2), dass ökologische Probleme wenig thematisiert und üblicherweise die Überschüsse nur als – neu entdeckte – Ressource wahrgenommen werden, wobei dies allein schon als Beitrag zur Überschussverminderung erachtet wird. Die *Überflusserzeugung* dagegen, die treibenden Kräfte der ›Wegwerfgesellschaft‹, gegen die man sich engagieren möchte (und damit die Herkunft der eigenen Ressourcen) wird in keiner Weise hinterfragt. Auf der Seite von Armut und Ausgrenzung dominiert die Helfer- und Geber-Perspektive, während eine Auseinandersetzung darüber, was ›Bedürftigkeit‹ heißen soll und warum Menschen tatsächlich zur Tafel kommen, nicht stattfindet oder recht abstrakt bleibt. Dabei gibt es durchaus eine Sensitivität für die Probleme, wie sie im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Solidaritätsmodellen diskutiert wurde (5.1). Die Versuche, darüber einen respektvollen Umgang mit denen zu erreichen, die unterstützt werden sollen, gestalten sich dennoch schwierig und werden insgesamt eher vermieden. Die vermeintliche Nähe der lokalen Praxis zu ihren Nutzenden hat eine große Distanz zu überwinden, wobei sich zwei Varianten unterscheiden lassen, die sich keineswegs ausschließen (vgl. Kapitel III 2). Zum einen sind Distinktionen gegenüber den Tafelnutzenden zu beobachten und es wird lieber eine Koalition der Gebenden angestrebt, weil man sich auf dieser Seite wohler fühlt. Zum anderen legt man sich bei den Tafeln zu wenig Rechenschaft darüber ab, warum man selbst, aus welchen eigenen ›Bedürftigkeiten‹ heraus, dieses Engagement leistet.

Solange die Ambivalenzen und strukturellen Konflikte des Engagements in der forcierten Geschäftigkeit untergehen, so das Resultat der Rekonstruktionen, kann der Abstand zu den Problemen in der Sache nur vergrößert, nicht verringert werden.

Das Phänomen Tafel erschließt sich letztlich nicht im Blick auf diese allein. Gerade weil die herausgestellten strukturellen Konflikte auf weitere Akteure verweisen, nämlich die Tafelnutzenden einerseits wie die Tafel-Sponsoren andererseits, müssen diese in den Untersuchungszusammenhang eingebunden werden. Warum die Tafeln genutzt werden und warum sie Lebensmittel von Sponsoren erhalten, kann nicht aus dem Tafelengagement erschlossen werden. Auch wenn die Frage nach einer Rechtsbasis von Unterstützungsleistungen durch die Tafeln nicht angegangen wird, heißt das nicht zwangsläufig, dass die Nutzenden keinen Gewinn aus den Tafelangeboten ziehen könnten. Ähnlich ist das auf der Überfluss- beziehungsweise Sponsorenseite; auch die Sponsoren könnten sich zum Beispiel in höherem Maße der Überschussvermeidung widmen als die Tafeln selbst. In den folgenden Kapiteln werden diese Perspektiven untersucht.

V Empirie II: Die Tafelnutzenden

Die Tafeln agieren zwischen Überfluss und Ausgrenzung, zwischen Sponsoren hier und den Tafelnutzenden da. Sie stellen damit eine Verbindung zwischen sehr unterschiedlichen Lebenswelten her und kreieren dabei eine eigene. Wie die Tafeln selbst in diesen Differenzen agieren, wurde im vorangegangenen Kapitel rekonstruiert. Jetzt wird es darum gehen, die komplementären Bezugnahmen auf die Tafeln zu untersuchen, zunächst die der Nutzenden, dann die der Sponsorenseite (Kapitel VI).

Deutlich wurde bisher, dass es bei den Tafeln insgesamt vergleichsweise wenig Wissen über die Nutzerseite gibt und dass sie eher am eigenen ›Angebot‹ als am ›Bedarf‹ der Nutzenden orientiert arbeiten. Zum Teil wird dies aber ausdrücklich so praktiziert. Es wird dann der Anspruch formuliert, die Autonomie der Nutzenden gerade dadurch zu achten, dass man nicht genauer nachfragt. Wer also zur Tafel kommt, wird seine Gründe dafür haben, die die Tafel-Aktiven prinzipiell erst einmal nichts angingen.¹ Doch gibt es dafür deutliche Einschränkungen. Zum einen ist das die üblicherweise praktizierte ›Bedürftigkeitsprüfung‹ (v.a. Einkommensnachweis). Zum anderen wird im öffentlichen Auftreten und gegenüber den Sponsoren nicht etwa kommuniziert, dass es die Tafeln nichts angehe, warum die Nutzer kommen und was sie mit den gesammelten Lebensmitteln machen. Vielmehr wird sehr selbstverständlich davon ausgegangen, dass man bedürftigen Menschen in Notsituationen eine Hilfestellung gebe. Spätestens hier wird also die Argumentation doch von der Forderung eingeholt, dass man angeben können müsste, was Bedürftigkeit bedeutet, wer warum davon betroffen ist und wie man mit den eigenen Initiativen Hilfe leistet, auf die Bedürfnisse eingeht und tatsächlich Verbesserungen erreicht.

Diesen Fragen stellten sich die Tafeln aber bislang kaum. Die Nutzenden sind als in vieler Hinsicht sehr heterogene ›Gruppe‹ kaum fassbar und verständ-

1 Vgl. dazu auch die Ausführungen zur pragmatischen Hilfe im Kapitel IV 5.1.

lich. Die schlichte Rede von den ›Bedürftigen‹ und vor allem die vielfältigen Umschreibungen, die für die Tafelnutzenden gefunden werden, künden von den Unsicherheiten diesen gegenüber. Man könnte auch deshalb etwas anderes erwarten, weil sich, wie etwa Selke (2008) berichtet, TafelmitarbeiterInnen und Nutzende häufig in ähnlichen sozialen Situationen befinden und mitunter wenig fehlt, von der einen auf die andere Seite der Ausgabestelle zu wechseln. Auf die Initiatoren und Leiter, die den Ton in der Tafelarbeit angeben, trifft das allerdings weniger zu. An dieser Stelle sei auch noch einmal an die Geburt der Tafeln aus einer Charity-Initiative heraus erinnert (Kapitel IV 3). So mag die soziale Nähe im direkten Kontakt an den Ausgabestellen mal von Verständnis mal von Konkurrenz geprägt sein.² Aber so wichtig dieser Kontakt ist, die maßgebliche Ausrichtung der Tafelarbeit erfolgt hier nicht. Und diese Ausrichtung zielt eben viel mehr auf das eigene Angebot und auf die Vermeidung einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Seite der Nutzenden. Aber gerade dadurch stellt sich unter der Hand ein ›Konzept‹ der Tafelnutzenden als bloß zu versorgender, passiver Bedürftiger ein, wie oben (IV 5.1) rekonstruiert wurde.

Anders verhält es sich, wenn Anerkennungsbegriffe für die Nutzenden formuliert werden. Gerade der Begriff der Tafel-›Kunden‹ hat dabei eine sehr weite Verbreitung gefunden; deutlich weniger gebräuchlich ist die Rede von Tafel-›Gästen‹. Damit werden zumindest implizit, Ansprüche an die eigene Arbeit gestellt, die bestimmte Anerkennungs- und Integrationsleistungen erbringen soll (vgl. IV 5.1). Während die Anrede als ›Kunden‹ eine Marktintegration postuliert, geht es bei der Ansprache als ›Gäste‹ darum, eine eher empathisch-gesellige Integration anzubieten. Sieht man in den Nutzenden Kunden, dann begegnet man ihnen gerade nicht als zu versorgenden Bedürftigen. Man achtet sie als Marktteilnehmer auf Augenhöhe, die, wie es der dominanten gesellschaftlichen Normalität entspricht, einen anonymen, marktregulierten Zugang zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedürfnisse haben (sollten). Auch als Gäste kommen keine Bedürftigen, sondern mehr oder weniger Bekannte, die man zu einem geselligen Zusammensein einlädt. Von Gästen zu reden korrespondiert dem Namen ›Tafel‹, unter dem die Arbeit stattfindet. Faktisch wird aber von Gästen vor allem dort gesprochen, wo tatsächlich Mahlzeiten ausgegeben werden, wo es also eine Art Gäste-Gastwirt-Konstellation gibt. Obwohl die Organisation ›Tafel‹ heißt, wäre es in der Tat wenig plausibel von Gästen zu reden, wenn bloß Lebensmittelpakete ausgegeben werden, die doch erst privat zuhause zubereitet und gegessen werden. So scheint der Begriff des Kunden tatsächlich näher zu liegen. Doch wird man hier wie da Lösungen für die Spannungen finden müssen, die sich

2 Vgl. die Interview-Äußerung zur Machtausübung im Kapitel IV 5.1.

zwischen Anerkennungsbegriffen und Faktizität aufbauen. Hätten die Tafelnut-zenden tatsächlich einen unbeschädigten gesellschaftlichen Kunden-Status, würden sie gerade nicht zur Tafel gehen, sondern in den nächsten Supermarkt. Und wären sie tatsächlich Gäste, wäre unter anderem zu klären, aus welchem erfreulichen Anlass die Gastgeber die Gäste einladen.

Letztlich ist es aber eine empirische Frage, warum die NutzerInnen zur Tafel kommen und was sie dort wollen, was ihr Bedarf ist und inwiefern die Tafeln mit ihren Vorstellungen diese Anliegen treffen beziehungsweise ob sie ihre eigenen Ansprüche auch einlösen können. Mit den beiden im Folgenden vorgelegten Typen der Tafelnutzung gehen bereits Vorentscheidungen einher. Sie sollen nicht alle erdenklichen beziehungsweise empirisch auffindbaren Perspektiven auf die Tafeln wiedergeben. Unter den eigenen Interviews findet sich beispielsweise das mit einem Sammler eigener Art. Dieser nutzt gerade nicht die Lebensmittel-, aber einige der Second-Hand-Angebote der lokalen Tafel, um für sich interessante Gegenstände zu finden, zum Beispiel bestimmte Kleidung oder Hausrat. Mit den vorgeschlagenen Typen sollen dagegen im Wesentlichen Tafelnutzungen erfasst werden, die sich auf die rekonstruierten zentralen Tafelan-liegen beziehen lassen. Ausgeschlossen sind damit auch negative Bezüge auf die Tafeln, also die explizite Ablehnung der Tafelnutzung, obwohl dies zweifellos für ein Verständnis der gesellschaftlichen Bedeutung der Tafeln relevant ist. Solche Ablehnungen können ebenfalls recht verschiedene Gründe haben, von der Überlegung, dass man anderen nichts wegnehmen will, die es vielleicht nötiger haben, über die Meinung, dass dies für die eigene Lebenssituation einfach nicht relevant sei, bis hin zur Wahrnehmung der Tafel als Stigma sozialen Abstiegs, das so lange als möglich vermieden werden soll (vgl. exemplarisch Scherschel/Booth/Schierhorn 2010). Im Übrigen können aber die beiden entwickelten Typen die Orientierungen des Tafelzugangs gut und umfassend strukturieren. Sie basieren im Wesentlichen auf sechs eigenen Interviews mit acht (da zweimal zwei Personen anwesend waren) Tafelnutzenden, die, kontrastierend erhoben, möglichst stark variierende Zugänge erfassen sollten. Aber sie lassen sich auch gut auf die bislang vorgelegten Beschreibungen zur Tafelnutzung beziehen (Selke 2008, v.a. 151ff., 162ff., sowie Igl u.a. 2008, Molling 2009, Scherschel/Booth/Schierhorn 2010), einschließlich der Zugänge von Kindern und Jugendlichen (Becker 2010).

In diesem Sinne möchte ich die zwei entwickelten Typen anhand zweier Interviews mit Tafelnutzerinnen exemplarisch vorstellen, die den Kunden- bezie-

hungsweise Gäste-Vorstellungen bei den Tafeln durchaus korrespondieren.³ Es wird sich zeigen, dass die Tafeln mit ihren Anerkennungsbegriffen richtige Punkte treffen, aber ebenso, dass sie diese mit ihrer bloßen Sammel-/Verteilensarbeit letztlich nicht adäquat bearbeiten können. Einmal geht es um die *Tafelnutzung als kalkulierte Option*, die dem Kundenverständnis korrespondiert. Frau K. geht es tatsächlich wesentlich darum, weitgehend anonym, wie im Supermarkt, die Lebensmittelangebote in Anspruch zu nehmen, um die Haushaltskasse zugunsten anderer Ausgaben zu entlasten. Allerdings ist ihr die Beeinträchtigung ihres gesellschaftlichen Kunden-Status sehr bewusst. Die Simulation eines Kundenverhältnisses durch die Tafeln empfindet sie deshalb eher als zusätzliche Demütigung und keineswegs als würdevollen Umgang oder anerkennende Begegnung auf Augenhöhe. Mit dem zweiten Fall wird die *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* vorgestellt.⁴ Für Frau G. steht nicht die Frage materieller Not im Zentrum ihres Tafelzugangs, sondern die Möglichkeit einer Zugehörigkeit, die ihr soziale Begegnung, Entfaltungschancen und interaktive Anerkennung in Reziprozitätsverhältnissen jenseits der Arbeits- und Konsummarktteilnahme eröffnet. In diesem Sinne korrespondiert das mit dem Gäste-Anspruch der Tafeln, empathisch-gesellige Integrationsmöglichkeiten anzubieten. Wenngleich dies im Selbstverständnis der Tafeln eine weniger bedeutende Rolle spielt, ist es vordergründig die für sie einfacher einzulösende Option. Allerdings wird sich zeigen, dass die Zugehörigkeit Frau G.s auf dem Missverständnis aufbaut, einen sozialstaatlich gesicherten Anspruch auf Tafelunterstützung zu haben. Zudem bleibt auch hier ganz klar, dass die Tafeln die Alternative aus Not sind und keine gleichwertige Alternative zum Zugang zu Arbeit und Konsum bieten können.

Schließlich bleibt zu berücksichtigen, dass die in den folgenden Interviews als typisch vorgestellten Zugänge zu den Tafeln nicht unbedingt in Reinform – als entweder ›Kalkulation‹ oder ›Zugehörigkeit‹ – anzutreffen sind, sondern als

3 Auszugsweise wurde an anderen Stellen auf die folgenden Rekonstruktionen zurückgegriffen, um exemplarisch die Fragen zu beantworten, wie angemessen die Ansprache der Tafelnutzenden als ›Kunden‹ ist (Lorenz 2010c) und inwiefern Nutzenden Ansprüche auf die Tafelnutzung reklamieren können (Lorenz 2010a). Im Folgenden geht es darum, jenseits dieser spezifischen Fragen die Typen selbst umfassender und im Zusammenhang darzustellen.

4 Ich habe diesen Typus in vorherigen Publikationen lediglich als ›Tafelnutzung als Zugehörigkeit‹ eingeführt (vgl. Lorenz 2010a, 2011). Da es aber, wie die Rekonstruktion zeigen wird, nicht nur um Vergemeinschaftung und formale Berechtigung geht, sondern ebenso zentral um eine mitwirkende, aktiv gestaltende Rolle, habe ich dies durch den Zusatz ›aktiv‹ mit in die Typenbezeichnung aufgenommen.

Pole einer graduellen Ausprägung verschiedenster ›Mischungen‹ zu verstehen sind, sie sich gleichwohl in bestimmten Punkten stark unterscheiden und eben auch weitgehend unabhängig voneinander vorkommen *können*. Während der eine Typus für größtmögliche Anonymität steht, zielt der andere gerade auf persönliche Begegnung. Beides müsste folglich individuell durch die Tafeln berücksichtigt werden können.

Den vorgestellten fallrekonstruktiven methodischen Mitteln entsprechend (Kapitel III) und wie bereits an den Tafelanalysen (IV) gesehen, wird es nun darum gehen, an zwei Interviews mit Tafelnutzerinnen sehr kleinteilig (sequenziell) deren Perspektiven auf die Tafeln zu rekonstruieren. Das ermöglicht die Rekonstruktion grundlegender Sinnstrukturen und zugleich ein detailreiches Bild der besonderen Fälle.

1 FRAU K.⁵ – TAFELNUTZUNG ALS KALKULIERTE OPTION

1.1 Eingangssequenz: Lebensmittel oder Kleidung für die Kinder

Interviewer: Gut, dann würde mich einfach zuerst interessieren, wie Sie überhaupt auf die Tafeln aufmerksam geworden sind.

Frau K.: Na, durch unsere finanzielle Situation. (...)

Die Frage des Interviewers eröffnet Frau K. die Option, inhaltlich zunächst eher unverbindlich und unpersönlich zu bleiben, einen distanzierten Bericht zum Bekanntwerden mit den Tafeln zu liefern und sich gewissermaßen über Umwege, zum Beispiel über Dritte, dem Interviewthema, also der eigenen Tafelnutzung zu nähern. All dies macht sie aber nicht, sondern Frau K. geht direkt, ohne Umschweife auf das Thema zu, zeigt einen aktiven Problemzugang. Dabei bleibt sie allerdings tatsächlich distanziert, insofern sie noch gar nicht von Problemen spricht, sondern sehr versachlicht und abstrakt von »*finanzieller Situation*«. So kommen bereits zu Beginn zwei Aspekte zum Tragen: ein sachlicher, aktiver Umgang mit Problemen wie auch die Vermeidung konkreter persönlich-emotionaler Bezugnahme darauf (z.B. ›wir hatten Geldsorgen‹ o.ä.). Anders

5 Frau K. lebt mit ihrem Lebenspartner und drei Kindern in einer sächsischen Stadt mittlerer Größe. Das Interview mit ihr wurde 2009 geführt; alle persönlichen Angaben wurden anonymisiert. Es wurde um der Lesbarkeit und teilweise auch um der Anonymität willen moderat der Schriftsprache angepasst.

formuliert: Sie benennt zuerst die »*finanzielle Situation*« als Grund, aber noch nicht die konkreten Gründe und Bezüge der »*finanziellen Situation*«. Üblicherweise ist es das persönlich Unangenehme – erst recht in einer Situation gegenüber dem unvertrauten Interviewer –, das emotional auf Abstand gehalten wird. So zeichnet sich zu Beginn, so lässt sich hier noch hypothetisch formulieren, ein aktiv-pragmatischer Zugang zu den Tafeln ab: Frau K. nimmt die Sache (für »*uns*«) in die Hand. Verhält es sich so, dann werden die Tafeln potenziell pragmatisch als Hilfeoption, als zusätzliche Möglichkeit in einer persönlich schwierigen Situation betrachtet, die aber auch nicht über diese Situation hinaus genutzt werden wird. Die Tafeln bieten dann offensichtlich Vorteile, die in Anspruch genommen werden können; dass sie es werden resultiert aber aus einer Situation erlebter unangenehmer Notwendigkeit heraus.

...) Wir haben ja drei Kinder. (I: ja) Hm. Und ist ja so bei dem Arbeitslosengeld, man kommt vorne und hinten nicht hin. (...)

Die »*finanzielle Situation*« wird nun nach Ausgabe- und Einnahmeseite hin erläutert: »Kinder« kosten Geld, das aber als »Arbeitslosengeld« nicht ausreichend zur Verfügung steht. Der abstrakte erste Zugang wird im Sinne alltagsweltlicher Probleme konkretisiert, die am Anfang der Tafelnutzung stehen. Freilich gehen nicht alle, die mit »drei Kindern« leben und arbeitslos sind, zur Tafel. Das »Arbeitslosengeld« tritt bei Frau K. als allgemeingültiger Sachzwang auf: es »ist so«, dass »man« mit »dem« Geld nicht auskommen kann. Das »finanzielle« Problem ist die Versorgung der »Kinder«, die Ursache liegt in der Höhe des »Arbeitslosengeldes«, worauf »man« keinen Einfluss nehmen kann.

...) Entweder man kann nur Essen kaufen und kann den Kindern keine Bekleidung kaufen (I: hm), weil's eben nicht reicht. Oder, und da sind wir dann auf die Idee gekommen und sind eben zur Tafel gegangen. (I: hm) (...)

Die Handlungsspielräume liegen an anderer Stelle, worin sich der pragmatische Zugang ausdrückt. Im Rahmen der von Frau K. gesehenen objektiven Möglichkeiten (»*man*«) kalkuliert sie: »*entweder*« muss am »*Essen oder*« an der »*Kinderbekleidung*« gespart werden. Es ist dann die eigene »*Idee*«, die »*Tafeln*« als Option auszuwählen und sich aktiv zu erschließen (»*zur Tafel gegangen*«). Wenn sich durch Tafelnutzung beim »*Essen*« sparen lässt, dann bleibt mehr für »*Kleidung*«, so dass beides möglich ist. Damit ist also eine pragmatische Lösung gefunden, womit zugleich deutlich wird, dass es sich nicht um ein »Hungerproblem« handelt. Armut im Sinne äußerst knapp bemessener Ressourcen ja, aber von

Ernährungsarmut zu sprechen würde das Problem unzulässig verkürzen (vgl. Kapitel I 3). Würden die Tafeln beispielsweise primär Kleidung anbieten, wäre dies die Möglichkeit zu sparen und mehr für Essen auszugeben.⁶ Dass die Tafeln Lebensmittel ausgeben liegt zunächst an der Möglichkeit, diese einsammeln und anbieten zu können, aber, wie in diesem Fall zu sehen, nicht an einem als solchem notwendigen Lebensmittelbedarf. Die Tafelnutzung ermöglicht Frau K. Kalkulationen innerhalb ihres sehr engen Haushaltsbudget-Rahmens.

...) Ne, und das geht so eigentlich ganz gut. Also wir, mir reicht's, wenn wir einmal in der Woche gehen. Es gibt aber auch Leute, die gehen dann wirklich mehrfach die Woche und schmeißen lieber die Hälfte weg, wenn sie zu Hause sind. Also man kriegt soviel, dass es eigentlich über ne ganze Woche reicht, wenn man einmal geht. (I: ja) Ja.

Diese kalkulierte Lösung geht auch auf. Dabei könnte es Frau K. – pragmatischer Weise – belassen.⁷ Es werden jetzt aber noch Angemessenheitskriterien verhandelt, in welchem Umfang die Tafeln in Anspruch genommen werden beziehungsweise werden dürfen. »*Einmal in der Woche*« entlastet dann entsprechend finanziell so weit, dass genügend für Kleidung bleibt. Was zunächst für sie selbst ausreichend ist (»*wir/mir*«) wird dann als allgemeingültiges Kriterium behauptet (»*man kriegt soviel/wenn man*«). Damit setzen Rechtfertigungen ein, die über eine pragmatisch kalkulierte Lösung hinaus weisen. Hier macht sich geltend, dass es kein »neutrales«, isoliertes Kalkül gibt, sondern dass, wie eingangs bemerkt, eine unangenehme Situation zu bewältigen ist. Selbst wenn das Kalkül individuell aufgeht, bleibt es nach »außen« erklärungs- und rechtfertigungsbedürftig. Das Problem erwächst also nicht allein aus der individuellen

6 Diese Kalkulation wurde von Frau K. selbst so aufgestellt. Dabei ist sicher zu berücksichtigen, dass eine eins zu eins Kalkulation aufgrund der Verschiedenartigkeit der Bedarfsgüter nicht immer möglich wäre. Martens (2010: 125) macht darauf aufmerksam, dass der »Vorzug« von Lebensmitteln darin besteht, dass sie permanent benötigt und so auch kontinuierlich daran gespart werden kann.

7 Im Sinne eines solchen Alltagspragmatismus ist auch nicht wirklich von Interesse, woher die Lebensmittel letztlich stammen und wer sie warum verteilt; wichtig ist, dass es reicht, wie ein späterer Interviewauszug zeigt: »*Na, ich nehm mal an, das sind ehrenamtliche Mitarbeiter, also so wie wir's gehört haben. Ich, dadurch, dass ich groß nicht mit denen zu tun hab, ich mein, und hier sind ja einige Großeinrichtungen, also Verkaufsstätten, die dann eben spenden. Also so kann ich, weiß ich da drüber weiter nichts. (I: ja) Und, aber es fällt immer so viel an, dass man wirklich genug hat. Das muss ich immer wieder sagen.*«

Situation, sondern aus von außen kommend wahrgenommenen Anforderungen, die individuelle Problemlösung noch zu legitimieren.⁸

Bewältigt wird dies einmal, indem das eigene Handeln als nach allgemeingültigen (sachlich abstrahierten) Maßstäben legitimierbares präsentiert wird: »man« nimmt nur »soviel«, dass es nach objektiv prüfbareren Kriterien »reicht«. Zum anderen und ihre eigene Legitimität verstärkend grenzt sich Frau K. von anderen »Leuten« ab, deren Handeln sich nicht legitimieren lasse. Frau K. handelt so, wie allgemeingültig richtigerweise zu handeln ist, im Gegensatz zu anderen, die sich illegitim verhalten, weil sie mehr als angemessen nehmen und verantwortungslos damit umgehen (»wegschmeißen«).

Tatsächlich haben soziale Hilfebeziehungen strukturell das Problem der Asymmetrie, was Fragen reziproker Anerkennung aufwirft. In diesem Sinne ist es plausibel, dass Frau K. gewissermaßen einen eigenen Beitrag leisten will und Reziprozität dadurch zu erreichen sucht, dass sie Hilfen nur ausnahmsweise und nach Angemessenheitskriterien verantwortungsvoll in Anspruch nimmt. Die Behauptung von Allgemeingültigkeit und die daran orientierte Abgrenzung von anderen gehen freilich darüber hinaus und auf Kosten anderer. Der Rechtfertigungsdruck wird in eine Konkurrenz darum überführt, wer der letztgültigen Autorität allgemeinverbindlicher Maßgaben entspricht und wer nicht.

1.2 Auf- und Abwertungen: Zur Selbstachtung auf Kosten anderer

In Bezug auf die Arbeit der Tafeln soll mit dem Typus der *kalkulierten Tafelnutzung* geprüft werden, inwieweit die Rede von den Tafel-Kunden bei den Tafeln angemessen ist und die damit verbundenen Ansprüche einzulösen sind. Da dies an einem Fall exemplarisch diskutiert wird, sind auch Besonderheiten der Fall-

8 Ein Verweis auf Simmels (1992) Verständnis von Armut ist hier geeignet. Simmel hebt als *soziologische* Bestimmung von Armut deren sozial-relationale Konstitution hervor: arm ist, wer unterstützt wird beziehungsweise nach allgemeinem Verständnis unterstützt werden könnte und sollte. Wer unterstützt wird, begibt sich in Rechtfertigungszwänge und versteht sich, wie im vorliegenden Fall zu sehen, selbst als jemand, der/die sich in einer rechtfertigungsbedürftigen Situation befindet. Gleichwohl machen die Ausführungen deutlich, dass das nicht das einzige Problem ist und Armut sich nicht in dieser Relation erschöpft (was Simmel nicht behauptet), sondern dass außerdem alltagsweltliche Probleme mit ungenügender Ressourcenausstattung bestehen. Im folgenden Fall wird zu sehen sein, wie die Vorstellung von einer Anspruchsbe-rechtigung von Rechtfertigungszwängen entlastet.

struktur zu berücksichtigen. So ist es, wie bereits erwähnt, keineswegs zwingend, den kalkulierten Zugang mit der Abwertung anderer zu verknüpfen, in diesem Fall ist es aber so. Überdies ist es nicht ungewöhnlich, dass sich Menschen nach »unten« abgrenzen, also auf andere verweisen, denen es noch schlechter geht und zu denen man sich nicht zählt. Das muss nicht zwangsläufig negativ konnotiert sein, kann aber.⁹ Solche Abwertungen sind auch im Kontext der Tafeln durchaus häufiger anzutreffen, weshalb diesem Aspekt in einem eigenen Abschnitt nachgegangen werden soll.

Im weiteren Verlauf des Interviews kommen diese Abwertungen immer stärker zum Vorschein und beziehen sich nicht mehr einfach auf »Leute«, sondern auf osteuropäische Migranten, von Frau K. überwiegend als »Wolgadeutsche« bezeichnet. Die Abwertungen bedienen sich also im Wesentlichen ethnisierender und nationalistischer Koordinaten.

I: Was bringt Ihnen denn dann die Tafel?

K: Also reichlich Ersparnis in dem Finanziellen, also ich brauch' wirklich nicht so viel zu kaufen. Es gibt auch ausreichend Obst und Gemüse. Also man kann nicht sagen, dass man verhungert. (I: ja) Und es gibt eben aber immer unsere lieben Wolgadeutschen, die dann eben der Meinung sind, sie müssen da jeden Tag hingehen. [lachend] (I: ja) Ja, und dann auch mal schnell drängeln. Weil musst ja vorher dich anstellen, musst kommen, musst Marke ziehen dann. (I: ja) Und das ist eben das Schlechte. Also da müssten sie bisschen System reinbringen. Also auch »n bisschen Auge drauf haben, dass die Wolgadeutschen nicht jeden Tag hingehen, auch wenn man das jeden Tag in Anspruch nehmen kann. Man braucht's nicht jeden Tag. (I: ja) Das ist eben das, was uns wirklich ärgert.

Die oben bereits gesehene Struktur wiederholt sich hier: Einerseits geht das Kalkül auf und Frau K. hat damit eine pragmatische, wenn auch vorläufige Lösung für ihre alltagsweltlichen »finanziellen« Probleme gefunden. Andererseits belässt sie es doch nicht dabei, sondern problematisiert darüber hinaus das Verhalten anderer. Bemerkenswert ist daran, wie verschiedene Probleme hier untrennbar ineinander geschoben werden. Wenn sie sagt: »und das ist eben das Schlechte«, dann lässt sich dies nicht eindeutig zuordnen. Ist damit das »jeden Tag hingehen« und das »drängeln« gemeint oder das »sich anstellen und Marke

9 Der Vollständigkeit halber sei festgehalten, dass weder ein notwendiger Zusammenhang zwischen Armut und Abwertung anderer besteht, noch behauptet werden kann, dass die sozioökonomische Besserstellung automatisch vor Abwertung bewahrt. Zuletzt nahmen solche Abwertungen sogar vor allem bei den Gutsituierten zu (Heitmeyer 2010: 20ff.; vgl. Kapitel I 1).

ziehen müssen«? Hier fließt eine Kritik am »System« der Tafeln mit einer Kritik an unangemessenem Verhalten zusammen, wobei dieses Verhalten nach ethnischen Kriterien eindeutig zugeordnet wird. Während jedoch die Kritik an der Tafel unterschwellig bleibt, trifft sie umstandslos die Migranten, und das erste verstärkt das zweite: Gegenüber dem Tafel-»System« wird schließlich vor allem dahingehend Kritik angedeutet, dass es die »Wolgadeutschen« nicht genügend kontrolliere.

I: Ja. Ist schon mal vorgekommen, dass Sie da nichts bekommen haben oder zu wenig bekommen?

K: Nee, das ist noch nicht vorgekommen. (I: ja) Also es ist wirklich immer reichlich gewesen. Und ist eben nur das wirklich Ärgerliche, wenn man da, mein Lebensgefährte geht meistens, und wenn wir uns dann schon so um elf dann hinstellen, sind ja schon viele Wolgadeutsche da. (I: ja) Und die drängeln sich dann auch noch vor, wenn's dadrum geht, die machen da »ne Schlüssel, da sind Zahlen drin, und dann muss« de immer so »ne Marke ziehen. Und da drängeln sie sich noch vor, dass sie ja »ne Zahl kriegen, dass sie ja am Anfang kommen. Und dann lassen sie sich »ne fadenscheinige Begründung einfallen, um irgendwie eher dran zu kommen. (I: ja) Also das ist das Schlimme. Aber so, also man kriegt wirklich immer reichlich. (I: ja) Und man kommt auch immer dran. Also sie machen immer nur soviel, wie sie ausgeben können, also die tun auch nur so die Wartemarken rein. (I: ja) Ja.

Bestätigt wird von Frau K., dass auch unter Konkurrenzgesichtspunkten ihr Kalkül aufgeht: sie bekommt genug, sogar »immer reichlich«. Dennoch setzt die Abgrenzung und Abwertung ein. Konkurrenz kann letztlich nur fiktiv behauptet werden, wie sie zu einem späteren Zeitpunkt im Interview sagt: »Es gibt wirklich genug, die's noch nicht in Anspruch nehmen, die's aber eigentlich brauchen könnten«. Frau K. präsentiert sich damit zugleich als jemand, der auch noch an andere denkt und das Gemeinwohl im Sinn hat. Die Solidarität sortiert sich allerdings entlang ethnisierend gezogener Grenzen, wie ein hier vorgezogener Interviewabschnitt zeigt.

I: (...) Also wie ist, wie ist so das Verhältnis untereinander von den Leuten, die dann dahin kommen? (...)

K: Hm. Also, na ja, dass eben die Ausländer da für sich sind und die Deutschen, die stehen auch mal zusammen und reden auch mal zusammen. (I: ja) Und da versucht einer dem anderen zu helfen. Wir haben dann auch schon Leuten empfohlen [zur Tafel zu gehen; S.L.], so Älteren, Älteren, die dann eben da das in Anspruch nehmen, weil sie doch mal

dann dastehen: Ach, und kein Geld (I: hm), und der Monat ist noch gar nicht rum, und wir haben schon kein Geld.

In einem längeren Interviewabschnitt geht es nun vor allem um die Abläufe bei der Lebensmittelausgabe, die Verteilung der »Marken«, um die Dauer des »Anstehens« und »Wartens« – erst für die Marken, dann um die Lebensmittel zu erhalten –, um das Anstehen draußen, mit einer bescheidenen Möglichkeit, sich für »50 Cent mal nen Kaffee« zu holen oder sich bei Kälte mal »aufzuwärmen«. Schließlich wird wieder unangemessenes Verhalten thematisiert, worauf der Interviewer nachfragt:

I: (...) Und wie viel, würden Sie sagen, also sind das viele, die dann so drängeln und irgendwie äh...?

K: Na, nur die Wolgadeutschen. (I: ja) Also die anderen, die gehen. Aber die Wolgadeutschen, die sind eben unter aller Sau, auf Deutsch gesagt. (I: ja) Die sind wirklich, die nehmen sich da Dinge raus, das ist nicht mehr schön. (I: ja) Also letztens haben sie da auch wohl nen älteren Herr geschubst. Das hat mir dann mein Lebensgefährte erzählt. Und da mussten sie da erstmal 'n bisschen, also da haben dann die anderen Leute bisschen geschimpft. (I: ja) Weil es kann nicht sein, dass die älteren Leute noch, die noch weniger haben, dann da noch geschubst werden, nur damit die Wolgadeutschen nachher jeden Tag sich da hier Riesenmengen abholen. (I: ja) Und ich meine, entschuldigt hat sich da keiner. Und die Mitarbeiter haben's in dem Moment nicht gesehen, weil's vor der Tür war, und konnten auch nichts machen. (I: ja) Und mussten sie's auf sich beruhen lassen.

I: Ja. Und das sind dann auch die, wo Sie sagen, die dann irgendwie mehr einpacken, oder sind das auch mal andere? Weil Sie sagten ja, das macht...

K: Nee, das sind die Wolgadeutschen. Also, na... (I: hm) Also das sind ja die, die extrem einpacken und dann wirklich auch jeden Tag da unten stehen, obwohl sie die Hälfte irgendwo entsorgen. (I: hm) Und das find ich so nicht in Ordnung. Weil es gibt dann wirklich Familien, die das noch in Anspruch nehmen können.

Die direkte Nachfrage des Interviewers nutzt Frau K., um noch einmal vehement ihren Unmut zu äußern. Sehr deutlich werden daran die Über- und Unterordnungen sichtbar. Während sich die »Wolgadeutschen« wie Kinder verhalten (»schubsen«), sind die »anderen« (Deutschen) in der Rolle der Erwachsenen (regelbewusst, vernünftig), die dann »schimpfen mussten«. Die übergeordnete Autorität sind freilich die Tafel-»Mitarbeiter«, die in letzter Instanz eingreifen könnten.

Die folgenden Interviewabschnitte veranschaulichen noch einmal, wie das Unangenehme an den Tafeln (»Überwindung«, »Überprüfung«) mit der Kom-

munikation von Abwertung anderer verbunden wird und wie so das Problematische der Situation an die »Ausländer« delegiert wird. Üblicherweise ist die Anerkennung durch die Tafel-Autorität unproblematisch, weil sich die Tafelnutzen durch die »Überprüfung« als Legitimierte ausweisen können. Probleme sind »nur« bei »Ausländern« zu erwarten. Und schließlich ist auch das Verhältnis zu den Tafel-Mitarbeitern sehr gut, nur nicht zu den »Ausländern«.

I: Hm. War das unproblematisch, da so 'n Pass [für die Tafelnutzung, S.L.] zu bekommen?

K: Na, man musste mit'm Arbeitslosenbescheid hin. Also man muss, für viele ist das ja schon ne Überwindung, da überhaupt hinzugehen. (I: ja) Man, also man nimmt nur seinen Arbeitslosenbescheid und geht dahin. Und die überprüfen, ob das wirklich notwendig ist. Ist ja im größten Fall notwendig. Also sie passen jetzt nur zurzeit bei den Ausländern auf. Weil die wohl irgendwie noch extra bekommen, wissen wir nicht. Und dass eben da das nicht überhand nimmt, weil sich da eben viele Leute jetzt beschwert haben, dass die eben so (I: hm) bisschen daneben sich benehmen, als wären die der Chef hier und kein anderer. (I: ja) Ja, aber so, das ging ohne weiteres, dann so nen Pass zu kriegen. (I: ja) Sie überprüfen schon, ob's bedürftig ist. Und wenn ja, dann kriegste auch so nen Tafelausweis. (I: ja) Ja.

I: (...) Also Ihre Erfahrungen [mit den Tafel-Mitarbeitern] sind jetzt positiv. Haben Sie irgendwie gehört, dass andere Leute da eher negative Erfahrungen gemacht haben?

K: Nee, eigentlich nicht. Nur jeden, den man hört, der regt sich eben auf über die Ausländer, dass die eben immer denken, es ist nur für sie und (I: ja) andere haben keinen Anspruch drauf. Also das hört man viel, dass die da schimpfen. Und, aber so persönlich (I: hm) hab ich noch keinen gehört, der sich da beschwert hat. (...)

Eine Lösung der Probleme bietet dann vordergründig nur das Eingreifen der Tafel-Mitarbeiter zugunsten der »Deutschen«:

...) I: Wie gehen die von der Tafel damit um?

K: Na ja, im Großen und Ganzen, die sagen: Wir können auch nichts ändern, weil was draußen passiert sehen wir nicht gleich. Weil das (I: hm), die müssen ja immer vor dem Haus dann warten. Und, aber sie wollten nach ner Lösung suchen. Wir hoffen ja, dass sie's irgendwann mal schaffen, da irgendwie ne Lösung reinzubringen. Dass sie eben machen, zweimal in der Woche [2] gemischt und einmal nur die Deutschen oder so. Oder dass da irgend ne Lösung gefunden wird. (I: hm) [2] Weil so kann's nicht, auf die Dauer, das ist nichts.

Unter pragmatischen Gesichtspunkten geht also Frau K.s Kalkül auf, und sie erreicht durch die Tafelnutzung eine finanzielle Entlastung des Haushaltsbudgets. Die ethnisierend abwertenden Äußerungen stehen damit, so ließ sich feststellen, in keinem notwendigen Zusammenhang. Eine bloß verbesserte finanzielle Situation wird deshalb auch nichts Grundlegendes an ihren abwertenden Vorstellungen ändern. Umgekehrt ist aber zu sehen, dass zusätzlicher Rechtfertigungsdruck (z.B. durch öffentliche Diskurse des ›Hilfemissbrauchs‹) die ethnisierende ›Delegierung‹ des Problems verstärken wird. Wo sich Frau K. unter Rechtfertigungszwang sieht, grenzt sie sich abwertend ab. Dies ist gewissermaßen ihre Ressource,¹⁰ sich selbst als legitim Handelnde und Hilfe Annehmende zu präsentieren. Politisch heißt das unter anderem, dass öffentliche Diskurse, die Hilfeempfänger stigmatisieren und unter pauschalen Verdacht stellen (faul, betrügend etc.), damit auch solche ›Delegierungen‹ befördern.

So werden die Probleme nach ›unten‹ (Migranten) delegiert, die Verantwortung und Entscheidungsautorität nach ›oben‹ (Tafelmitarbeiter). Strukturell befördert wird dies dadurch, dass Frau K. tatsächlich nur die Chance hat entweder zur Tafel zu gehen oder nicht, aber dort keine Rechtsansprüche geltend machen, nichts einfordern oder einklagen kann. Will sie die Tafelangebote nutzen, dann ist sie auf die Freundlichkeit und das Entgegenkommen der engagierten Aktivist:innen angewiesen. Sie steht deshalb in dieser asymmetrischen Konstellation in relativer Abhängigkeit zur Tafel. Das erschwert zumindest die explizite Äußerung von Kritik und Unmut dieser gegenüber.

1.3 Die Bedeutung des Kunden-Status

Wie gesehen, weiß Frau K. die ihr durch die Tafel eröffneten Möglichkeiten zu schätzen; sie findet die Tafel deshalb »*schon 'ne sehr gute Idee*«. Auf die Frage danach, was »*Besserungen*« sein könnten, stellt sie sich auch nicht zuerst verbesserte Tafeln vor, sondern denkt zuerst an eine andere Sozialpolitik beziehungs-

10 Im Sinne einer »flexiblen symbolischen Ressource« (Scherschel 2006). Greift man noch einmal auf Offes (1996) analytische Unterscheidungen zwischen Gewinnern, Verlierern und ›Überflüssigen‹ zurück, sieht man hier ein Beispiel dafür, inwiefern die Frage praktisch uneindeutig und umkämpft ist, ob »Personen und Gruppen (...) ›noch‹ zu den Verlierern gehören oder ›schon‹ zu den Parias« (ebd.: 282). Sieht sich also Frau K. bislang lediglich »in der Gefahr (...) definitiv deklassiert zu werden« (ebd.) oder ist sie es bereits? Offensichtlich hängt das von der situativen Relationierung ab: In der Abgrenzung ›nach unten‹ versucht sie sich noch eine Zugehörigkeit zu sichern, die ihr in anderen Hinsichten bereits abhanden gekommen ist.

weise eine stärker staatlich organisierte und garantierte Hilfe. Im folgenden Zitat wird die Ausgrenzungserfahrung in Form des Verlusts des Kunden-Status besonders deutlich, aber zugleich auch, dass die Konstruktion des ›Tafel-Kunden‹ durch die Tafeln nicht tragen kann.

I: Können Sie sich Besserungen vorstellen, was irgendwie vielleicht besser wäre?

K: Na, wenn der Staat wieder mal irgendwie in der Hinsicht mal sich was einfallen lassen würde. (I: ja) Also da war's ja früher noch besser, wo's Sozialamt gab und man hat Sozialhilfe bekommen. (I: hm) Dann konnte man auch mal sagen: Ich kann mal schnell ein Bett kaufen. Dann hat man das Geld gekriegt. Jetzt rennt man ja ewig rum. (I: hm) Und wenn ich an der Tafel einkaufe, dort, na ja, in dem Möbelkaufhaus ist das ja meist noch teurer, als wenn ich zu [Name Möbeldiscounter] fahre oder [Name weiteren Möbeldiscounters] sonst wohin und kriege das für die Hälfte vom Preis. Und das zehnte Mal [?] kriegen die das dahinten geschenkt und machen sich dann noch 'n Reibach draus. Das ist das Schlimme. (I: hm) Also da wär's wirklich praktisch, wenn's noch so was gäbe wie Sozialamt, wo man dann Bekleidungsgeld für die Kinder gekriegt hat und einmal im Jahr Möbelgeld, falls irgendwas war. (I: hm) Und nicht wie jetzt, bei jedem Tod und Teufel erstmal monatelang rennt und zum Schluss sagen: Ihnen steht noch nicht mal 'n zinsloses Darlehen zu. Machen wir nicht. Dann sparen sie sich das Geld ab. (I: hm) Und wo soll man'n denn noch absparen? (I: ja) Das ist ja das Schlimme, ne. Also müsste wirklich der Staat mal wieder was für die Leute tun. (I: hm) Hm.

Das Beispiel des Bettes wurde im Interview bereits zuvor eingeführt, dass nämlich mal ein Bett der Kinder kaputt gehen könne, was ein größeres finanzielles Problem darstellt. Die Frage ist dann, wie sich dieses Problem bei knappen Ressourcen lösen lässt. Nach Frau K.s Erfahrung besser in Form der vormals gezahlten »Sozialhilfe« als auf Basis des Arbeitslosengeldes II (ALG II, Hartz IV)¹¹ – die »Sozialhilfe« hatte also in ihrer Erfahrung den Kunden-Status weniger beschädigt als die neueren Leistungen, aber auch, das ist hier entscheidend, als die wohlthätige Tafelarbeit. Sich »*mal schnell ein Bett kaufen*« zu können und dafür über das notwendige »*Geld*« zu verfügen ist das, was Frau K. gern würde, aber

11 Dass sie mit dieser Erfahrung nicht allein steht, sondern damit verbreitetere Probleme angesprochen sind, zeigen die Ergebnisse von Hirsland/Lobato (2010: 34): »Dennoch stellt sich grundsätzlich auch die Frage, ob mehr Flexibilität, wie sie im alten Sozialhilferecht bis vor wenigen Jahren gegeben war, nicht zu bedarfsgerechteren Lösungen führen würde«. Bestätigung erfährt das durch die Erkenntnis von Leisering (2008: 122): »Sozialhilfe ist also wirksam, und dies war bereits vor dem Einsetzen ›aktivierender‹ Politik in den 1990er Jahren der Fall«.

nicht kann. Darin drückt sich der beschädigte Kunden-Status aus. Denn Markintegration würde genau das bedeuten, den eigenen Bedarf als Konsumentin »schnell« befriedigen zu können, das heißt *bei Bedarf* einfach in ein entsprechendes Geschäft zu gehen und zu »kaufen«, also mit »Geld« zu bezahlen. Dabei geht es hier nicht um besondere Anschaffungen oder Wünsche, sondern um sehr Basales. Denn ein »Bett« kann als elementarer gesellschaftlicher Standard betrachtet werden: üblicherweise schlafen Menschen hierzulande in »Betten« und verbringen darin somit etwa ein Drittel des Tages, Kinder tendenziell sogar mehr. Dass Frau K. »Möbeldiscounter« benennt besagt weiter, dass die Befriedigung dieses Bedarfs an einem »Bett« auf niedrigstem Kostenniveau angestrebt wird. Auch der billigste »Kauf« wäre immer noch eigenständiger »Kauf«, das heißt die erfüllte Teilhabemöglichkeit am Markt als Konsumentin.

Der Verlust dieses Konsumentinnen-Status entlässt Frau K. nicht einfach in passive Armut, sondern fordert von ihr zusätzliche Anstrengungen – zusätzlich deshalb, weil sie zur Bedarfsbefriedigung notwendig sind, sie aber keineswegs näher an eine autonome Kundenposition bringen. – Was also in der neueren Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik immer wieder an »Aktivierung« gefordert wird, führt im Hinblick auf die Wiedererlangung eines Erwerbsstatus vielmehr zu einem anstrengenden und aufwendigen Leerlauf, der von Bemühungen um Erwerbsarbeit nur abhält. Das ist als durchaus typische Konsequenz dieser Politik beobachtet worden (vgl. Hirsland/Lobato 2010). – »Ewig/monatelang rumrennen« zu müssen heißt, nicht einmal den elementaren Bedarf dann befriedigen zu können, wenn er ansteht. Sie bezieht das zum einen auf die Behörden der Arbeitslosigkeitsverwaltung, die sich im Gegensatz zum »Sozialamt« für nicht zuständig erachten und Frau K. keine praktikable Alternative bieten, z.B. ein »Darlehen«, das als Verfügungsmöglichkeit über Geld ebenfalls den Kundenstatus verbessern würde. Stattdessen wird sie nur auf ihre Eigenverantwortlichkeit verwiesen (»sparen«).¹² Das erstgenannte »rumrennen« lässt sich aber ebenso auf die »Tafel« beziehungsweise das »Möbelkaufhaus« beziehen. Von Frau K. wird beides in eins gesetzt, da die lokale Tafel auch Second-Hand-Waren, z.B. Möbel, anbietet. Ohne dass das hier ausgeführt wird, lässt sich annehmen, dass es darum geht, dass im Second-Hand-Bereich nicht immer ein Vollsortiment verfügbar ist, wie üblicherweise im »Discounter«. Die akute Bedarfsbefriedigung und der Kunden-Status scheitern nicht allein am »Geld«, sondern auch am

12 Das Arbeitsamt, das bei Frau K. weder Agentur heißt noch von den ARGEn unterschieden wird, hat im Gegensatz zum Sozialamt keinen weiter gehenden sozialen Auftrag. Für Frau K. heißt das: »Und das Arbeitsamt, das stellt dann auf stur. Das hat eben seinen Satz und gut, alles andere geht's nichts an«.

Angebot. Gegebenenfalls muss man eben »ewig rum rennen«, bis Second-Hand ein entsprechendes, vielleicht noch für Kinder taugliches »Bett« verfügbar ist – und vielleicht warten auch noch andere auf diese Gelegenheit.¹³

Ohnehin ist es aus Sicht Frau K.s unangemessen, dass die »Tafeln« als »Möbelkaufhaus« die Waren zwar »geschenkt« bekommen, sie dann aber – überteuert – verkaufen (»sich dann noch 'n Reibach draus machen«).¹⁴ Dies stellt die gängige Tafelpraxis in Frage, ihre »Kunden« an den Kosten zu beteiligen, wenn auch nur zu einem symbolischen Preis. Die Idee dabei ist, dass die Kostenbeteiligung eher die Möglichkeit eines »würdigen« Umgangs biete, weil die »Kunden« dann selbst etwas beitragen, also nicht nur Empfangende und Bittsteller seien. Frau K. ist sehr klar, dass sie ihren Konsumentinnen-Status weitestgehend verloren hat, aber die Simulation eines Kundenverhältnisses, indem »Geschenktes« an die Tafelnutzenden weiter verkauft wird, erlebt sie keineswegs als würdigen Umgang. Vielmehr sieht sie sich dadurch nur ein weiteres Mal benachteiligt, nachdem sich bereits die sozialstaatliche Unterstützung als unzureichend erwies. – Auch Molling (2009) berichtet nur von einer ihrer zwanzig befragten Tafelnutzenden, die mit der symbolischen Zahlung eine Legitimität ihres Gang zur Tafel verbinde und deshalb »nicht das Gefühl habe zu betteln« (ebd.: 191).

So zeigt sich, dass die Tafeln mit ihrer Rede von den »Kunden« insofern richtig liegen, als sie mit »Kunde« als Anerkennungsbegriff auf ein ganz zentrales Problem Bezug nehmen. Allerdings können sie den beschädigten Konsumenten-Status mit ihrer Arbeit gerade nicht ersetzen, sondern lediglich simulieren. Bei den Tafeln selbst können die Nutzenden keine »Kunden« sein. Hier kann die vermeintliche Anerkennung als »Kunde« leicht zum Gegenteil, zu zusätzlicher Demütigung führen. Die Tafeln können den Kunden-Status nur begrenzt und indirekt unterstützen, insofern sie das eingangs dargestellte Kalkül ermöglichen,

13 Bei meinem eigenen Besuch dort, im Rahmen der empirischen Erhebung, gab es aktuell beispielsweise kein Bett.

14 Dass die Second-Hand-Waren dort teurer als im Discounter wären, wie Frau K. angibt, lässt sich als Regel kaum bestätigen, doch könnten besonders hochwertige Second-Hand-Möbel tatsächlich teurer sein könnten als Sonderangebote im Discounter. Hier geht es eher darum, die erlebte Benachteiligung besonders drastisch zu artikulieren und die Untauglichkeit eines Marktersatzes durch die Tafel zu betonen. Vergleiche werden ebenso im Lebensmittelbereich gezogen und gegebenenfalls wird das vom Discounter reduzierte Angebot vor dem Wochenende dem als schlechter wahrgenommenen Lebensmittelangebot der Tafel vorgezogen. Letzteren Hinweis verdanke ich Karin Scherschel aus einem ihrer Interviews im Rahmen des SFB-Projekts B9 am Institut für Soziologie in Jena.

indem sie also Entlastung in der Haushaltskasse bieten, womit den Nutzenden andere Konsum-Optionen eröffnet werden. So lässt sich wenigstens zum Teil den Konsumstandards und -zwängen gerecht werden:

K: (...) also ich nehm das wirklich in Anspruch, dass ich sparen kann, um den Kindern mal was zu kaufen. Es ist ja, grade bei den Großen (...) Und für die Großen da mal was kaufen kann. Es ist ja auch so, man kann sie heute nicht mehr nur in Aldi-Sachen rumlaufen lassen, da werden sie auf der Straße verdrochen. (I: ja) Ich mein, wenn man so wie meine Mittlere ist, die sich dann auch schnell mal wehrt, dann ist es eben schon mal gut, wenn man irgendwo günstig ne Hose kriegt, die auch nicht aussieht wie billig und die bisschen mit der Mode mitgeht. Und dann, dafür sparen wir eben immer. (I: ja) Das Geld, was wir da nicht brauchen in dem Moment für Lebensmittel ausgeben, das sparen wir dann immer für die Kinder. (I: hm) Ja.

I: Gibt's da sonst noch, äh ansonsten irgendwie besondere Wünsche, die Sie hätten oder wofür Sie jetzt vielleicht sparen würden oder...?

K: Nein, eigentlich nicht. (I: hm) Also wenn wir mal verreisen, dann fahren wir sowieso nur nach [Name der Stadt] zu meinem Bruder. Und das Geld wird eben am Monatsanfang schon genommen, und da wird ne Fahrkarte im Voraus gekauft. Dann sparen wir da auch noch mal. Und wenn, dann fahren wir sowieso nur über's Wochenende. Weil mit unserm Sorgenkind, dann können wir eben nicht so lange und so weit weg. (I: ja) Also mir wär's, das einzige, was mir wichtig ist, dass der wieder auf die Beine richtig kommt, der Kleine. (I: ja) Und sonst sind wir eigentlich glücklich. (I: hm) Genau.

»Modische« Kleidungsanforderungen müssen erfüllt werden können, um unter anderem den Kindern Ausgrenzungserfahrungen so weit als möglich zu ersparen. Gerade weil das »Glück« in hohem Maße am Wohl der Kinder hängt, werden die Ressourcen gezielt eingesetzt und Sparstrategien entwickelt. Dafür bietet die Tafelnutzung eine Möglichkeit. Erst recht, weil an dieser Stelle nicht wie beim Bett einfach auf die »billigste« Option zurückgegriffen werden kann. Mit der nach »außen« getragenen Kleidung müssen sich die Kinder dem sozialen Vergleich aussetzen, der seine eigenen Standards fordert. So lässt sich immer noch versuchen, diese Anforderungen »günstig« einzulösen, aber das liegt eben viel weniger in der eigenen Entscheidungsgewalt als ein Bett, das dem Vergleich nicht ausgesetzt ist. Zwar verschafft also die Einsparung durch Nutzung der Tafeln einen kleinen finanziellen Spielraum, der aber deshalb noch lange keine Wahlfreiheit verschafft, sondern günstigenfalls dazu verhilft, gerade Anschluss an den ein oder anderen Konsumstandard zu schaffen.

1.4 Die Arbeitsoption

Im vorigen Abschnitt reagierte Frau K. im Kontext ihrer Tafelerfahrungen auf die Frage nach Verbesserungen mit der Forderung nach sozialstaatlicher Unterstützung. Im Vergleich zur Tafel wäre dies die wünschenswertere Option. Offen bleibt dabei die Frage, inwiefern eigene Erwerbsarbeit als Option in Betracht kommt, die Lebenssituation zu verbessern. Dieser Frage ist auch deshalb Aufmerksamkeit zu widmen, weil die Ausgrenzungsforschung sich vor allem auf die Erwerbsarbeit beziehungsweise deren Verlust konzentriert. Dass im vorausgehenden Abschnitt die sonst vernachlässigte Bedeutung des Konsumenten-Status herausgearbeitet wurde, soll nicht heißen, dass der Bezug zur Erwerbsarbeit deshalb unbedeutend wäre.

Vor dem Hintergrund des rekonstruierten aktiven Problemzugangs Frau K.s wären einerseits Initiativen in Richtung einer Arbeitsoption zu erwarten. Allerdings ist sie seit etwa dreizehn Jahren arbeitslos, einschließlich einer konsequenzenlosen Umschulung. Insofern könnte die Erwerbsarbeit auch zugunsten anderer Optionen, wie etwa der Tafeln, zwischenzeitlich aufgegeben worden sein. Unter pragmatischen Gesichtspunkten wäre es sogar nahe liegend, sich mit der Arbeitslosigkeit abzufinden oder nach möglicherweise realistischeren Alternativen zumindest *auch* Ausschau zu halten. Dass Interview macht allerdings deutlich, dass Erwerbsarbeit nach wie vor einen wichtigen Bezugspunkt für Frau K. bildet.

Die für Frau K. relevanten Sachzwänge (im eingangs rekonstruierten Sinne) für den (Nicht-)Zugang zum Arbeitsmarkt, liefern im Wesentlichen ihre Erfahrungen mit der Arbeitsbehörde. Auf diese kann sie nur mit Aufbegehren oder »*Verzweiflung*« reagieren: ihre eigenen Initiativen werden nicht unterstützt, Förderungen nicht angeboten oder aus nicht nachvollziehbaren Gründen unterlassen; trotz permanenter Anforderungen an sie hat das Arbeitsamt seinerseits keine Stellen anzubieten, und es wird ihr nahe gelegt, doch lieber zuhause zu bleiben. Dazu einige Interviewabsätze:

Für den Auszug der volljährigen Tochter war es nötig, »zwei Jahre (zu) kämpfen«, bis es Unterstützung der Behörde gab:

»Und das sind ja solche Sachen, wo ich dann arg am Verzweifeln bin, wo ich mich dann frage, was der Staat überhaupt noch macht. (I: ja) Wenn man auf's Arbeitsamt geht wegen Arbeit, dann wird man ja auch nur verarscht. Mir wurde letztens gesagt, für 'nen Ein-Euro-Job bin ich zu jung. Und meiner Tochter, bevor die die Lehre angefangen hat voriges Jahr im August, dann musste sie Ein-Euro-Job machen. Und da hab' ich gefragt: Wie kann das sein. Und andere Leute, die noch älter sind, die kriegen auch keinen, die sind schon

wieder zu alt. (I: ja) Na, die wissen da unten nicht, da weiß die rechte Hand nicht, was die linke macht.«

I: (...) Haben Sie selber irgendwie ne Arbeitsperspektive auch, oder eher nicht?

K: Nee. Dann hat man gleich zu mir gesagt, dann sollte ich mich [2] als, also so drum kümmern, dass ich ne Umschulung, also direkt in irgendwas umschule bei [Tätigkeitsbezeichnung]. So wie wir's zu DDR-Zeiten gelernt haben, gibt's nicht mehr. (I: hm) Und das sollte ich umschulen. Das müsste ich aber selber bezahlen, das Arbeitsamt bezahlt das nicht mehr. Ich sag: Wie soll ich denn das machen? (I: ja) Ich sag, wenigstens Ein-Euro-Job, ich sag, man verummt zu Hause total. (I: hm) Ich sage: Ein Ein-Euro-Job, dass ich überhaupt irgendwas zu tun habe. Na wenn's Sie mit Ihren drei Kindern immer noch sagen können, Sie wollen arbeiten gehen, dann können wir das nicht verstehen. (I: ja) Ich sag: Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Ich sage: Ich brauch ne Stunde, da ist mein Haushalt fertig. (I: hm) Ich sage: Und dann versteh ich nicht, wieso ich da jetzt nicht arbeiten gehen darf. (I: hm) Man wird ja, auf Deutsch gesagt, noch bestraft. Und wenn man sich aus der Zeitung was sucht, passt's ihnen das zehnte Mal auch nicht, weil sie dann nen Vermittlergutschein ausfüllen müssen und bezahlen müssen. Und das finden sie auch nicht in Ordnung.

I: Hm. Hatten Sie schon mal irgendwas umschulungsmäßig gemacht, oder?

K: Nach der Wende. (I: ja) Als [Tätigkeitsbezeichnung]. Und da hab ich ja nichts bekommen. Und seitdem sitz ich zu Hause. (I: ja) Ist ja bei mir schon mehr als ne lange Zeit. Also es sind jetzt 13 Jahre, was ich zu Hause bin. (I: ja) Und man verzweifelt nur noch, also wirklich. Es ist ja, man kommt sich auch wirklich vom Staat beziehungsweise vom Arbeitsamt verarscht vor. (I: hm) Man muss da alle Vierteljahre hin und muss sich melden wegen der beruflichen Situation. Nur, geben können sie einem nichts. (I: ja) Und was man sich selber sucht, dürfen, darf man das zehnte Mal nicht annehmen, weil da zu viel vom Arbeitsamt also wegen der Bezahlerei ist. (I: ja) Und das wollen sie nicht, und dann genehmigen sie das nicht.

Dennoch ist die Option Erwerbsarbeit nicht völlig aufgegeben und steht weiterhin für die anstrengenswerte Möglichkeit autonomer Lebensgestaltung. Sie bietet zum einen Sinnstiftung (*»man verummt zuhause total«*) und ist zum anderen Voraussetzung des Einkommens, das Frau K. in den Konsumenten-Status hebt. Erwerbsarbeit erscheint ihr allerdings aktuell nur vermittelt über den Lebenspartner realistisch und auch das erst in etwa zwei Jahren.

I: Was denken Sie so, wie lange Sie die Tafel irgendwie noch nutzen werden?

K: Also mein Lebensgefährte fängt ja jetzt im Mai ne Umschulung an über die [Behörde]. Ich hoffe, dass wir dann irgendwann die nicht mehr brauchen, damit's jemand anders

nutzen kann, der's wirklich noch braucht. (I: ja) Weil unsere großes Kind zieht ja jetzt auch aus, mit 20 muss sie nicht mehr bei Mutti wohnen. (I: ja) Und dann wollen wir mal sehen, dass wir das dann so wieder in' Griff kriegen. Weil ich find schon, man sollte das in Anspruch nehmen, aber nicht in Anspruch nehmen, wenn man's eben nicht unbedingt braucht. (I: ja) Ja. Und wenn er wirklich nach der Umschulung auch Arbeit kriegt, wie's die [Behörde] verspricht, dann wäre das ja ganz günstig.

I: Hm. Also ist es tatsächlich einfach ne Einkommensfrage?

K: Ja, genau.

K: (...) Und da sind wir ja jetzt guter Hoffnung, dass wirklich das klappt, das mein Lebensgefährte dann 2011 auch irgendwo ne Festanstellung kriegt, dass wir da wieder auf'n grünen Zweig kommen. (I: hm) Dass ich nicht mehr sagen muss, ich muss bei jedem Scheiß da runter [zum Arbeitsamt, S.L.] gehen, auf Deutsch gesagt, und muss da betteln, damit ich auch 'n, überhaupt irgendwas bekomme und dass ich wirklich wieder auf eigenen Beinen stehen kann.

1.5 Fazit

Bei der *Tafelnutzung als kalkulierter Option* steht im Vordergrund, dass die Tafeln Möglichkeiten der Entlastung des Haushaltsbudgets bieten. Wenn nur geringe finanzielle Mittel verfügbar sind, dann bietet es sich an, Lebensmittel von der Tafel zu holen, so zu sparen und folglich Geld für andere Ausgaben verfügbar zu machen.

Die Formulierung dieses Typus macht als zentrales Problem der Tafelnut-
zenden den weitgehenden Verlust des Konsumenten-Status aus. Dieser steht
sicherlich auch in Abhängigkeit vom Zugang zur Erwerbsarbeit, wie im Beispiel
gesehen. Es wurden aber auch Differenzierungen sichtbar, die beispielsweise der
früheren Sozialhilfe ein höheres Potenzial zur Sicherung des Konsumenten-
Status attestierten als es die neueren Regelungen der Arbeitsmarkt- und Sozial-
politik leisten. Gerade weil in den Diskussionen um die ›Überflüssigen‹ oder
Ausgeschlossenen immer wieder Arbeitslosigkeit zentral gestellt wird, ist es
sinnvoll, stärker und systematischer auch die Konsequenzen des Verlustes eines
Konsumenten-Status herauszuarbeiten. In einer Gesellschaft, die sich in hohem
Maße als Konsumgesellschaft versteht, ist das eine massive Ausgrenzung. Ohne
die Bedeutung der Erwerbsarbeit herunter spielen zu wollen, erfasst man doch
wichtige Aspekte von Ausgrenzungserfahrungen nicht, wenn man verminderten
Konsumzugang nur als abgeleitete Größe mangelnder Teilhabe an der Arbeitsge-
sellschaft beschreibt.

Inklusion in einem konsumgesellschaftlichen Sinne heißt: den eigenen Bedarf auf autonome Weise als Marktteilnehmer zu befriedigen und sei es auf niedrigstem Kostenniveau. Auch der billigste Kauf ist immer noch eigenständiger Kauf. Wobei sich das niedrigste Kostenniveau, der billigste Kauf, nicht immer allein über den Preis bestimmen lässt, sondern gegebenenfalls auch dem sozialen Vergleich, der Einhaltung von Konsumstandards, standhalten muss.

Gegenüber den Tafeln funktioniert das allerdings nicht. Der Versuch der Tafeln, über ›symbolische‹ Preise und die Bezeichnung der Nutzenden als ›Kunden‹ eine Marktteilnahme zu simulieren, greift zu kurz. Denn die Tafeln sind kein besonders preisgünstiger Anbieter am Markt, sondern eine Hilfeeinrichtung neben dem Markt, und sie werden auch als eine solche wahrgenommen. Dies zu verschleiern kann zu zusätzlichen Demütigungen führen, weil es die Nutzenden nicht ernst nimmt. Diesen ist sehr klar, so war es exemplarisch zu sehen, dass die Tafeln keine Marktanbieter sind; und ihnen ist klar, dass es allen anderen klar ist und dass sie als Tafelnutzende diejenigen sind, die nicht am Markt teilnehmen können und auch von allen anderen so wahrgenommen werden.

Die Bezeichnung als ›Kunde‹ verweist zwar tatsächlich auf das zentrale Problem der Nutzenden des hier vorgestellten Typs, also auf den Verlust des Konsumenten-Status. Deshalb ist aber mit der Simulation noch keine Anerkennung verliehen. Auch liegt das Interesse dieser Tafelnutzenden (im Gegensatz zum folgenden Typus) tatsächlich darin, relativ anonym einfach nur die Lebensmittel-›Angebote‹ zu nutzen – so wie man auch im Supermarkt einfach nur anonym auf die Angebote zugreift. Dennoch können die Nutzenden bei den Tafeln selbst eben keine Kunden sein – hätten sie einen unbeschädigten Kunden-Status, würden sie nicht zur Tafel gehen, sondern tatsächlich einkaufen.

Eine Möglichkeit der Anerkennung ist nur gegeben, wenn die Problemanalyse, die Anerkennungsformen und die sachlichen Hilfeoptionen der Tafeln auseinander gehalten werden. Die Einschränkungen des Konsumenten-Status zu sehen und politisch zu problematisieren ist das eine, die Nutzer zu unterstützen das andere. Nur die Kundenrolle zu simulieren kann mehr belasten, als dass es entlasten würde. Die Hilfemöglichkeit besteht in erster Linie in der indirekten Entlastung des Haushaltsbudgets, was schmale finanzielle Spielräume eröffnet und so helfen kann, den Anforderungen von Konsumstandards an der ein oder anderen Stelle näher zu kommen.

2 FRAU G.¹⁵ – TAFELNUTZUNG ALS AKTIVE ZUGEHÖRIGKEIT

2.1 Eingangssequenz: Erlangung und Bedeutung von Zugehörigkeit

Interviewer: (...) dann würd ich Sie bitten, mir vielleicht erstmal zu erzählen, wie Sie überhaupt das erste Mal auf die Tafel aufmerksam geworden sind.

Frau G.: Aufmerksam eigentlich durch, die eigentlich Tafel, also Tafelgänger von, gewesen sind (I: Ja) vorher. (I: Hm) (...)

Vergleichbar mit dem Interview mit Frau K. beginnt der Interviewer auch das Interview mit Frau G. in dem Sinne offen, als er nicht direkt nach ihrer Tafelnutzung, sondern zunächst nach ihrem »*aufmerksam werden*« auf die Tafeln fragt. Anders als dort geht nun Frau G. nicht direkt auf das (im Vorfeld vereinbarte) Interviewthema, also ihre Tafelnutzung direkt ein, sondern greift die »indirekte« Option des Beginns auf. Während die Reaktion von Frau K. darauf zielt, die Sachebene zu betonen und offensiv zu bearbeiten, auch um unangenehme Aspekte zu umgehen, setzt sich Frau G. stärker zu dem Interviewer in Beziehung, indem sie tatsächlich auf die Frage des Interviewers eingeht. Dem direktsachlichen, aber sozial distanzierenden Problemzugang im ersten Fall steht hier eine stärkere Berücksichtigung der sozialen Beziehungsaspekte gegenüber. Schon die Interviewinteraktion zeigt an, dass Frau G. einen anderen Umgang mit potenziell problematischen Herausforderungen hat¹⁶ und dabei stärker auf Kooperation aus ist.

15 Frau G. lebt in einer größeren thüringischen Stadt. Das Interview mit ihr wurde 2009 geführt. Auch hier wurden alle persönlichen Angaben anonymisiert und die Transkription um der Lesbarkeit, teilweise auch um der Anonymität willen moderat der Schriftsprache angepasst.

16 »Problematische Herausforderung« bezieht sich hier darauf, dass die Interviewinteraktion ein Ereignis ist, für das im Alltag üblicherweise keine Routinen vorliegen, dass also ad hoc agiert werden muss. Allerdings kann man davon ausgehen, dass eine gewisse Routine insofern vorhanden ist, als dies nicht das erste »krisenhafte« Ereignis im Leben des Interviewees ist und deshalb gewisse »Krisenbewältigungsstrategien« verfügbar sind. Zu einer detaillierteren Reflexion und Typologisierung des Zusammenhangs von Interviewinteraktion und themenbezogenen Handlungsstrategien vgl. Lorenz (2005: 234ff., 2007a).

Mit Blick auf das Thema, ihre Tafelnutzung, ergeben sich in dieser Hinsicht weitere Hinweise, da sie nun eine Gruppe von »Tafelgängern« bezeichnet, über die sie auf die Tafel »aufmerksam« wurde. Nicht etwa über die Angebote an Lebensmitteln, die für sie attraktiv wären, nimmt sie die Tafel wahr, sondern über (bekannte) Mitglieder einer Gruppe. Ähnlich wie beispielsweise bei Diskogängern oder Kneipengängern ist die ›Mitgliedschaft‹ dieser wahrgenommenen ›Gruppe‹ sehr sparsam bestimmt, nämlich allein durch die häufig wiederholende Tätigkeit des Gangs zur Tafel (Disko/Kneipe) als kleinstem gemeinsamen Nenner. Auch wenn sie sonst keinerlei Gemeinsamkeiten haben, gehen sie doch alle zur Tafel. So entsteht eine ›Gruppenidentität‹, die durch die Tafel und deren relativ häufige und dauerhafte Frequentierung erst konstituiert wird: ohne Tafel keine »Tafelgänger«. Noch vor den Lebensmittelangeboten wird also für Frau G. die »Tafelgänger«-Gruppe relevant. Das heißt, die Tafel ist für sie in jedem Falle mehr (oder anderes) als nur Ressource oder kalkulierte Sparoption. Noch hypothetisch (was sich im weiteren Verlauf der Rekonstruktion bestätigen wird) lässt sich formulieren, dass ihr Gang zur Tafel für sie zugleich den Eintritt in eine ›Gruppe‹ bedeutet. Sie sieht sich in einem sozialen Zusammenhang, nimmt an etwas teil. Dies korrespondiert der Vorstellung einer empathisch-geselligen Integration, wie sie bei den Tafeln im Gäste-Begriff angelegt ist. Die Bedeutung der Tafel ist es dann, eine Zugehörigkeit auch sichtbar und erfahrbar zu machen, da sie sich ja *einzig und allein* über die Tafelnutzung konstituiert, nur darüber erfahrbar werden kann. Die Tafel bietet Identifikationsmöglichkeiten (so wie die Disko, die Kneipe...). Aber das impliziert zugleich Eigenbeiträge der (Disko-, Kneipen-...) Tafelnutzer, zumindest im Sinne des regelmäßigen Besuchs, weil die (Disko, Kneipe) Tafel sonst nicht ›funktioniert‹. Tafeln sind insofern eine Koproduktion aus den Tafeln als konkreten Einrichtungen und den Tafelnutzenden als »Tafelgängern«.

Für Frau G., so lässt sich kurz zusammenfassen, schafft die Tafel eine Möglichkeit der *Zugehörigkeit*, die aktiv und kooperativ gedeutet wird, da die Tafelnutzenden zum Gelingen beitragen.

...) Weil ich hatte eigentlich immer vermutet, dass nur eben, äh, die das in Anspruch nehmen können, die jetzt, sag mir mal, dieses Sozialgeld kriegen (I: Hm). Nicht dieses Hartz IV, sondern bloß eben noch ne Stufe niedriger (I: Ja), ne. So. Und und mir wurde dann aber auf'm auf'm Bürgeramt, weil ich da die GEZ beantragt hatte, dass da ich freigestellt werde (I: Hmh), äh, da wurde mir gesagt, ob ich denn auch die Tafel nutze. Und sag, wieso Tafel? Ich sag, das is doch nicht für mich, ich sag, ich krieg doch dieses Hartz... Nein, wenn Sie jetzt hier in [X-Stadt] was beantragen, sind Sie auch berechtigt, bei der Tafel (I: Hm) dort einmal in der Woche mit Lebensmittel zu holen (I: Ja). So. Und da bin

ich eigentlich dazu gekommen (I: Hmh). Und das war damals aber noch in der [X-Straße] (I: Ja). Also es war ganz klein war das, ne. (...)

Die Annahme, dass nur Empfänger von »Sozialgeld« zur Tafelnutzung berechtigt wären, sagt zum einen, dass sich Frau G., die nicht »nur eben« Sozialhilfe, sondern »Hartz IV« bekommt, nicht zu den »Bedürftigsten« (»noch eine Stufe niedriger«) zählt.¹⁷ Das allein würde aber noch nicht ausschließen, dass sie für sich selbst dennoch materielle/finanzielle Not reklamiert, die ihren Gang zur Tafel motiviert. Davon ist hier allerdings nicht die Rede. Vielmehr bezieht sie sich zum anderen auf bestehende »Anspruch«skriterien, die für die Tafelnutzung entscheidend sind. Nicht ihre Not oder »Bedürftigkeit« ist das (erste) Kriterium, sondern ihre Anspruchsberechtigung. (Zwar hatte auch Frau K. verschiedentlich von »in Anspruch nehmen« gesprochen; das hatte bei ihr aber die Bedeutung von »Möglichkeit nutzen«, »Gelegenheit ergreifen« und nichts mit Fragen von Berechtigung zu tun.) Der Zugang zur Tafel, das heißt auch: zur »Mitgliedschaft« als Tafelgängerin, wird durch vorgegebene Kriterien bestimmt, die einzuhalten, aber von Frau G. nicht selbst zu bestimmen sind.

Dass sie nun die Kriterien erfüllt, erfährt sie während der »*Beantragung*« von Solidarleistungen bei einer Behörde, womit die Tafel als (quasi-)sozialstaatliche Einrichtung erscheint, worauf sie einen gewissermaßen sozialpolitisch legitimierten »*Anspruch*« erheben könne.¹⁸ Sie ist »*berechtigt, Lebensmittel*« bei der Tafel »*zu holen*«. Diese angenommene Berechtigung setzt Frau G. in die Lage, problemlos, gewissermaßen »schamlos« zur Tafel zu gehen und von ihrem »Recht« Gebrauch zu machen. Weder Not noch Scham muss sie dafür empfinden oder anführen. Ganz im Gegenteil bietet die Tafel sogar einen positiven Bezugspunkt der Zugehörigkeit; deren Bedeutung drückt sich hier in der Betonung von »*dazu gekommen*« aus: sie betont – so hier nicht zu sehen, aber im Interview zu hören – das »*dazu*«, nicht das »*gekommen*«. Sie gehört jetzt »*dazu*«.

Damit ist freilich auch gesagt, dass ihr positiver Zugehörigkeitsbezug auf einem Missverständnis beruht. Denn die Tafel ist keine Einrichtung des Sozialstaats zu der sie einen rechtlich verbindlichen Zugang hat, sondern fußt auf

17 Finanziell befindet sich das Arbeitslosengeld II, Hartz IV, auf Sozialhilfeniveau, was Frau G. offensichtlich nicht bekannt ist. Hier funktioniert offensichtlich die Strategie einer Arbeitsmarktpolitik, die durch Umdeklarierung einen Status als Arbeitslose schafft, der trotz mehr oder weniger gleicher finanzieller Ausstattung dennoch als höher im Vergleich zu Sozialhilfeempfängern wahrgenommen wird.

18 Vgl. zum Ansprüche-Thema Lorenz (2010a).

freiwilligem Engagement. Dieses Grundmissverständnis wird im Fortgang des gesamten Interviews bestehen bleiben.

(...)

I: Und sind Sie direkt hingegangen zur Tafel oder haben Sie irgendwie sich das erstmal angeguckt oder?

G: Nö. Ich bin eigentlich, wo wo ich mir den (?), äh, den [Stadt-] Pass geholt habe, äh, da bin ich bloß erstmal runter, weil ich wusste, da irgendwie in der [X-Straße] war so irgendwas (I: Hm). Und da hab ich das erstmal gesucht. Und das hab ich auch dann gefunden. Hab ich erstmal nachgefragt, äh, wie sich das überhaupt verhält (I: Hmh). Da muss man sich ja eben auch erst anmelden jetzt. Dann kriegt man ja so'n so'n so'n Tafelausweis (I: Hm). Und da kann man dann sagen, ich möchte entweder einmal in der Woche jetzt, äh, kann man sich dann, da kann man sich den Tag raussuchen. (...)

Berechtigung und Nutzung stehen nun nicht mehr in Frage, sondern nur noch das konkrete Aufnahmeprozedere, die Einfügung in die lokale Tafel. Dieses Prozedere behält mit der Notwendigkeit einer »Anmeldung« und dem Erhalt eines »Tafelausweises« den formalen Charakter, der bereits durch die quasi-sozialstaatliche Anspruchsberechtigung entstanden ist.¹⁹

Damit ist der Zugang zur Tafel geschafft und es wird jetzt zu zeigen sein, wie sich Frau G. als »Tafelgängerin« versteht beziehungsweise wie sich ihre Zugehörigkeit gestaltet, welche Bedeutung sie annimmt. Wie groß diese Bedeutung wird zeigt sich daran, dass Frau G. zunächst Tafelgängerin wird, aber nach und nach darüber hinaus in verschiedenen Bereichen selbst Aufgaben übernimmt.

(...) Und und das hatt ich ja dann auch ne ganze Weile mitgemacht. Und dann hieß es, äh, dass sie ein neues Objekt gekriegt haben (I: Hmh), ne. Und da wurde eigentlich nur gefragt, wer denn Interesse hätte, da mitzuhelfen (I: Hmh). Na, (?) gleich ganz hoch [hält den Finger hoch, meldet sich]

19 Nicht erwähnt wird von Frau G. die Bedürftigkeitsprüfung durch die Tafel. Wie diese genau ausfällt unterscheidet sich bei den lokalen Tafeln. Die allermeisten Tafeln sehen allerdings eine Prüfung vor, die in der Regel durch behördliche Einkommensnachweise (ALG II-Bescheide, Sozialhilfebescheid etc.) erfolgen. Üblicherweise werden bei Tafeln auch die Sozialpässe der Stadt anerkannt, sofern die Kommune solche ausgibt, die allerdings eigene Prüfungen der Tafeln nicht unbedingt vollständig ersetzt.

Zunächst hat sie also als Tafelgängerin »mitgemacht«, war insofern schon aktiv an der Tafel beteiligt, gehörte zum Kooperationszusammenhang Tafel. Da die Tafel als wechselseitiger Zusammenhang vorgestellt wird, ist auch ein Positions- oder Aufgabenwechsel darin durchaus nahe liegend. Denkt man im Sinne von Reziprozität und wieder bezogen auf den Gäste-Begriff, dann ist es wenig verwunderlich, nach Möglichkeit auch selbst einzuladen, wenn man eingeladen wurde. Dieser Positionswechsel wird bei nächster sich bietender Gelegenheit vollzogen, nämlich als neue Räumlichkeiten für die Tafel ausgebaut werden und dafür unter den Tafelnutzenden nach freiwilligen Helfern gesucht wird. Später wird Frau G. weitere Gelegenheiten nutzen, auf freiwilliger oder durch das Arbeitsamt geförderter Basis verschiedenste Tätigkeiten, z.B. Ausgabe oder Küche, bei der Tafel zu übernehmen.

Für die Frage danach, wie Frau G. ihre Zugehörigkeit zur Tafel bestimmt und gestaltet, sind insbesondere zwei (zusammenhängende) Aspekte bedeutsam, die zugleich für das Verständnis von Ausgrenzungsproblemen im Sinne der Studie von Interesse sind. Zum einen geht es um Frau G.s Verständnis von Aktivität und Selbstständigkeit, in deren Rahmen sich ihre Bezüge zu Arbeit und Konsum klären lassen (2.2). Zum anderen ist zu fragen, in welche Beziehung sie sich zu den anderen »Gruppenmitgliedern« setzt, womit sich auch die Bedeutung von Rechtsansprüchen besser verstehen lässt (2.3).

2.2 Eingebettete, reproduktive Selbstständigkeit: Zur Bedeutung von Arbeit und Konsum

Es war zu sehen, dass Frau G. zwar aktiv wird, dazu aber auf Anlässe oder Gelegenheiten stoßen muss, die diese Aktivität ermöglichen. Sie fragte nicht selbst nach, weder bei den Tafeln noch bei Behörden noch bei Bekannten, sondern wird auf etwas aufmerksam gemacht. Ihre Aktivität ist nicht von der Art, dass sie sich selbst Optionen schafft. Vielmehr bedarf es des Anstoßes oder Angebots von »außen« und einer vorgegebenen Rahmung, damit Frau G. die Gelegenheit ergreift und aktiv wird – was sie dann sofort macht. Frau G. orientiert sich vor allem an vorgegebenen Kriterien und Zugehörigkeiten, die ihr die gestaltende Eigeninitiative ermöglichen. Ich werde deshalb von *eingebetteter Selbstständigkeit* sprechen.

Besonders deutlich wird das im Kontrast zu ökonomischer Selbstständigkeit. Frau G. war nach dem Ende der DDR fast ausnahmslos arbeitslos beziehungsweise in kurzfristigen, meist durchs Arbeitsamt geförderten Beschäftigungen tätig. Für ein halbes Jahr versuchte sie auch, sich im Pflegebereich im ökonomischen Sinne selbstständig zu machen, also ein Unternehmen zu gründen. Dies

scheiterte aus verschiedenen Gründen. Gleichwohl betrachtet sich Frau G. selbst als tatkräftigen und selbstständigen Menschen.

Ich hab's dann versucht, auf selbstständiger Basis (...). [führt ihre Versuche und Tätigkeiten im Bereich Pflege/Betreuung aus] ...nach dem halben Jahr hab ich's dann wieder aufgegeben und hab mich dann eben wieder arbeitslos gemeldet, ne. (I: Hm). Ja. Und da dann ging da (?). Und dann fing das hier [bei der Tafel; S.L.] an (I: Hm). Ja.

I: Wie sind Sie auf die Selbstständigkeit gekommen? Haben Sie da mal ne Ausbildung auch in der Richtung gemacht oder?

G: Nö. Eigentlich gar nicht. Weil ich habe selber vier Kinder (I: Hm). Und habe mittlerweile sechs Enkelkinder. (...) Also ich bin eigentlich nun auch mit neunzehn aus'm Haus. Und und und äh pff war eigentlich schon immer selbstständig. Und ich hab auch immer so ne, auch handwerklich, ich bin ja nun Fußbodenlegerin (Lachen) (I: Ja). Also ich bin eigentlich sehr selbstständig, wollen wir mal so sagen. Un un un und das hat sich eigentlich... Und auf'm Arbeitsamt hatt ich aber eben nicht die Chance. Da ging kein Weg rein.

Frau G. bietet nicht etwas Marktgängiges zum Verkauf an, schafft in diesem Sinne keine neuen Optionen, die ökonomische »Selbstständigkeit« begründen könnten. »Selbstständigkeit« bestimmt sie für sich dahingehend, dass sie früh zuhause auszog, ein »Handwerk« erlernte und – allein, wie an anderen Interviewstellen noch deutlicher wird – »vier Kinder« großzog, was sie im Selbstverständnis wiederum für ihre beruflichen Wünsche Richtung Pflege/Betreuung qualifiziert. Selbstständigkeit, Familie, gelernter Beruf und angestrebte Tätigkeit gehen fließend ineinander über. Es geht bei ihr viel mehr um Einbettung in einen Reproduktionszusammenhang (über mehrere Generationen) als um gewinnorientierte Produktion, mehr um ein eigenes Einkommen auf handwerklicher Basis²⁰ und die eigenständige Versorgung der Kinder als um Verkauf und ökonomischen Erfolg. Noch auf dem »Arbeitsamt« sucht sie den »Weg rein«, nicht etwa raus oder daran vorbei: sie sucht ihre Chancen *im Rahmen* der Möglichkeiten des Arbeitsamtes.

Eine typische Äußerung, die ihr Verständnis von eingebetteter, reproduktiv orientierter Selbstständigkeit zum Ausdruck bringt, findet sich als Antwort auf die Frage, ob sie sich ihre Tätigkeiten bei der Tafel selbst aussuchte:

20 Auch die Berufswahl stützt die These der eingebetteten Selbstständigkeit: der Fußboden wird erst verlegt, wenn der Rohbau errichtet ist, trägt dann aber *in diesem Rahmen* sprichwörtlich Grundlegendes zur weiteren Ausgestaltung bei. Vgl. dazu auch den folgenden Abschnitt zur »Helfernatur« (2.3).

Ja nein. Das is äh ääh dort, wo jemand gebraucht wird.

Frau G. orientiert sich an Gegebenem und Notwendigem. Wo Unterstützung nötig wird (vorgegebener, reproduktiver Rahmen), kann sie aufgrund ihrer breiten, nicht spezialisierten Fähigkeiten und Kompetenzen selbstständig tätig werden.

Verschiedenste Versuche während ihrer langjährigen Arbeitslosigkeit wieder in Arbeit zu kommen scheiterten, neben der ökonomischen Selbstständigkeit auch Anstellungen in ihrem erlernten Beruf oder in anderen Tätigkeiten.²¹ Die Tafel, die sie dann als Option für sich entdeckt, bietet deshalb eine wichtige, bei allem persönlichen und gerne geleisteten Engagement aber immer nur die ›zweitbeste‹ Lösung für ihre angestrebte Einbindung.

Und da (...) hab ich dann hier [bei der Tafel; S.L.] mit angefangen (I: Hm), (?) ehrenamtlicher (?). Weil ich wollt irgendwas tun. Ich ich ich bin kein Mensch, der zuhause sitzt (I: Ja ja). Das is mir nichts. Ich muss immer unter Leuten. (?) (Lachen). Ja. Das is eben auch. Ja. Das is auch aber, jetzt hier, (?) bin ich nun drei Jahre nun schon hier. Immer mal mit hatt ich's mal wieder versucht als Fußbodenlegerin. Da wurde ich aber nich bezahlt. Also wieder aufgehört (I: Hm), ne. Das is immer mal mit Abständen, wo ich dann mal Arbeit hatte. Und es aber doch nich dann so geklappt hat, wie ich das gern wollte (I: Hm). Weil se immer denken, sie können, ja, dass mer kostenlos arbeiten (I: Ja), ne. Also, nun, da hab ich mich dann jedes Mal dann wieder hier gemeldet.

Aktivität, Selbstständigkeit im beschriebenen Sinne, ist ihr bei der Tafel wichtig, Zugehörigkeit noch wichtiger (»müssen« ist stärker als »wollen«): sie »wollte irgendwas tun«, äußert also als Wunsch noch unspezifisches Tätigsein, aber »muss immer unter Leute«. Auch der »ehrenamtliche« Einstieg zeigt, dass nicht der finanzielle Erwerb (bei der Tafel) primär ist, so wichtig er auch für ihre Art der Selbstständigkeit ist, sondern die Zugehörigkeit. Gerade weil der Wiedereinstieg in Erwerbsarbeit scheitert, geht sie (wieder) zur Tafel, von der sie sagen kann, dass sie sie zusammen »mit« anderen »aufgebaut hat«.

21 Ein Hinderungsgrund dafür ist auch, dass Frau G. keinen Führerschein hat und diesen auch nicht erlangen will. Was immer dafür im einzelnen der Grund ist, jedenfalls steht das Auto für eine Form von Selbstständigkeit, die nicht die ihre ist und von daher zumindest nicht attraktiv für sie ist. Es geht ihr keineswegs um größtmögliche Flexibilität, Individualität, Unabhängigkeit und Ungebundenheit, wofür üblicherweise das Auto steht. Ihr geht es um eigenständige, aber eingebettete Reproduktion.

(...) Seit drei Jahren (I: Ja). Kann man sagen. Ja. Ich habe das hier mit aufgebaut. Wir haben hier gemalert alles drin. Ich hab (?) äh äh die Fußböden gelegt und das alles (lacht kurz). Ja. (...) Und in der [X-Straße] die Kindertafel ham wir ham wir mitgemacht. Mit gemalert und Fußböden gelegt und und und, ne. Also (2). Und vor allem auch jetzt hier merkt man, man kriegt auch en ein Dankeschön zurück.

Frau G. ist bei der Tafel lange Zeit »ehrenamtlich« tätig, erhält erst später Aufwandsentschädigungen (in der Größenordnung 40€/Monat) und schließlich eine vom Arbeitsamt geförderte, auf zunächst ein Jahr befristete Stelle bei der Tafel. Sie kann so ihre Tätigkeit mit (Transfer-)Einkommen verbinden und kommt damit nah an ihre Vorstellungen von selbstständiger Reproduktion.

Ausgangspunkt und Basis ist aber die freiwillige Tätigkeit, deren Erfolg kein ökonomischer ist, sondern eine aktiv gestaltende Zugehörigkeit, die dann Anerkennung in Form von »Dankeschön« ermöglicht. Dank »zurück« zu bekommen bedeutet, dass sich ein Reziprozitätsverhältnis im Mausschen Sinne schließt. Mauss (1990) beschrieb diese Reziprozität als Ineingangegreifen von Geben, Nehmen und Erwidern. Dank ist hier die schließende Erwidern von anderen, die auch bei der Tafel Unterstützung suchen. Diese Erwidern lässt sich nicht erzwingen, nicht im Sinne eines Vertragsverhältnisses einfordern; von ihr lässt sich nur »bemerken«, dass sie »zurück« kommt. Während die Vertragsverhältnisse der Erwerbsarbeit scheiterten, weil dort, wie oben zu sehen, kein Geld zurückkam, gelingt im informellen Bereich die Schließung eines sozialen Zusammenhangs. Die zunächst nach »äußeren« Kriterien bestimmte Zugehörigkeit wird so praktisch vollzogen.

Bezogen auf ihre aktuell geförderte Tätigkeit bei der Tafel sagt Frau G. an anderer Stelle:

Da komm ich auch mal in den Genuss, regelmäßig mal wieder Geld zu bekommen (I: Ja). Das freut einen natürlich auch, ne. Das is auch wie so ein kleines Lob dafür, dass man eben auch ohne Geld, ja. (...) Ja. Ich mach's auch gerne. Ich mach's wirklich sehr gerne.

Die Übergänge zwischen Einkommen und informeller Anerkennung sind nicht klar abgegrenzt. Frau G. weiß das »Geld«-Einkommen zu schätzen. Zwar wird auch Arbeitslosengeld II (Hartz IV) »regelmäßig« bezahlt. Der »Genuss« besteht im Gegensatz dazu darin, regelmäßig (also vorhersehbar) frei verfügbares »Geld«, das heißt mehr als für die unmittelbaren Ausgaben notwendig, zu erhalten. Dennoch wird dieses Geld im Kontext der Tafeln eher als informelle Anerkennung gesehen, eben als »Lob«, nicht als Erwerbseinkommen auf Vertragsbasis. Frau G. hat bei der Tafel eine für sie sinnvolle Beschäftigung gefunden, die

ihrer reproduktiven Orientierung entgegenkommt, die ihr Dank und Anerkennung bietet und schließlich sogar zu disponierbarem »Geld« verhilft, sie also auch mit Konsumoptionen ausstattet.

Frau G. gewinnt so einen bescheidenen Anschluss an die »Konsumgesellschaft«, aber noch nicht an die »Erwerbsarbeitsgesellschaft«, obwohl beide Begriffe nur eingeschränkt artikulieren können, was für Frau G. von Bedeutung ist. Richtig ist, dass sie eine Erwerbsarbeit anstrebt, die allerdings nicht nur Einkommen, sondern auch einen Sinn stiften soll, wie er im folgenden Abschnitt (2.3) noch genauer bestimmt wird. Auch wird die Ermöglichung von frei verfügbaren Geldressourcen von ihr geschätzt, tritt freilich hinter eine »sinnvolle« Tätigkeit zurück und ist in jedem Fall weit entfernt von im engeren Sinne konsumistischen Orientierungen. Dazu noch einige Interviewauszüge.²²

-
- 22 Das entspricht also keineswegs der Annahme Baumanns (2003), dass der Druck, Anschluss an die konsumistische Lebensweise zu bekommen, auch oder gerade dort stark wäre, wo dieser Anschluss faktisch unerreichbar ist. Bei Frau K. war im Ansatz, vor allem vermittelt über die Kinder, so etwas zu erkennen. Bei Frau G. könnte man eher mit Bourdieu (1999) eine starke Notwendigkeitsorientierung feststellen, was an den folgenden Zitaten noch deutlicher wird. Seine Ungleichheitskritik hier anzulegen würde freilich heißen, Frau G. als befangen in ihrer gesellschaftlichen Position zu erklären, so dass ihre Wünsche und Orientierungen nur ihren niedrigen Klassenstatus spiegeln. (Dies würde auch den (habitualisierten) DDR-Hintergrund materiell deutlich egalitärer Lebensverhältnisse nicht berücksichtigen.) Interessant ist gleichwohl die Differenz Bauman – Bourdieu. Bourdieu macht die Ungleichheit daran fest, dass die unteren Klassen gerade nicht die Wertigkeiten der oberen Kassen (Luxusgeschmack) anstreben, sondern diesen ihren Notwendigkeitsgeschmack entgegensetzen, womit sie aber zugleich ihren unteren Status selbst reproduzieren. Für Bauman besteht dagegen das Problem gerade darin, dass auch und vielleicht sogar besonders diejenigen die gesellschaftlich dominierenden Wertigkeiten übernehmen, die sie kaum jemals realisieren können. Historisch und zeitdiagnostisch hat beides Plausibilität. In den 1960er und 70er Jahren, auf die sich Bourdieu bezieht und die sich gesamtgesellschaftlich durch fortschreitenden Wohlstand kennzeichnen lassen, erscheint es problematisch, wenn einige daran keinen Anteil haben, auch weil »sie selbst« sich gewissermaßen im Wege stehen, ihre Möglichkeiten umzusetzen. Dreißig Jahre später gibt es breite Generationenerfahrungen mit Anteil an einem Wohlstand, von dem jetzt aber viel weniger verlässlich scheint, ob und wie er sich für wen – vielleicht nicht einmal steigern, sondern nur wenigstens – noch sichern lässt. Vor diesem Hintergrund ist die Baumannsche Überlegung plausibel, dass eher Verlusterfahrungen oder die Befürchtung solcher zum

Der Interviewer fragt noch einmal explizit danach, ob sie mit der vom Arbeitsamt geförderten Stelle bei der Tafel nun mehr Geld zur Verfügung hat als zuvor.

Ja, je jeden Fall. Und ich muss auch sagen, damit lässt sich's wenigstens mal zwei Monate wieder leben (beide lachen). Ja. Wir kriegen jetzt 1200 Brutto (I: Hmh). Und das wird ungefähr, ich schätze zwischen 850 oder 900 netto sein. (I: Hm. Hmh.) Und da könnte man ja dann auch fleißig mal sparen (I: Hm). Wir ham uns vorgenommen, dass mer nächstes Jahr dann mit der Tochter nach Brasilien fahren (Lachen), äh fliegen (I: Aha). Ja. Weil die hat en Brasilianer als Freund jetzt. Und die waren jetzt schon mal drüben bei seinen Eltern. (...). Ja. Dass das jetzt hier [bei der Tafel; S.L.] eben geklappt hat. (?). Na dann, fliegen mer nächstes Jahr im September (...)

Das spar ich mir dann schon zusammen. (I: Ja.) Ja. Das war ja schon, das is ja auch eben Urlaub. Das is Urlaub (I: Ja). Was is Urlaub, wenn de zu Hause bist. Das is kein Urlaub. Du machst dann trotzdem dein (?), dein (?), bloß dass de länger schlafen tust, im Grunde genommen. Dass de nich um fünf aufstehen musst, sondern dass de eben erst um acht aufstehst (I: Hm). Das is der einzige Vorteil (I: Hm). Aber ansonsten Urlaub? (Lachen)

Frau G. bekommt seit »zwei Monaten« nicht nur einfach mehr Geld, sondern gewissermaßen mehr ab vom »Leben«. Mit »so lässt sich's leben« beschreibt man üblicherweise eine eher unwahrscheinliche, aber komfortable Situation (s.o. auch: »Genuss«). Geld zur freien Verfügung zu haben, Entscheidungen treffen zu können, Alternativen zu haben und zu wählen, bedeutet eine Teilhabe am (gesellschaftlich möglichen) Leben. »Sparen« ist eine potenzielle (»könnte«) Option, wobei die eigene Aktivität betont wird (»fleißig«). Konkretisiert wird dann eine Option, die etwa ein »Jahr« im Voraus bereits anvisiert wird (»vorge-nommen«). Damit rückt die bislang unwahrscheinliche Möglichkeit »richtigen« »Urlaubs«, einer Reise, die zugleich einen tatsächlichen Schritt aus dem Alltags-leben heraus bedeutet, in realistische Reichweite. So eröffnet die Teilhabe an der »Konsumgesellschaft« Frau G. attraktive Spielräume, die sie aber eher unter Prämissen der Arbeit (Fleiß, Sparen, Zielorientierung), jedenfalls nicht unter konsumistischen verfolgt.

Dies wird auch im folgenden Abschnitt deutlich, wenn der Interviewer mit »Spaß« eine typische Deutungskategorie der konsumistischen Gesellschaft im Sinne Baumans (2003) anbietet.

Problem werden. Für den Einzelfall sagen solche generellen und zeitdiagnostisch zugespitzten Überlegungen, wie im vorliegenden Fall zu sehen, freilich noch wenig aus.

I: (...) Die Arbeit [bei der Tafel; S.L.], das macht Ihnen richtig Spaß? (...)

G: Ja. Ja. Weil eben, wie gesagt. Ich ich bin so, bin so ein kleiner Allrounder (I: Ja). Ja. Also mich kann man überall hinsetzen (lacht kurz) (I: Hm), ne. Sei's in der Küche oder bei hier der Ausgabe oder in die hier, die Kleiderkammer, die mer drüben haben, ne. Oder eben bei (?)arbeit oder man hat (?) Arbeiten oder wo eigentlich (Lachen) so einen gebrauchen können (Lachen) (I: Ja). Ja. Das is eben auch das Gute, ne. (I: Ja). Das is dann auch nich ganz so eintönig jetzt. Is immer mal was andres.

›Gib mir einen Rahmen, und ich fülle ihn aus‹ ist wieder die Botschaft; für alle nützlichen (»*gebrauchen können*«) Tätigkeiten, die keine besonderen Spezialisierungen verlangen, folglich alltagsnah sind (reproduktiv; »*Küche*«, »*Kleidung*«) sieht sich Frau G. geeignet. Das ist ihre Kompetenz. Der vom Interviewer eingeführte »*Spaß*«, für Bauman (2003) im Zusammenhang mit Arbeit der Indikator dafür, dass Arbeit Konsumcharakter angenommen habe, ist hier nur eine abgeleitete Größe, gewissermaßen die Zugabe der vor allem nach Nützlichkeitskriterien als sinnvoll bestimmten Tätigkeiten. Schließlich sind es auch nicht (Konsum-)Wünsche, die die Orientierung grundlegend bestimmen würden. Explizit nach ihren Zukunfts-Wünschen befragt:

Ich weiß es nich. Keine Ahnung. Also ich bin, hab eigentlich keine Wünsche (I: Ja). Außer eben mal schön in nen Urlaub fahren einmal im Jahr (I: Hm). Ja. Aber ansonsten jetzt, Wünsche, nein. Ich hab mein Zuhause. (2) Eigentlich (2) so. Nee, ich hab eigentlich keine Wünsche weiter (I: Hm). Arbeitsmäßig, ne, das könnte mir von mir aus bis bis in die Rente gehen, könnt das ruhig (lacht kurz) (?) gehen (I: Ja). Das, ja, es sei denn, ich würde so en Job kriegen. Das wäre natürlich ne Alternative dann (I: Ja). Aber (I: Was wäre...) da ich keine keine Fahrerlaubnis mache, (?), da werd ich auch nie die Chance haben, da in so was rein zu kommen.

Die Tafel ermöglicht ihr eine sinnvolle Tätigkeit, dazu über die geförderte Stelle auch ein Einkommen, was ihr einen zufrieden stellenden Anschluss an Konsumoptionen bietet. Die geförderte *und* sinnvolle Tätigkeit kommt ihrer Vorstellung von Selbstständigkeit sehr nahe, kann diese aber letztlich dennoch nicht erfüllen, da sie Ersatz für einen »*Job*« bleibt. Zur Frage, inwiefern die Tafeltätigkeit ihre ›Arbeit‹ ist, sagt sie:

Na ja doch, je je jetzt auf jeden Fall (I: Ja). Aber ich mein, jetzt vorher, auch wenn's unentgeltlich war, ne, (I: Ja) also ich hab das irgendwie trotzdem angesehen als, ja, als ganz normale Arbeitsstelle (I: Hm), ne. Ah ja doch. Das war schon... Schön, dass ich mich gemeldet hab (Lachen).

»Irgendwie trotzdem angesehen als« macht deutlich, dass es letztlich eben keine Erwerbsarbeit ist, sondern nur vage dazu erklärt werden kann. Dass es »jetzt« doch ihre Arbeit ist, wird zögerlich eingeführt und steht im Kontrast zur oben angeführten »Alternative«, nämlich dass eine Erwerbsarbeit gleichwohl vorzuziehen wäre. Nur die schlechten »Chancen« stehen dem im Wege, wobei sie (aus Selbstständigkeitsperspektive) den als entscheidend vorgetragenen Grund dafür (»Fahrrerlaubnis«) immerhin selbst verantworten kann.²³

2.3 »Helfernatur« und Rechtsansprüche

Bereits im vorherigen Abschnitt (2.2) war zu sehen, dass Selbstständigkeit, Familie, Handwerk und Sinngebung der beruflichen Orientierung bei Frau G. eng miteinander verwoben sind. Die eigenen Kinder (und Enkelkinder) qualifizieren so für eine gewünschte berufliche Tätigkeit im Bereich Pflege/Betreuung. Alltagsweltliche, biografische und familiäre Erfahrungen sind bestimmend, weshalb von *reproduktiver* Orientierung als charakteristisch gesprochen wurde. Dies beinhaltet zugleich ein eigenes Verständnis von Selbstständigkeit, nämlich dass es Frau G. nicht um maximale Unabhängigkeit geht, sondern vielmehr darum eingebunden zu sein, an etwas *mit* zu wirken. Im Sinne solcher Zugehörigkeit ist nun noch genauer zu klären, wie sich Frau G. in Beziehung zu anderen setzt, mit denen sie gemeinsam etwas gestaltet.

(...) weil ich sowieso, ich bin, ich habe da so ne Ader. Ich wollte, wollte eigentlich schon immer so en Streetworker oder oder... Ich hab's dann versucht, auf selbständiger Basis [Anschluss s.o.].

Auf dieses Zitat folgt dann die oben zitierte Aussage, dass diese berufliche Orientierung in Richtung Sozialer Arbeit (»Streetworker«) durch die eigenen Kinder und die handwerkliche Ausbildung qualifiziert sei. Zum einen wird deutlich, dass Frau G. aktiv um eine Verwirklichung ihrer Lebensvorstellungen (»*eigentlich immer schon*«) bemüht ist. Für deren Ausrichtung »*eine Ader zu haben*« besagt außerdem, dass es sich bei dieser »sozialarbeiterischen« Orientierung um etwas handelt, das fest und nicht weiter herleitbar zu ihrem Selbstverständnis gehört. Der Verweis auf ihre Kinder unterstreicht, dass sie sich in asymmetri-

23 Ein Führerschein würde vermutlich ihre Chancen auf Erwerbsarbeit tatsächlich steigern, aber auch nichts garantieren. Insofern individualisiert sie hier die Verantwortlichkeit für ihre Arbeitslosigkeit.

schen sozialen Beziehungen auf der unterstützenden, nicht der unterstützten Seite befindet (Sozialarbeiterin/Betreuerin/Mutter).

Aussagen dieser Art sind im Interview zahlreich. Auf die Frage, ob und wie sie sich ihre Tätigkeiten aussucht, heißt es:

Genau. Ja. Vor allem wo de auch jemanden helfen kannst. Weil ich ja schon immer in diesen Bereich rein wollte (I: Hm), ne.

An anderer Stelle beschreibt Frau G., wie andere Tafelnutzer um der Geselligkeit willen durchaus gern zur Tafel kommen, woran der Interviewer anschließt:

I: War das für Sie auch ein Grund, hierher zu gehen. (?), die Leute kennen lernen und so weiter?

G: Ja. Auf jeden Fall (Räuspern). (I: Hm.) Ja. Weil äh äh ich, es is ja auch so, i ich will nich sagen, dass ich nun überall, aber ich habe viele Gesetzbücher zu Hause. Und mich ham se auch schon viel gefragt, wie sieht'n das aus [ihr Vorname]? Oder wie sieht'n das aus? Und ich sag, Mensch, wartet mal. Ich gucke mal zu Hause (I: Hm). Ich sag euch Bescheid, wie ihr was machen könnt, (I: Hm) ne. Also ich (?), ich sage ja... Weil auf Ämter rennen und und so was, das hab ich schon mit meinen Kindern durch. Und von von den Kindern die Freunde. Und (lacht) (?) ich das, um denen, dass se zu ihrem Geld kommen (I: Ja), ne. Das is doch eben, weil hier kann mer trotzdem, auch jetzt ohne diese Ausgabe oder dass ich in der Küche bin, kann ich auch so noch mit helfen (I: Hm). Da kommen viele zu mir und fragen mich, wie kann mer denn dies machen. Oder [Vorname], ich habe das Problem. Wie kann mer denn das machen? Und und und. Ja?! (I: Ja) Und weil ich ja so und so immer in diesen Bereich eigentlich rein wollte (I: Hm), ne. (I: Hm) Deswegen, das is eigentlich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen (I: Hm) (Lachen).

Auch Geselligkeit und »*Leute kennen lernen*« nimmt bei Frau G. die Form und den Sinn an, dass sie auf verschiedenste alltagsnahe Weise »*helfen*« kann (wie schon den »*Kindern*«), dass sie um Rat und Unterstützung »*gefragt*« wird. So kann sie das bei der Tafel verwirklichen, was sie »*eigentlich immer wollte*«.

Auf den Punkt gebracht wird das in Bezug auf das (oben bereits angeführte, [2.2]) zurückkommende Dankeschön, das Frau G. wie folgt näher erläutert:

Also man merkt auch (?), ich hatt jetzt ne Woche Urlaub, weil ich meinen Fußboden erneuert habe (Lachen): »Wo warst denn Du? Du hast, warst gar nich da?« (...) weil ich auch sehr gerne lache. Und und »Wenn mer dich nich sieht, aber man hört dich«. Ich bin, ja, also ich brauch keine viertel Stunde, da werd ich mit dem Mensch (?) (I: Ja). Das das liegt mir irgendwie im Blut (I: Aha), diese Helfernatur. Ja.

Der genannte Dank drückt sich unter anderem darin aus, dass sie bei der Tafel vermisst wird, wenn sie nicht da ist. Das ist für Frau G. die Bestätigung, dass sie tatsächlich dazu gehört und dass mit dieser Zugehörigkeit auch wichtige Aufgaben verbunden sind, die sie erfüllt. Ihre Fähigkeit, schnell mit Menschen ins Gespräch kommen zu können, basiert auf einer bestimmten Deutung ihrer Beziehung zu anderen, die sie als »Helfernatur« kennzeichnet. Anders formuliert: Da ihre Rolle bereits im Vorhinein geklärt ist, in Form einer Art generalisierter Betreuerin, bereitet es ihr wenig Schwierigkeiten, auf andere Menschen zuzugehen. Die Tafel bietet ihr eine entsprechende Position dafür an, indem hier Helfende und Hilfesuchende aufeinander treffen.

Interessant ist dabei, dass sie sich ihrerseits an keiner Stelle des Interviews dankbar äußert. Sie bietet zwar Hilfen an, für die Dank zurückkommt. Selbst erscheint sie aber in keiner Beziehung zu anderen, die sie eine ›Dankesschuld‹ – oder einfach: Dank – gegenüber anderen empfinden lässt. Da sie sich in informellen Beziehungen ›naturgemäß‹ (Helfernatur) in der gebenden, nicht der nehmenden Position innerhalb grundsätzlich asymmetrischer Konstellationen sieht, ist im Grunde auch kein Dank ihrerseits erforderlich.

In formalen Verhältnissen wiederum wäre Dank unangemessen, denn dort geht es darum, Rechte in Anspruch zu nehmen oder gegebenenfalls durchzusetzen. Dies verfolgt sie in eigenen wie anderer Angelegenheiten. Frau G. ist als Helferin also keineswegs auf Fragen von Betreuung und Sorge festgelegt, sondern engagiert sich ebenso in Rechts- und Gerechtigkeitsfragen. Ihre Ausführungen zu Problemen der gesellschaftlichen Arbeitssituation sowie Möglichkeiten, diesen durch politische Maßnahmen zu begegnen, lässt sie in Empörung enden:

Da könnte man überall anfangen. Wäre nich das Problem, ne. Das is das eben. Und das, so was ärgert mich dann (I: Ja). Ja?! Das is, das is nich gerecht.

Zu sehen war ihr eigener Einsatz bereits an einigen Stellen, wo es um ihre Auseinandersetzungen mit dem Arbeitsamt ging. Exemplarisch dafür:

I: Aber sonst haben Sie so mit den Arbeitsämtern eher schlechte Erfahrungen gemacht?

G: Sehr schlechte Erfahrungen (I: Ja) (Räuspern). Wenn ich Ihnen meine Widersprüche zeigen würde alle (beide lachen). Aber da hab ich immer Recht gekriegt (I: Hmh). Ich habe immer und wenn ich über'n Jahr gekämpft hatte. [längere Ausführung eines Beispiels]

(...) Ich sag, ich schenke denen das nich.

Rechtsansprüche werden nicht verschenkt, sondern durchgesetzt. Auch an der eingangs diskutierten Frage nach Ansprüchen wurde schon thematisiert, was legitimer Weise in formalen Beziehungen eingefordert werden kann, wofür Berechtigungen bestehen u.ä.

I: (...) Für manche ist das ja unangenehm, da hin zu gehen [zur Tafel; S.L.]. Das war's Ihnen eigentlich...

G: Gar nich. (I: Gar nich.) Gar nich. Weil ich hab, ich muss sagen, ich habe schon so viel im im im im Leben Negatives grade von von von Vater Staat erlebt (I: Ja), ne. Also ich habe meine Kinder eigentlich ohne Unterhalt großgezogen (I: Hm). Ich habe wirklich nur von dem gelebt, was ich eigentlich gekriegt habe (I: Hm), ne. Weil die Väter, die konnten nicht zahlen oder die wollten nicht zahlen. Da renn ich jetzt noch hinterher, ne. Also (2), und jedes Jahr, wenn mer dann gegangen is. Und da hieß es dann diese (?) und, nein, das gibt's nich. Und da und hier. Und (I: Hmh) (?), da hab ich dann auch keine... Ich sag, das steht mir zu. Also (I: Hm) nehm ich den Anspruch (I: Hmh), ne. Also da, so wie andere, nee, da geh ich nich hin. Und (I: Hm)... Nein, eigentlich nich.

Auch hier werden keinerlei eigene Erfahrungen mit oder Erwartungen an informelle Hilfen dargestellt, die zu Dankbarkeit führten. Denkbar wäre in diesem Zusammenhang die Nennung der eigenen Familie, der Eltern, Großeltern, eines Lebenspartners, Freunde, Bekannte oder Nachbarn. Von einem informellen Rückhalt dieser Art ist aber nicht die Rede. Auch die Leistungen der »Väter« müssen formal eingeklagt werden und zwar bei »Vater Staat« der ebenso wenig zuverlässig ist, dem gegenüber man aber Rechte geltend machen kann. So klagt Frau G. die Übernahme »väterlicher« Versorgungspflichten auf formalem Wege ein.

Damit ist der Ausgangspunkt der Darstellung wieder erreicht. Frau G. handelt in einem formal gültigen Rahmen, worauf sie einen Anspruch erhebt, der gegebenenfalls eingeklagt wird. Daran ist auch zu sehen, dass die Rede von den »Gästen« nicht gänzlich zutreffen kann, weil der Status des Gastes eben nicht einzuklagen ist, die Anspruchsberechtigung hier aber eine bedeutende Rolle spielt. Innerhalb dieses Rahmens jedoch ist eine empathisch-gesellige Integration möglich, sogar wichtig. Während der »Rahmen« Zugehörigkeit begründet, gestaltet Frau G. die informellen Beziehungen, also die persönlichen Interaktionen zunächst als »Tafelgängerin«, dann als Mit-Aufbauende und schließlich als Tafel-Helferin (allerdings nie in leitender Position). Hilfen leistet sie im Selbstverständnis dabei sowohl im Sinne von Betreuung/Sorge als auch advokatorisch bei der Durchsetzung von Rechten.

2.4 Fazit

Für die *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* ist die Tafel ein Ort, der soziale Begegnung ermöglicht. Die Tafel bietet Möglichkeiten des geselligen Beisammenseins, aber auch, sich über Alltagsprobleme auszutauschen, diesen ein Stück weit zu entkommen beziehungsweise sie gemeinsam zu bearbeiten. Dabei spielen Probleme materieller/finanzieller Art eine wichtige Rolle, aber nicht zwingend die entscheidende für den Gang zur Tafel. Das zentrale Problem ist hier vielmehr das drohende Herausfallen aus sozialen Bezügen und das Verwiesensein auf Untätigkeit im mehr oder weniger isolierten Privatraum.

Langjährige Arbeitslosigkeit wird dafür häufig ein direkter oder indirekter Grund sein, aber auch beispielsweise der Übergang in die Rente oder Krankheit können zu ähnlichen Problemen führen. Mit direkt oder indirekt ist gemeint, dass Arbeitslosigkeit zumindest zwei Probleme aufwirft. Zum einen ist das der Verlust von Sozial- und Sinnbezügen, die mit der Erwerbsarbeit selbst verbunden sind, etwa die Anerkennung von Leistungen, Umgang mit Kollegen oder die Möglichkeit, etwas (Nützliches) zu gestalten. Zum anderen bedeutet der Verlust von Einkommen – jedenfalls wo er sozialstaatlich nicht ausreichend kompensiert wird –, dass auch über eingeschränkte Konsumoptionen der Weg ins öffentliche Leben oder in soziale Bezüge eingeschränkt wird. Es muss nicht gleich, wie im Beispiel, der Flug nach Brasilien sein, der in der globalisierten Welt für einen familiären Austausch nötig werden kann. Schon die Bustickets können schnell zu teuer werden, ebenso wie die Ausrichtung von Feierlichkeiten, zu denen Gäste – Bekannte, Freunde, Verwandte – eingeladen werden könnten, oder die Beteiligung der Kinder an Schulveranstaltungen, die mit Kosten verbunden sind etc.

Wie bei Frau G. zu sehen war, haben Tafeln Chancen, tatsächlich Orte der Zugehörigkeit und Mitgestaltung sein zu können. Zumindest für einige ist das eine Option, während das für andere Menschen diesseits und jenseits der Tafeln aus den verschiedensten Gründen nicht in Frage käme – so etwa für Frau K., die sich mehr oder weniger anonym lediglich Lebensmittel bei der Tafel abholen will.

In diesem Sinne ist vordergründig die Einlösung einer Gastgeber-Gäste-Konstellation möglich, wie sie sich in den (freilich selten so artikulierten) gesellig-empathischen Integrationsansprüchen der Tafeln finden. Es ist sogar tatsächlich möglich, über die Einbindung von Tafelnutzenden in die Tafelarbeit, wie sie auch praktiziert wird, Reziprozitäten zu schaffen, so dass die Grenze zwischen Gäste- und Gastgeberpositionen durchlässig bleibt. Und so ist es schließlich

möglich, dass Menschen gern zu ›ihrer‹ Tafel gehen. An der Rekonstruktion war aber ebenso zu sehen, dass die reale Fundierung dafür äußerst dünn ist.

Zum einen bleibt zu bedenken, dass die Tafeln eine ›Auffangfunktion‹ haben, dass sie nur eine Notlösung bieten können, weil es sich im gelungenen Fall zwar um eine Unterstützung, aber nicht um eine tatsächliche Lösung der Probleme handelt. Insofern wäre darüber hinaus darauf hinzuwirken, dass für und gemeinsam mit den Tafelnutzenden auch die Probleme angegangen werden, vor allem die Unterstützung bei der Durchsetzung von Rechten.

Zum anderen lässt sich pointiert formulieren: Freundlichkeit ist hilfreich und wichtig, kann aber Rechtsansprüche nicht ersetzen. Natürlich gilt das grundsätzlich auch umgekehrt. Denn was wäre eine Integration über Anspruchsberechtigungen, so man sie auch durchsetzen kann, wenn sie ohne jedes gesellig-empathische Miteinander blieben? So ist das eine nicht gegen das andere auszuspielen. Bezogen auf die Tafelarbeit und die vorliegende Rekonstruktion des Interviews mit Frau G. steht allerdings im Vordergrund, dass die rechtliche Sicherung gefährdet ist, ein Problem, das sich allein durch die Option empathisch-geselliger Beteiligung nicht lösen lässt. Im Gegenteil: Frau G. konnte ihre Zugehörigkeit nur aktiv gestalten, weil sie von dem *Missverständnis* ausging, dass sie einen rechtsförmigen Anspruch auf diese Zugehörigkeit hat. – Und dieses Missverständnis wird, wie gesehen, von den Tafeln durch quasi-amtliche Praktiken (v.a. durch ›Bedürftigkeitsprüfungen‹ und die Ausgabe von ›Tafel-Ausweisen‹) verstärkt.²⁴ – Das ist die Basis dafür, dass sie die Tafel gewisser-

24 Vgl. als Beispiel die Homepage-Angaben der Dortmunder Tafel unter »Ausweise & Regeln« (www.dortmunder-tafel.de/index.php?option=com_content&view=article&id=20&Itemid=23, 5.9.11): »Voraussetzung für den Erhalt eines Tafelausweises ist die Bedürftigkeit. Als Nachweis der Bedürftigkeit gilt ein amtlicher Bescheid über den Bezug von Sozialleistungen, in der Regel über Arbeitslosengeld II oder Grundsicherung. Wenn Sie ein Einkommen (auch Rente) haben, das nach Abzug der Kaltmiete unter dem Hartz IV-Satz liegt, ist der Erhalt eines Tafelausweises ebenfalls möglich. Dann benötigen wir zur Prüfung Ihre Einkommensnachweise und den Mietvertrag.

Bringen Sie zur Ausweisausgabe bitte ihren gültigen Personalausweis oder Reisepass mit.

(...)

Der Ausweis hat dieselbe Geltungsdauer wie der Bescheid über die Sozialleistungen (...). Vor Ablauf der Gültigkeit muss er bei uns verlängert werden. (...)

Wenn Sie an vier aufeinanderfolgenden Einkaufstagen nicht zum Einkaufen kommen, gehen wir davon aus, dass Sie die Unterstützung durch die Tafel nicht mehr wün-

maßen ›schamlos‹ nutzen und sich auf ›Augenhöhe‹ mitgestaltend beteiligen kann. Gerade diese Basis können aber die Tafeln letztlich nicht gewährleisten.

3 KALKULIERTE NUTZUNG UND AKTIVE ZUGEHÖRIGKEIT: MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DES TAFELENGAGEMENTS AUS NUTZERPERSPEKTIVE

Frau K. und Frau G. standen in den beiden vorangegangenen Rekonstruktionen exemplarisch für typische und dabei möglichst weit voneinander entfernte Zugänge zur Tafel. Diese Typen wurden als *Tafelnutzung als kalkulierte Option* und *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* bezeichnet. Damit sollten sowohl die beiden typischerweise wichtigsten Möglichkeiten herausgearbeitet werden, einen Nutzen aus dem Tafelengagement zu ziehen, als auch Bezüge zu Integrationsansprüchen der Tafeln aufgezeigt werden sollten. So konnte zum einen gezeigt werden, inwiefern dieser Nutzen in finanzieller Entlastung durch den Lebensmittelehalt besteht und wie sich dies zum ›Kunden‹-Verständnis der Tafeln verhält. Zum anderen ließ sich aufweisen, welche Möglichkeiten von empathisch-geselliger Zugehörigkeit bei den Tafeln realistisch sind und inwiefern dies auf ein ›Gäste‹-Verständnis bezogen werden kann. So war zu sehen, dass sowohl die Rede von den Kunden als auch die von den Gästen auf wichtige Anliegen der Tafelnutzenden Bezug nehmen. Gleichzeitig führen sie aber auch in die Irre, weil sie Integrationsansprüche formulieren, die sich bei den Tafeln nur in sehr eingeschränktem Sinne und in vieler Hinsicht gar nicht einlösen lassen. Im Gegenteil kann das ungeklärte Festhalten an den Ansprüchen in der Tafelarbeit zusätzliche Belastungen für die Tafelnutzenden mit sich bringen. Die Simulation eines Kundenstatus, wo dieser faktisch nicht vorhanden ist, nimmt die Nutzenden nicht ernst und kann in zusätzliche Demütigung führen statt einen würdigen Umgang zu befördern. Bestenfalls kann der Konsumenten-Status indirekt – und gerade *nicht* bei den Tafeln selbst – unterstützt werden, indem die Bereitstellung von Lebensmitteln Geld einspart, das anderweitig ausgegeben werden kann. Auch der postulierte Gästestatus ist nicht unproblematisch, wenn er dazu führt, die Integration über soziale Rechte, das heißt über legitime Ansprüche, zu vernachlässigen oder sogar zu unterlaufen. Diese legitime Basis aber, so war es in

schen; wir löschen Ihre Einkaufsberechtigung und können einem neuen Kunden einen Ausweis ausstellen. Sie können erst nach einem Jahr einen neuen Ausweis beantragen. Im Krankheitsfall können Sie die Löschung durch Vorlage einer ärztlichen Bescheinigung o.ä. wieder aufheben lassen.«

der Rekonstruktion zu sehen, dient gerade als Voraussetzung dafür, in eine symbolische Gastgeber-Gäste-Konstellation eintreten und Hilfen »schamlos« annehmen zu können. Deshalb müssen auch gegenüber solchen Anliegen die Anstrengungen der Tafeln letztlich darauf zielen, dass die »Gäste« tatsächlich zu »Gästen an der gesellschaftlichen Tafel« werden, dass sie eigenständigen Zugang zum gesellschaftlichen Reichtum erlangen und nicht lediglich an separierten Orten mit Überschüssen versorgt werden.

Die beiden Typen zeigen sich in den zentralen Punkten gegensätzlich ausgeprägt. Tatsächlich kann man nicht anonym die Lebensmittelangebote nutzen wollen und zugleich gemeinschaftliche Zugehörigkeit und Mitgestaltung anstreben. Dennoch handelt es sich um eine methodisch gewollte – idealtypische – Gegenüberstellung, um die zentralen Orientierungen der Tafelnutzung in möglichst ausgeprägter Form zu erfassen. Realiter sind diese allerdings als Pole eines aufgespannten Spektrums aufzufassen, das viele graduelle Übergänge zulässt. Nichts spricht dagegen, durch Tafelangebote das Haushaltsbudget zu entlasten und außerdem die Gelegenheit des Abholens zum Gespräch zu nutzen oder sich bei der Tafel sogar zum regelmäßigen Mittags-»Stammtisch« zu treffen. Frau G. konnte vorrechnen, was sie durch die Tafel spart, wie auch Frau K. nicht umhin kommt, sich in Beziehung zu anderen Nutzenden und Tafelaktiven zu setzen. Quantitativ kann man davon ausgehen, dass der Zugang als kalkulierte Option der weitaus überwiegende ist. Die Möglichkeiten v.a. *aktiver* Zugehörigkeit sind zwar bei den Tafeln unterschiedlich ausgeprägt, aber insgesamt begrenzt.

Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass die exemplarischen Fallrekonstruktionen nicht in der vorgeschlagenen Typenbildung aufgehen. Die Typenbildung soll die zentralen Motive und Chancen der Tafelnutzung herausstellen. Sie bezieht sich deshalb einmal auf die Sparmöglichkeiten und einmal auf die Vergemeinschaftungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten bei den Tafeln. Es ist also Typenbildung in bestimmter Hinsicht. Die Fälle zeigten darüber hinaus weitere Aspekte, die zu ihnen, doch nicht notwendig zu den hier fokussierten typischen Orientierungen gehören. So gibt es, wie bereits in der Rekonstruktion erwähnt, keine notwendige Verbindung zwischen einer kalkulierten Tafelnutzung und abwertenden Orientierungen gegenüber anderen. Ebenso wenig müssen alle, die bei den Tafeln eine Möglichkeit der Zugehörigkeit suchen, deshalb zwangsläufig besonders ausgeprägte (quasi-mütterliche) Helferambitionen haben. In meinen weiteren Interviews findet sich beispielsweise die Variante, zwar eher den Nutzen der Tafel zu kalkulieren, aber dennoch dort gerne mitzuarbeiten, allerdings allein auf geförderter Stellenbasis (formales Vertragsverhältnis) und nicht als Freiwillige.

Erinnernd sei ergänzt, dass es nur um Typen der tatsächlichen Tafelnutzung geht, während für andere Menschen, die sich ebenso in materiell/finanzieller

Problemlage befinden oder/und denen es an sozialen Beziehungsmöglichkeiten und Einbindungen mangelt, die Tafeln grundsätzlich keine Option sind. Sie kommen gar nicht erst oder bleiben sehr schnell wieder weg.

Die wichtigste Erkenntnis im Hinblick auf das Tafelengagement ist aber, dass die Nutzenden nicht als passive Bedürftige zu begreifen sind, die als ›Hungerleider‹ und Bittsteller aus Not existenziell auf die Tafel angewiesen wären. Diese Sicht mag das Selbstbild von Aktiven in hellerem Licht erscheinen lassen und mehr Menschen zu Spenden motivieren. In der Sache geht es aber an denen vorbei, die unterstützt werden sollen, und steht einem respektvollen Umgang mit ihnen eher im Wege. Tafelnutzende sind vielmehr als aktiv Unterstützung suchende anzusehen, die ihre Gründe haben zu kommen und sich auch selbst zu kommen entschieden haben. Sie müssen für ihr Kommen weder zwangsläufig ›Bedürftigkeit‹ noch ›Scham‹ empfinden, auch wenn das häufig der Fall ist. Es wäre auch eine Aufgabe der Tafeln, sie nicht ihrerseits zu schamvollen Bedürftigen zu machen.

VI Empirie III: Die Sponsoren

Die dritte zentrale Akteursgruppe neben den Tafeln und ihren Nutzenden sind die Sponsoren, denn diese stellen die zu verteilenden Güter zur Verfügung. Diese ›Gruppe‹ ist in sich ebenso heterogen wie die anderen. Es findet sich eine ganze Bandbreite unterschiedlichster Unterstützender und Sponsoren. Diese sind oft auf den Internetseiten der lokalen Tafeln und übergreifenden Verbände aufgeführt. Sie reichen von kleinen lokalen Bäckereien bis zu bundesweit und international agierenden Lebensmittelkonzernen. Hinzu kommen die Unterstützer aus diversen Branchen jenseits des Lebensmittelbereichs. Diese fördern beispielsweise den Internetauftritt, sponsern Fahrzeuge, bieten Versicherungen oder steuern Beratungsleistungen bei. Es ist im Rahmen dieser Studie nicht möglich, dieses ganze Feld in seinen sachlichen Facetten, seinem Akteursspektrum und seiner transnationalen Ausdehnung zu verfolgen. Es soll in den folgenden Ausführungen ein Einblick gewonnen werden, der wichtige strukturelle Einsichten bieten kann.

1 TAFELSPONSORING – WOHLTÄTIGE SPENDE ODER GESCHÄFT?

Dass Unternehmen Vorteile aus ihrem Sponsoring ziehen, ist zunächst noch keine besondere Erkenntnis. Es wird seitens der Tafeln und der Sponsoren selbst nicht als erstes hervorgehoben, ist aber auch kein Geheimnis. Wird darauf verwiesen, dann in der Regel nach dem Muster: alle haben etwas davon, auch wir Unternehmen. Beispielhaft dafür steht die Äußerung einer McKinsey-Mitarbeiterin, die an deren Pro-Bono-Beratungen der Tafeln Mitte der 1990er Jahre beteiligt war: »Kurzum, die Tafeln stehen für ein Konzept, bei dem es eigentlich nur Gewinner gibt« (Schäfer 1999: 70). Diese Gewinne werden im Folgenden näher zu betrachten sein.

McKinseys Feld ist die Unternehmensberatung und von hier aus trat das Unternehmen als Organisationsberater für die Tafeln auf, die dadurch ihren Gewinn hatten. Für eigens erarbeitete Handbücher zum Tafelaufbau und Tafelbetrieb wurde aufwendig bis zu den Organisationsvorbildern in New York recherchiert. Selbst ein Unternehmen, konnte man bei McKinsey gute Vorstellungen davon haben, was Beweggründe von und schließlich Gewinne für Unternehmen sein können (vgl. McKinsey & Company 1997: D 2-4ff., D 3-5ff.). Welchen Einfluss die Handbücher bei den Tafeln tatsächlich hatten, ist nur schwer abzuschätzen und bedürfte einer eigenen Untersuchung. Wie viele freiwillig Engagierte wirklich die beiden Handbücher (in Form von Aktenordnern) studiert haben, ist nicht bekannt. Bei meinen Recherchen, gut zehn Jahre nach deren Erscheinen, erwies es sich jedenfalls als äußerst schwierig, noch an ein Exemplar des Betriebshandbuchs zu kommen. Doch zunächst interessiert die Sichtweise des Sponsors auf das Tafelengagement.

Dass Unternehmensberatungen unternehmerisch denken, ist nicht überraschend, sondern ihre Aufgabe. Das qualifiziert sie freilich nicht zugleich zu Experten der Armutsbekämpfung. Man kann erwarten, dass sie Hinweise geben, wie eine Organisation ihre Arbeit effizient gestaltet und ihren Selbsterhalt sichert oder sogar wächst. Um die Ausrichtung in der Sache müsste sich die Organisation, hier also die Tafeln, selbst kümmern. Die Organisation müsste entsprechend bemerken können, wenn Vorschläge vielleicht dem Selbsterhalt, nicht aber den sachlichen Anliegen dienen. Andererseits kann einfach die Tatsache, dass ein renommiertes Beratungsunternehmen Empfehlungen ausspricht, dazu führen, dass die Empfehlungen nicht mehr ausreichend hinterfragt werden. So finden sich im Betriebshandbuch von McKinsey – denn genau darum geht es darin – zahlreiche Effizienzvorschläge, bis hin zu öffentlichkeitswirksamen Aktionen (ebd.: E 1), aber keine Auseinandersetzung mit Armutsproblemen. Inwiefern die McKinsey-Beratungen also letztlich den Tafelnutzenden weiterhelfen, diese sogar zu »Gewinnern« machen, wurde keineswegs untersucht, sondern offensichtlich als selbstverständlich vorausgesetzt.

Dass das nicht so selbstverständlich ist, lässt sich in den voraus liegenden Kapiteln nachlesen, aber auch an einem einfachen Beispiel veranschaulichen. Auch wenn es nicht dem Handbuch entnommen ist, so kann es doch als Beispiel für öffentlichkeitswirksame Aktionen mit und sogar ausdrücklich *für* die Sponsoren in diesem Sinne dienen. Gemeint ist das bereits genannte (Kapitel IV 5.2), seitens der Tafeln immer wieder umgesetzte Sammeln in oder vor Supermärkten. In Form einer gelegentlichen Aktion, besonders vor Weihnachten, oder fest installierter Sammelboxen werden Konsumenten gebeten, ›Eins mehr‹ zu kaufen und das dann den Tafeln zu spenden. Dabei wird in der Regel der

Wunsch nach vorzugsweise haltbaren Lebensmitteln geäußert. Diese sind besser zu kalkulieren und müssen deshalb weniger von den Unternehmen aussortiert werden, stehen also im alltäglichen Tafelbetrieb seltener zur Verfügung. Aus Sicht der beteiligten Unternehmen (und der Unternehmensberatung) ist das sicher eine gute Idee nach dem Motto: alle haben etwas davon, und es gibt eigentlich nur Gewinner. In diesem Fall kostet es die Unternehmen nicht einmal etwas und fördert zudem den Umsatz. Sie müssen nur die Gelegenheit und den Markt-Ort für die Organisation bieten. Die Tafeln treten öffentlich mit ihrer Tätigkeit in Erscheinung und machen so auf sich aufmerksam. Die Tafelnutzen erhalten mehr Lebensmittel und solche, die sonst wenig zu verteilen sind. Freilich ist dem gegenüber zu stellen, dass es keine Überschüsse sind, die hier von den Tafeln gesammelt werden. Gerade deshalb ist zu fragen, warum dann nicht Geld gesammelt und verteilt wird. Das würde die Unterstützten in die Lage versetzen selbst zu entscheiden, wofür sie es ausgeben möchten, statt erneut auf die Sachmittel verwiesen zu werden, die andere erübrigen wollen oder für geeignet halten.¹ Grundsätzlich können sicher auch die Konsumenten solche Sammelformen und damit die Wohltätigkeitskooperation mit Unternehmen und Tafeln ablehnen. Bislang hat sich aber das Konzept als einträglich genug erwiesen, dass es immer wieder praktiziert wird.

Die Anregung für den Einsatz McKinseys ging nicht von der Beobachtung von bestimmten Armuts-, Ausgrenzungs- oder Überflussproblemen, sondern von der Beobachtung der ersten Tafelgründungen aus. »Das Prinzip der Tafeln ist ebenso einfach wie bestechend (...) Angeregt durch einen der ersten überregionalen Zeitungsartikel über die neu gegründeten Tafeln in Berlin und Hamburg, knüpfte McKinsey bereits Ende 1994 einen Kontakt zu den deutschen Tafeln. Eine kleine Gruppe von McKinsey-Mitarbeitern war begeistert von der einfachen und doch so überzeugenden Tafel-Idee« (Schäfer 1999: 70, 72; ähnlich

1 Schon vor über 200 Jahren war Adam Smith klar, dass eine mildtätige Sachmittelversorgung den »Bettler« nicht adäquat versorgt: »Die Mildtätigkeit gutherziger Leute verschafft ihm [dem Bettler, S.L.] allerdings den ganzen Fonds seiner Subsistenz; aber obgleich aus dieser Quelle schließlich alle seine Lebensbedürfnisse befriedigt werden, so versorgt sie ihn doch nicht und kann ihn nicht so versorgen, wie die Bedürfnisse sich gerade zeigen. Der größte Teil seines gelegentlichen Bedarfs wird bei ihm ebenso wie bei anderen Leuten beschafft, durch Übereinkommen, Tausch und Kauf. Mit dem Gelde, das man ihm gibt, kauft er sich zu essen; die alten Kleider, die man ihm schenkt, vertauscht er gegen andere alte Kleider, welche ihm besser passen, oder gegen Wohnung, Lebensmittel oder Geld, mit dem er Lebensmittel, Kleider, Wohnung, je nachdem er's braucht, sich kaufen kann« (Smith 2004: 19).

McKinsey & Company 1997: F1, vgl. Lorenz 2010a: 105). So ist es zunächst die *Einfachheit* des Konzepts und deren tatkräftige Umsetzung, die Tafelaktive wie sponsernde Unternehmen gleichermaßen fasziniert (vgl. Lorenz 2009c) und überall »Gewinner« vermuten lässt.

Die Vorstellung von einem unkomplizierten Konzept kombiniert mit unternehmerischem Vorgehen, die bereits bei den Tafeln immer wieder zu sehen war (Kapitel IV), bildet im Zeitgeistkontext der Flexibilisierung (s. Kapitel II) den Gegenentwurf zum unflexiblen, bürokratischen und autoritären Sozialstaatshandeln. Vor einem solchen Hintergrund steckt ein Vorteil für die Unternehmen deshalb bereits in der Demonstration einer ganz einfachen Bearbeitung sozialer Probleme – was der komplizierte Sozialstaat allem Anschein nach nicht leisten kann. Der »Beweis« liegt allerdings in der Arbeit der Gebenden, die effizient organisiert wird. Der tatsächliche Beweis, dass den Menschen, die die Unterstützung erhalten sollen, damit mehr geholfen ist als auf andere Weise, wird nicht geführt und steht auch nicht im Fokus des Interesses. So zeigen es unter anderem Gründungsgeschichten der Tafeln, die von Unternehmern oder quasi-unternehmerischen Initiativen berichten.² Sofern Unternehmer selbst engagiert sind, finden sich zum Teil fließende Übergänge zwischen Sponsoren und freiwillig Engagierten. Zwar wird in solchen Geschichten und Selbstdarstellungen mehr oder weniger allgemein auf vorhandene Armutsprobleme verwiesen. Eine intensive Auseinandersetzung mit den Ursachen und vielfältigen Phänomenen sowie die Entwicklung genau daran orientierter, angepasster Hilfestrategien ist darin aber nicht zu finden. Im Vordergrund steht vielmehr die gute Idee des Zugriffs auf Überschüsse als Ressourcen und der Aufbau einer effektiven Infrastruktur des Sammelns und Verteilens – die Mittel liegen bereit, man muss nur die Gelegenheit finden, sie anzuwenden.

In Kürze kann man sagen, dass die Unternehmen keinen direkten Problemzugang erkennen lassen, sondern vor allem vom Konzept der Tafeln oder *Food Banks* selbst fasziniert sind, das so einfach und sichtbar nachvollziehbar ist. Mit dieser *Sichtbarkeit* verbindet sich zudem ein weiterer Unternehmensvorteil. Es entspricht dem Charity-Ansatz (vgl. auch Kapitel IV 3), dass Hilfe möglichst sichtbar geleistet wird, dass man öffentlichkeitswirksam Gutes tut. So kann es potenten Sponsoren erleichtert werden, ihr Geld oder sonstige Unterstützungen

2 Vgl. Kapitel IV 3 und 4.5 Engagement II. Die erste *Food Bank* in den USA wurde von einem „Geschäftsmann“ (Grell 2010: 131) – mit insgesamt recht bewegtem Berufsleben (vgl. www.nytimes.com/2005/10/08/national/08vanhengel.html, 1.11.2011) – gegründet, die Gründerin der deutschen Tafeln in Berlin ist ebenso Unternehmerin wie der Initiator der *Food Banks* in Indien (Warrier 2003).

wohl­tätig einer guten Sache zukommen zu lassen. Im Sinne des ›Gewinns für alle‹ dürfen dabei auch Imagegewinne für die Sponsoren erzielt werden. Je weniger erklärungsbedürftig der Hilfezusammenhang erscheint, desto besser für diese Art der Wohl­tätigkeit. Die unmittelbare Sichtbarkeit des einfachen Hilfe­konzepts der Tafeln kommt folglich solchen Wohl­tätigkeiten entgegen.

Das Tafel-Sponsoring folgt damit einem Trend bei der gesellschaftlichen Verantwortungsübernahme von Unternehmen. Wie Hiß (2010, vgl. Matten/Moon 2008) dargelegt hat, ist in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland, in den USA bereits eher, eine Entwicklung nachzuzeichnen, deren Richtung als eine Tendenz von »impliziter« zu »expliziter« Verantwortungsübernahme beschrieben wird. Damit ist gemeint, dass etablierte, auf gesetzlicher Basis verbindliche und institutionalisierte Formen gesellschaftlicher Verantwortungsübernahmen (z.B. Steuern, Arbeitsrechte) eher zurückgenommen werden beziehungsweise deren Zurücknahme durch Unternehmen(-svertretungen) aktiv angestrebt wird. Statt der implizit-etablierten gesellschaftlichen Verantwortlichkeit setzen Unternehmen in Deutschland seit den 1990er Jahren verstärkt auf explizite, das heißt öffentlich als besondere Leistung wahrnehmbare Verantwortlichkeit. Und dies ist mit öffentlichkeitswirksamem Sponsoring deutlich mehr gegeben als mit weitgehend anonymer Steuerzahlung und der bloßen Einhaltung von gesetzlichen Regelungen. Die explizite Wohl­tätigkeit unterstreicht also in der öffentlichen Wahrnehmung die Verantwortungsübernahme von Unternehmen und befördert so deren Ansehen, ermöglicht einen Imagegewinn. Zugleich ist diese Wohl­tätigkeit freilich unverbindlicher als die Gesetzesbefolgung. Vielmehr trägt gerade die Freiwilligkeit einen Großteil des Imagegewinns: die Unternehmen müssten ja nicht wohl­tätig sein, sind es aber trotzdem, geben nämlich freiwillig, und das verdient Anerkennung. In diesem Trend liegt für die Unternehmen folglich der doppelte Gewinn, dass die wohl­tätigen Leistungen öffentlich stärker und positiv wahrgenommen werden (Unternehmens- und Markenbekanntheit mit Imagegewinn), während sie faktisch unverbindlicher und bei Gelegenheit leichter reduzierbar sind.

Darüber hinaus gibt es weitere Vorteile. Die wohl­tätige Spende kann Steuer mindernd geltend gemacht werden. Für Lebensmittelproduzenten und -händler kommt hinzu, dass für die Verteilung unverkäufliche Überschüsse verwandt werden, die sonst zu entsorgen wären. (Inwiefern ähnliches auch für Non-Food-Bereiche gilt, zum Beispiel für gesponserte Fahrzeuge, müsste genauer untersucht werden.) Somit entfallen Aufwand und Kosten, auch wenn diese möglicherweise relativ gering ausfallen; so die Auskunft im Interview mit einem Filialbackwaren­händler ohne genaue Kostenangaben. Werden Sammelpraktiken verfolgt, die auf Zukauf hinauslaufen, sei es direkt oder indirekt über die von Kon-

sumenten gekauften Lebensmittel (s.o.), kommen Umsatzgewinne für die Unternehmen hinzu.

Auf internationaler Ebene (vgl. Lorenz 2011) lässt sich das Vorteilsspektrum noch erweitern. »The Global FoodBanking Network«, der seit 2006 aktive Zusammenschluss von Food-Bank-Organisationen und Initiativen weltweit, führt unter den Gewinnen der Lebensmittelindustrie (»Industry benefits«) zusätzlich unter anderem die Schaffung neuer Märkte für ihre Produkte auf:

»Food banking offers the food and grocery industry the opportunity to do good, but also to do well. When companies choose the food bank rather than the landfill for their useable product they:

- Reduce costs for product disposal
- Improve inventory management
- Reap tax deductions for donated products (in some countries)
- Create new markets for products
- Strengthen their brand and customer loyalty by demonstrating environmental and social responsibility
- Improve employee morale by displaying good corporate citizenship«.

(<http://www.foodbanking.org/partners/foodindustry.html>, 20.12.2010)

Im Rahmen dieses globalen Netzwerks sind die größten Unternehmen der Lebensmittelindustrie (*Food and Grocery Industry*) aktiv, um den Aufbau von nationalen *Food Bank*-Systemen zu befördern. Dafür werden nicht nur Sach- und Finanzhilfen zur Verfügung gestellt, sondern auch personelle Beteiligungen in Organisationsgremien praktiziert. »From donations of products and money, to board membership and technical support, food banking would be impossible without significant involvement from the food and grocery industry« (ebd.).

Schließlich findet sich auch die Ausbildung des leitenden *Food Bank* Personals weltweit auf der Agenda der Unternehmenskooperationen, wie die Beteiligung des texanischen Einzelhandelsunternehmens H-E-B am »H-E-B/GFN Food Bank Leadership Institute« (GFN = The Global FoodBanking Network) zeigt.

»Each March, delegates from all over the world gather at the H-E-B/GFN Food Bank Leadership Institute in San Antonio, Texas. Together with GFN staff, food and grocery industry representatives, and experts on global food security, participants focus on their common commitment to reducing hunger in their local communities through the advancement of food banking.«

(www.foodbanking.org/work/leadership.html, 20.12.2010)

Insgesamt ist in diesen Aktivitäten ein Trend zu erkennen, der auch grundlegende Umorientierungen der Entwicklungspolitik betrifft,³ die strukturell denen in den nationalen Sozialpolitiken ähneln. Es wird in zunehmendem Maße auf die Kooperation mit Unternehmen gesetzt, von der man sich erhofft, dass sie »für alle profitabel ist« (Demtschück 2004: 13f.).

Resümiert man alle diese Erkenntnisse, Beobachtungen und Statements, dann ergeben sich, von lokal bis transnational, beträchtliche Vorteile für Unternehmen aus dem Sponsoring, wie es die Tafeln und ähnliche Initiativen ihnen ermöglichen. Im Hinblick auf die Frage, inwieweit auf diese Weise nun wohl­tätig gespendet wird oder eher von Geschäftstätigkeit auszugehen ist, kann es keine immer gültige Antwort geben. Es wird allerdings ein schmaler Grad beschritten, der in einen strukturellen Begründungskonflikt mündet. Wenn es wirklich einen *Gewinn für alle* gäbe, dann wäre es ein Geschäft und dann könnte man auf moralische Motivierungen verzichten. Der Begriff der Spende beispielsweise wäre dann fehl am Platze. Das würde aber gerade der moralischen Botschaft, die ihrerseits die Basis des Gewinns ist, zuwider laufen.

Die Begründungsschwierigkeit stellt sich etwa so dar: Wenn es um Hilfe für eine gute Sache geht, befördert das das Image, womit die gute Tat geschäftsträchtig und genau deshalb gern betont wird, wie es Charity-Inszenierungen immer wieder vorführen. Das Zielen auf eigene Vorteile lässt aber den moralischen Hilfecharakter fragwürdig werden und entsprechende Inszenierungen verblassen. Würde man das Verteilen von Überschüssen nur und offen als Geschäft betreiben, dann entstünde der Eindruck, dass mit sozialen oder ökologischen Problemen auch noch Geld gemacht wird, was eher einen Imageverlust induziert. Auf jeden Fall müsste dann nachgewiesen werden, dass tatsächlich

3 »Damit wurde nun auch in der EZ [Entwicklungszusammenarbeit, S.L.] ein Paradigmenwechsel vollzogen, der in verschiedenen Bereichen der öffentlichen Verwaltung bereits vor über zwanzig Jahren eingeleitet wurde: Man hat gelernt, dass bestimmte bislang vom Staat bereitgestellte Leistungen besser von privaten Akteuren erbracht werden sollten, weil die Privatwirtschaft aufgrund ihrer spezifischen Anreizsysteme oft eine höhere Produktionseffizienz aufweist«, so Tilman Altenburg vom Deutschen Institut für Entwicklungspolitik im Vorwort zu Demtschück (2004). Andererseits stehen konkret die Lebensmittelhilfen immer wieder in der Kritik: sie orientierten sich mehr an vorhandenen Nahrungsmitteln als am konkreten Bedarf und Nahrungsmittelkrisen seien üblicherweise kein Knappheitsproblem, weshalb mit Geld mehr geholfen wäre, so zuletzt eine Pressemitteilung der NGO Oxfam (www.oxfam.de/presse/110228-aktueller-ansatz-der-nothilfe-nahrungsmittelkrisen-ist-ueberholt, 5.4.2011).

alle von solchen Arrangements profitieren, dass also auch die Tafelnutzenden durch dieses Sponsoring und im Vergleich zu anderen Unterstützungsformen gewinnen. Dieser Beweis wird bei der Tafelunterstützung bislang freilich nicht geführt, der Gewinn lediglich unterstellt.

Dies sind, im Sinne der oben dargestellten Unterscheidung in explizit/implizit, Begründungsprobleme der ›expliziten‹ Unternehmensverantwortung. Je mehr man sich also einen Gewinn gerade dadurch erhofft, dass man explizit wohl­tätig Hilfe leistet, desto weniger ist es tatsächlich als wohl­tätige Unterstützung anzuerkennen. Nichts spricht dagegen, dass Hilfeleistung auch eigene Vorteile mit sich bringt – hilft man aber *deshalb*, also um des Vorteils willen, ergeben sich die Begründungskonfusionen. Die *Gründe* für Hilfeleistung können sich nicht auf eigene Vorteile stützen (ohne dass solche zwanghaft ausgeschlossen werden müssen). Moralphilosophische Diskussionen dazu können hier nicht verfolgt werden. Sicher bringt auch ein ausschließlich implizites Modell Schwierigkeiten mit sich. ›Implizit‹ hieß, dass rechtlich verbindliche Zahlungen zu leisten oder Verpflichtungen einzuhalten sind auf die auf Empfängerseite rechtsverbindliche Ansprüche auf Unterstützungsleistungen bestehen. Probleme dieses Modells können sich aus zu starker Formalisierung ergeben. Während das eine Modell zu sehr die Moral betont, ist es beim anderen die Legalität. Ersterer fehlt die Verbindlichkeit, so dass sie leicht instrumentalisiert werden kann, letzterer fehlen die solidarischen Motive.⁴ Allerdings: für ein demokratisch entwickeltes und rechtlich stabilisiertes Solidarmodell besteht hier eigentlich kein Widerspruch. Wenn man ›explizit‹ nicht nur auf den eigenen Vorteil aus ist, sondern tatsächlich Engagement aus Verantwortung meint, dann spricht jedenfalls nichts prinzipiell dagegen, dies auch rechtlich zu regeln – und dem explizit zuzustimmen.

Jenseits solcher konzeptuellen Überlegungen wird im Folgenden weiter die Empirie im Vordergrund stehen und exemplarisch nach der Rolle des Sponsoring bei den Tafeln zu fragen sein (2). Auf dieser Basis können dann strukturelle Einsichten noch einmal resümiert werden (3).

4 Vgl. in diesem Sinne auch die Gegenüberstellung der Stärken und Schwächen von wohl­tätiger versus rechtsbasierter Unterstützung im Bereich (*food*) *assistance* bei Poppendieck (1994).

2 TAFELN ALS NACHHALTIGKEITSPROJEKT EINES HAUPTSPONSORS

Aus dem großen Feld an Tafelsponsoren kann nur eine exemplarische Auswahl für die Analyse getroffen werden. Es sollte sich um einen Sponsor im Kernbereich der Tafeltätigkeit handeln, also um einen, der Lebensmittel bereitstellt. Außerdem kann mit der Wahl eines der vier Hauptsponsoren (Metro-Group, Lidl, Mercedes-Benz, Rewe-Group) einer von hoher Relevanz für die Tafeln untersucht werden. Eingedenk der bereits ausgeführten Schwierigkeiten, die sich mit dem Tafel-Sponsoring verbinden, erscheint es sinnvoll, exemplarisch nicht bei offensichtlichen Problemen einzusetzen, z.B. den öffentlich skandalisierten Arbeitsbedingungen bei Lidl, dessen Tafelengagement sich schnell dem Verdacht des ›Reinwaschens‹ aussetzt. Demgegenüber kommt die Rewe-Group der Auswahl entgegen, da sie ihr Tafel-Engagement als Teil ihres Nachhaltigkeitsengagements ausweist. Rewe hat 2009 und 2010 in einzelnen Kategorien Preise und Platzierungen beim Deutschen Nachhaltigkeitspreis (www.deutscher-nachhaltigkeitspreis.de) gewonnen. Dass Rewe auch einer der vier größten Lebensmitteleinzelhändler ist, die zusammen »inzwischen rund 85% des Absatzmarktes insgesamt in Deutschland auf sich (vereinen)« (www.bundeskartellamt.de/wDeutsch/aktuelles/presse/2011_02_14.php, 2.3.2011), macht das Unternehmen darüber hinaus zu einem interessanten und relevanten Beispiel für Unternehmensverantwortung.⁵ Forschungspragmatisch ist vorteilhaft, dass die Rewe-Group 2008 einen Nachhaltigkeitsbericht vorgelegt hat, so dass öffentlich einsehbare Daten vorliegen, die keine Anonymisierung erfordern. Dieser Bericht, in dem die Tafeln als »Leuchtturm«-Projekt aufgeführt werden, erhielt eine positive Nachhaltigkeitsbewertung.

Interessant ist diese Untersuchung auch deshalb, weil Rewe die Tafeln überhaupt als Nachhaltigkeitsprojekt einführt. Das liegt ganz in der Richtung der bisherigen Analysen dieser Studie, dass, neben den ökonomischen, bei den Tafeln ökologische und soziale Fragen zusammen kommen. Während einerseits Unterstützung für sozial Benachteiligte angestrebt wird, so andererseits ein verantwortungsvollerer Umgang mit Ressourcen, insbesondere Lebensmitteln. Allerdings finden sich bei den Tafeln selbst kaum ausdrückliche Bezugnahmen

5 National wie international gehören zu den Sponsoren von *Food Banks* und Tafeln die größten Lebensmittelkonzerne. Laut SZ vom 13./ 14.8.2011 ist die Lebensmittelbranche die umsatzstärkste von Industrie und Handel überhaupt in Deutschland.

auf Nachhaltigkeit,⁶ während dies für Rewe zur kommunikativen Rahmung des Sponsorings wird.

2.1 Nachhaltigkeit

Um die Tafeln als Nachhaltigkeitsengagement zu betrachten, ist zunächst von Interesse, was unter Nachhaltigkeit verstanden werden soll. In den einschlägigen Fachdebatten herrscht dazu keine Einigkeit. Die letzten Dekaden haben diese Debatten in einer schwer überschaubaren Weise ausgeweitet (vgl. Amelung u.a. (Hg.) 2007; Langner 2011). Das führte teilweise in Spezialdiskurse um Teilaspekte von Nachhaltigkeit, z.B. ökonomische, soziale oder kulturelle Nachhaltigkeit (vgl. Dybe/Rogall (Hg.) 2000, Beckenbach u.a. (Hg.) 2007, Krainer/Trattnigg (Hg.) 2007), die dem integrativen Anspruch eher entgegen zu laufen scheinen. Zwei Punkte können als zentral betrachtet werden. Das ist zum einen die zeitliche Perspektive, wie sie bereits 1987 im Brundtland-Bericht herausgestellt wurde (Hauff 1987). Nachhaltigkeit zielt demnach auf eine zukunftsfähige Entwicklung, auf den Erhalt und die Verbesserung von Lebenschancen für die Zukunft. Zum anderen ist das der genannte integrative Aspekt, wie er etwa im sogenannten ›Drei-Säulen-Modell‹ zum Ausdruck kommt, das der Sachverständigenrat für Umweltfragen als heute international weitgehend durchgesetzt betrachtet (SRU 2008: 56). Gemeint ist damit die Berücksichtigung ökologischer, sozialer und ökonomischer Faktoren bei der Beurteilung und Umsetzung von nachhaltiger Entwicklung. Man kann die Berechtigung einer integrativen Sichtweise so verstehen, dass die historisch am Beginn der Debatte stehenden ökologischen Probleme für sich genommen wenig aussichtsreich zu bearbeiten sind. Insbesondere der Versuch, aus naturwissenschaftlich-ökologischen Erkenntnissen Handlungsanleitungen für politische Prozesse oder allgemein das gesellschaftliche Leben ableiten zu wollen, muss scheitern. Ökologische Einsichten bedürfen immer der gesellschaftlichen Interpretation, einer entsprechenden Entscheidungsfindung wie auch einer geeigneten und realisierbaren Mittelwahl bei der Umsetzung.

6 Vgl. aber das Kapitel IV 5.2 sowie den Hinweis dort, dass die Ausgabe 1/2011 der Verbandszeitschrift FeedBack Nachhaltigkeit als Schwerpunkt gewählt hat und dass die Tafeln 2011 einen Nachhaltigkeitspreis erhalten haben. Ohne dass deren genauere Analyse hier eingehen konnte lässt sich feststellen, dass Nachhaltigkeit dort im Tafelzusammenhang vor allem ökologisch gedeutet wird. Für Rewe wird sich das im weiteren Verlauf anders darstellen.

Für die folgende Diskussion können diese beiden Aspekte, Zukunftsorientierung und Integrationsanspruch, als Minimalformel mitgeführt werden. Im Übrigen geht es aber darum, empirisch erst zu erschließen, welches Verständnis von Nachhaltigkeit von Rewe selbst kommuniziert wird. Grundlage dafür ist der online dokumentierte Nachhaltigkeitsbericht (http://www.rewe-group.com/fileadmin/content/Downloads/Nachhaltigkeit/REWE_Group_NB_2008.pdf, 3.3.2011). Man muss annehmen, dass das Nachhaltigkeitsverständnis im Zusammenhang mit dem Nachhaltigkeitsbericht in besonders elaborierter Weise präsentiert wird. Die Analysen beginnen aber auf der Internet-Startseite der Rewe-Group (www.rewe-group.com, Stand Januar 2010), um bereits an der Hinführung zum Nachhaltigkeitsbericht Anhaltspunkte zur Bedeutung von Nachhaltigkeit für das Unternehmen zu erfahren.

Folgt man also zunächst dem Internetauftritt, bietet sich ein Blick auf den Link »Strategische Ausrichtung« auf der Startseite an, da Rewe unter den besten drei Unternehmen im Punkt nachhaltigste Zukunftsstrategie beim Deutschen Nachhaltigkeitspreis 2009 aufgeführt wird. Allerdings wird man bei der strategischen Ausrichtung in Sachen Nachhaltigkeit nicht fündig; es werden nur die Unterpunkte »Der Kunde steht im Mittelpunkt« und »Erfolgreiches internationales Wachstum« aufgeführt. Ähnlich ist es beim Link »Leitlinien«, der Nachhaltigkeit ebenfalls nicht thematisiert. Dafür gibt es einen eigenen Link »Nachhaltigkeit« bereits auf der Startseite. Strukturell kann man an diesen ersten Angaben erkennen, dass Nachhaltigkeit eine hohe Aufmerksamkeit beigemessen wird, insofern sie von Beginn an präsent ist. Zugleich ist zu sehen, dass sie separat abgehandelt wird. Sie ist ein Punkt neben anderen und geht in diese anderen nicht mit ein. So stellt sich die Frage, wie auf diese Weise integrative Ansprüche erfüllt werden können.

Folgt man nun dem Link »Nachhaltigkeit« findet sich:

»Nachhaltigkeit

Gesellschaftliche Verantwortung ernst genommen

Effizienz und Profit zu verbessern sind wichtige Aspekte wirtschaftlicher Unternehmensführung. Die Kreativität eines Unternehmens sollte sich darin jedoch nicht erschöpfen. In einer Welt globalisierter Märkte wächst auch die Verantwortung gegenüber Mensch, Umwelt sowie der unterschiedlichsten Kulturen. Der Erfolg misst sich daher ebenfalls im nachhaltigen Handeln, in der Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung.

Die REWE Group ist sich dessen bewusst und hat sich daher zum Ziel gesetzt, ökonomische, ökologische, soziale und kulturelle Aspekte miteinander in Einklang zu bringen. Bereits seit Jahren engagiert sich der Konzern auf verschiedenen Gebieten der nachhaltigen Entwicklung und baut auf diese Weise seine Geschäftsbereiche Handel und Tourismus zukunftsfähig aus.«

(www.rewe-group.de, Nachhaltigkeit, 29.1.2010)

Neben »Effizienz und Profit« tritt nun »ebenfalls« das, was als »nachhaltiges Handeln« bezeichnet und durch »Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung« näher bestimmt wird. Es reproduziert sich damit zunächst das oben bereits bemerkte Auseinandertreten von ökonomischem Unternehmenshandeln einerseits und Nachhaltigkeit andererseits. Damit treten zugleich Interessensbegriffe (»Effizienz«, »Profit«) einer Moralkategorie (»Verantwortung«) gegenüber. Nachhaltiges Handeln ist moralisches Handeln, das neben dem ökonomisch-interessengeleiteten Handeln auch berücksichtigt werden soll. Und während das Unternehmen (als Marktakteur) interessengeleitet handelt, soll es in der dem Unternehmen äußeren Gesellschaft moralisch handeln. In diesem Modell ergibt sich eine Spannung einmal dadurch, dass das, was verbunden werden soll, als getrennt vorgestellt wird, zum anderen dadurch, dass die Moral eine schwache Position neben den Eigeninteressen einnimmt. Im zweiten Absatz ist dagegen von »Einklang« die Rede und zwar zwischen »ökonomischen, ökologischen, sozialen und kulturellen Aspekten«, wobei nicht deutlich gemacht wird, wovon diese »Aspekte« Aspekte sind. Nach dem zuvor Gesagten sind es auch nicht Aspekte desselben. Vielmehr fallen Ökologie, Soziales und Kultur unter Moral, während nur der Ökonomie ein materiales Interesse eingeräumt wird. – Man kann sich sofort andere Modelle vorstellen, die dem hier ausgeführten entgegenstehen, insbesondere eines das ökologische Funktionen als materielle Voraussetzung gesellschaftlichen Lebens im Allgemeinen und deshalb auch ökonomischen Handelns im Besonderen betrachtet. – Jedenfalls wird hier ein »Einklang«, ein Zusammenstimmen der genannten Aspekte als »Ziel« ausgegeben, wovon (z.B. im Nachhaltigkeitsbericht) noch gezeigt werden muss, wie dieses erreicht werden soll. Im letzten Satz nimmt das Verständnis eine weitere Wendung: Das »engagierte« Vorgehen für »nachhaltige Entwicklung« wird hier zur Grundlage (»auf diese Weise«), um die »Geschäftsbereiche auszubauen«, also Mittel zum Zweck. So gesehen ist das »Ziel« des »Einklangs« genau dann erreicht, wenn Nachhaltigkeit, das heißt moralische Begründung, ökonomische Interessen erfüllt.

Nach den oben genannten basalen Kriterien für Nachhaltigkeit lässt sich feststellen, dass der Zeitperspektive von Nachhaltigkeit mit »zukunftsfähig« entspro-

chen wird. Auch die integrative Idee von Nachhaltigkeit wird eingeführt, erhält jedoch eine spezifische Ausrichtung. Mit einem ›Drei-Säulen-Modell‹ beispielsweise wird, wie immer dies im Einzelnen zu begründen ist, eine Gleichrangigkeit behauptet: es bedarf aller drei Säulen, um nachhaltige Entwicklung zu tragen. ›Einklang‹ würde dann heißen, dass es um gegenseitiges Stützen und gegebenenfalls um wechselseitige Relativierungen von Ansprüchen im Hinblick auf Nachhaltigkeit als übergeordneter Kategorie geht, nicht aber um Mittel-Zweck-Relationen untereinander. Letzteres ist aber die hier eingeführte Sichtweise auf Nachhaltigkeit.

Es ist nun genauer der von Rewe gewählte Übergang zum Nachhaltigkeitsbericht zu klären. Inwiefern wird damit Nachhaltigkeit noch einmal konkreter gefasst?

»Nachhaltigkeitsbericht

Nachhaltigkeitsbericht mit Bestbewertung im deutschen Lebensmittelhandel

›Eine Frage der Werte‹: Unter diesem Titel ist der erste Nachhaltigkeitsbericht der REWE Group erschienen. Gemeinsam mit dem Geschäftsbericht der REWE Group unter dem Titel ›Eine Frage des Wertes‹ zeigt er, wie die REWE Group ökonomische Aspekte mit ökologischer und gesellschaftlicher Verantwortung in Einklang bringt. Denn genauso wie die REWE Group klare wirtschaftliche Ziele verfolgt, fühlt sich das Unternehmen der Umwelt, der Gesellschaft und seinen Mitarbeitern gegenüber in hohem Maße verpflichtet. Die REWE Group ist überzeugt: Langfristig kann sie nur weiter wachsen, wenn sie Ressourcen schont, mit Mitarbeitern ebenso wie mit Partnern fair und vertrauensvoll umgeht und einen Beitrag für die Gesellschaft leistet. Verantwortliches Handeln bedeutet nachhaltiges Handeln.

Um der zentralen Bedeutung des Themas gerecht zu werden, hat die REWE Group alle Nachhaltigkeitsaktivitäten in ihrem Nachhaltigkeitsbericht zusammengefasst. Neben der umfassenden Darstellung von Nachhaltigkeitsstrategie und -management konzentriert sich der Bericht auf vier Schwerpunkte: Grüne Produkte, Energie, Klima und Umwelt, Mitarbeiter sowie Gesellschaftliches Engagement.

Der Nachhaltigkeitsbericht wurde sowohl von der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PricewaterhouseCoopers als auch von der Global Reporting Initiative (GRI) geprüft. Der Nachhaltigkeitsbericht hat als bislang einziger im deutschen Lebensmittelhandel entsprechend den GRI-Kriterien die Bewertung B+ erhalten.«

(www.rewe-group.de, Nachhaltigkeit, Nachhaltigkeitsbericht, 29.1.2010)

Bereits in der Überschrift wird darauf verwiesen, dass der »*Nachhaltigkeitsbericht*« eine »*Bestbewertung*« erfahren hat, weshalb dem zuerst nachzugehen ist. Im letzten Absatz sind zwei Prüfungsinstanzen benannt, wovon eine die maßgeblichen »*Kriterien*« der Bewertung vorgibt. Die »*Global Reporting Initiative (GRI)*« sieht sich als Netzwerk aus Vertretern aus Wirtschaft, Politik/ Verwaltung, NGOs und Wissenschaft weltweit und versteht es als ihre Aufgabe, öffentliche und vergleichbare Nachhaltigkeits-Informationen zu liefern: »GRI's mission is to create conditions for the transparent and reliable exchange of sustainability information through the development and continuous improvement of the GRI Sustainability Reporting Framework« ([www.globalreporting.org/About GRI/](http://www.globalreporting.org/About%20GRI/), 3.3.2011). Eine genauere Bestimmung dessen, was unter Nachhaltigkeit verstanden wird, findet sich auf den Internetseiten oder im »Leitfaden zur Nachhaltigkeitsberichterstattung« (Guidelines G3, als Download verfügbar) bei der GRI nicht. Allerdings wird erwartet, dass die Bericht erstattenden Organisationen und Unternehmen selbst ihr »Verständnis einer nachhaltigen Entwicklung« (Leitfaden: 12) darstellen und zwar »mit Bezug zu übergreifenden Ansätzen der Nachhaltigkeit« (ebd.: 11). Insofern wird der Unternehmensdarstellung letztlich eine, wenn auch nicht beliebige, Mitwirkung an den Bewertungen eingeräumt. Bereits die Erstellung des Leitfadens der Berichterstattung geht auf einen konsensuellen Entstehungsprozess mit den »Stakeholder(n) u.a. aus den Bereichen Wirtschaft, Arbeitgeber- oder Arbeitnehmervertretungen, Nichtregierungsorganisationen, Investoren, Rechnungswesen« (Leitfaden: 2) zurück. Entscheidend für die Bewertung ist insofern vor allem die Bereitstellung von Informationen selbst, die herausgestellte »Transparenz« (s. Vorwort des Leitfadens: 2), die durch eine Beteiligung am Berichterstattungsprozess erzeugt werden soll. In der Sache dagegen wird Nachhaltigkeit von der Bewertungsseite her, also von GRI, weder eindeutig bestimmt noch beurteilt. In der Frage nach dem Nachhaltigkeitsverständnis von Rewe hilft der Verweis auf die externe (positive) Bewertung folglich nicht weiter. Vielmehr ist die Analyse auf die Darstellung von Rewe selbst zurückverwiesen.

Im Folgenden wird vermerkt, dass zwei Berichte erschienen sind, nämlich der »*Nachhaltigkeitsbericht*« neben dem »*Geschäftsbericht*«, womit die bereits beobachtete Trennung von Geschäft und Nachhaltigkeit konsequent fortgeführt wird. Auch ist dem Geschäftsbericht *ein* (ökonomischer) »Wert« zuzuordnen, während der Nachhaltigkeitsbericht *die* (moralischen) »Werte« darlegen soll. Ein Blick in den Geschäftsbericht zeigt, dass der Nachhaltigkeit darin durchaus ein eigener Abschnitt (etwa 16 von 220 Seiten) mit einigen Verweisen auf den Nachhaltigkeitsbericht eingeräumt wird; umgekehrt gibt es nur vereinzelte Verweise auf den Geschäfts- im Nachhaltigkeitsbericht. Auch dadurch werden

strukturell die »Werte« dem »Wert« untergeordnet, die Nachhaltigkeit zum einen aus dem Geschäft ausgegliedert und zum anderen in das Geschäft eingereiht. Die Idee eines integrativen Nachhaltigkeitsmodells war, dass sich die Teilaspekte (Ökonomie, Ökologie, Soziales) unter dem Dach der Nachhaltigkeit zusammenfinden. In der Darstellung steht aber Ökonomie bestenfalls neben Nachhaltigkeit oder wird ihr sogar übergeordnet. Wie sich daraus ein »Einklang« ergeben soll, bleibt damit erst einmal ungeklärt. Die schwächere Position der Nachhaltigkeit wird vielmehr erneut dadurch dokumentiert, dass »klare wirtschaftliche Ziele verfolgt« werden, während man sich »der Umwelt, der Gesellschaft und seinen Mitarbeitern verpflichtet fühlt«: unternehmerische Interessenverfolgung versus moralischem Pflichtgefühl. Während die Interessenlage »klar« und eindeutig ist, ist beim Pflichtgefühl eher diffus von »in hohem Maße« die Rede. Dass beides »genauso« berücksichtigt wird, ist also in doppeltem Sinne missverständlich: Zum einen geht es bei einem integrativen Nachhaltigkeitsverständnis nicht darum, Ökonomie mit Nachhaltigkeit zu verbinden, sondern darum, unter Nachhaltigkeit ökonomische, soziale und ökologische Entwicklungen zu integrieren. Zum anderen verfolgt man nicht genauso Interessen (instrumentell) wie man sich verpflichtet fühlt (normativ), weil beides unterschiedliche Handlungsorientierungen bezeichnet; sich Normen gegenüber zu verpflichten bedeutet gerade die Bereitschaft, die eigenen Interessen zugunsten der Norm zurück zu stellen.

Dass es sich hier umgekehrt verhält, wird mit dem folgenden Satz dokumentiert. Während das ökonomische Wachstum fraglos gesetzt ist (»weiter wachsen«) und so zweifelsfrei das verfolgte Ziel bezeichnet, wird Nachhaltigkeit zum notwendigen (»nur«) Mittel, um dieses Ziel (»langfristig«) erreichen zu können. Nachhaltigkeit wird zur ökonomischen Strategie. »Verantwortliches Handeln bedeutet nachhaltiges Handeln«: das heißt nun also, dass moralisch-nachhaltig (»verantwortlich«) zu handeln zur Basis ökonomisch-nachhaltigen Handelns wird und letzteres Nachhaltigkeit nur noch auf die Zeitdimension (»langfristig«) reduziert.

Im folgenden Abschnitt wird angeführt, dass »alle Nachhaltigkeitsaktivitäten« im »Nachhaltigkeitsbericht zusammengefasst« werden, was bestätigt, dass die Geschäfte nicht Teil der Nachhaltigkeit sind. Diese gehören folglich auch nicht zu den Schwerpunkten. Die Schwerpunkte sind als Explizierungen von Ökologie und Sozialem anzusehen, die sich einmal auf die Unternehmenstätigkeit selbst richten (Grüne Produkte, Mitarbeiter) und im Übrigen darüber hinaus weisen. Letzteres fällt wenig konkret (schwerpunktbildend) aus, da »Umwelt« und Gesellschaft (»Gesellschaftliches Engagement«) letztlich das maximale Bezugsspektrum umfassen, das sich unter Ökologie und Sozialem vorstellen lässt. Mit dieser Spezifizierung der Nachhaltigkeitsfelder stellt sich in ähnlicher

Weise wie bereits gesehen das Problem, inwiefern das nun getrennt Aufgeführte – Ökologie hier, Soziales da – zu integrieren ist. Vielmehr zeigt sich darin ein additiver Ansatz, bei dem jeder Punkt separat bearbeitet wird. So zeichnet sich bereits ab, dass auch die Tafeln nicht als Nachhaltigkeitsengagement in dem Sinne erscheinen werden, dass hier ökologische, soziale und ökonomische Aspekte in ihrem Zusammenwirken bearbeitet werden.

Bis hierher wurde die Rahmung des Nachhaltigkeitsberichts beim Internetauftritt der Rewe-Group analysiert. Im Bericht selbst finden sich die rekonstruierten Strukturkenntnisse zur Nachhaltigkeitskommunikation bestätigt, worauf deshalb nur noch exemplarisch verwiesen sein soll, bevor das Tafelengagement in den Blick genommen wird.

So heißt es auf Seite 5 des Nachhaltigkeitsberichts mit Verweis auf den Geschäftsbericht (»Eine Frage des Wertes«):

»Denn Nachhaltigkeit ist auch eine Antwort auf die Frage des Wertes.«

»*Nachhaltigkeit*« erscheint nicht als eine »*Frage*« oder das Problem, das gelöst werden soll. Sie bietet vielmehr die »*Antwort*« auf die »*Frage*« nach dem ökonomischen Wachstum. Als solche bietet Nachhaltigkeit zudem nur »*eine*« Antwort – neben anderen möglichen. Gewinn lässt sich auf vielfältige Weise machen, so auch mit Nachhaltigkeit.

Auf Seite 6, auf der der Geschäftsbericht kurz annonciert wird, findet sich folgende Passage:

»Einen Wert schaffen und Werte leben sind für die REWE Group zwei Seiten einer Medaille. Deshalb veröffentlicht das Unternehmen in diesem Jahr erstmals den Geschäftsbericht gemeinsam mit dem ersten Nachhaltigkeitsbericht. Der Geschäftsbericht beleuchtet die Strategie vor allem aus dem Blickwinkel des wirtschaftlichen Erfolgs und belegt zugleich, dass nachhaltiges Handeln sich auch ökonomisch auszahlt. Der Nachhaltigkeitsbericht vermittelt die Werte der REWE Group und stellt Projekte vor, in denen diese Werte umgesetzt und gelebt werden. Falls Sie beide Seiten der Medaille nebeneinanderlegen wollen, folgen Sie unseren Verweisen.«

Noch einmal wird die Trennung im Bild der »*Medaille*« ausgeführt: eine Seite für die Ökonomie, eine für die Nachhaltigkeit. Es werden zwei Seiten benannt, aber nicht die Medaille selbst. Schon wenn die Medaille für Nachhaltigkeit stehen würde, mit einer ökonomischen und einer ökosozialen Seite, würde sich eine Asymmetrie zugunsten der Ökonomie ergeben, wenngleich Nachhaltigkeit im-

mer noch die übergeordnete Kategorie wäre. Hier ist es aber wieder so, dass der Ökonomie die Nachhaltigkeit gegenüber gestellt wird und so strukturell der Behauptung vom ›Einklang‹ erneut widersprochen wird. Es wiederholt sich darin, was weiter oben beobachtet wurde, als Aspekte genannt wurden, aber nicht, wovon diese Aspekte Aspekte seien. Wenn Nachhaltigkeit für moralische Berücksichtigung von Ökologie, Sozialem (und Kultur) steht und als solche der Ökonomie gegenüber, dann kann sie nicht zugleich übergeordnete Kategorie sein, unter die sich alle Aspekte fügen lassen. Die übergeordnete Stelle (oder: die Medaille selbst) bleibt leer und unbestimmt.

Es wird weiterhin darauf verwiesen, »dass sich nachhaltiges Handeln auch ökonomisch auszahlt«. Eine wenigstens symmetrische Behandlung beider Seiten müsste nun eine Formulierung folgen lassen, in der deutlich wird, dass umgekehrt ökonomisches Handeln sich auch nachhaltig auswirkt. Eine solche notwendige Verbindung wird aber nicht hergestellt, sondern präsentiert wird Nachhaltigkeit als zusätzliche Option, die über »Projekte« realisiert wird.

Das Vorwort des Vorstandsvorsitzenden setzt das rekonstruierte Verständnis von Nachhaltigkeit fort. Nachhaltigkeit ist weiterhin die Strategie, um dauerhaft unternehmerische Gewinne erzielen zu können, das heißt die Ökonomie liefert die Motivation für das nachhaltige Engagement. »So werden wir uns im hart umkämpften Markt weiter profilieren und vom Wettbewerb unterscheiden« (ebd.: 9).

Schließlich wird das »REWE Group-Unternehmensporträt« unter der Überschrift »Nachhaltig und langfristig wachsen« (ebd.: 10f.) präsentiert. Es geht darin allerdings nicht um ökologische oder soziale Aspekte, sondern vor allem tatsächlich um Wachstum. Der Text beginnt mit:

»Seit ihrer Gründung im Jahr 1927 steht die REWE Group für nachhaltiges und langfristiges Wachstum. Mit dem Rekordumsatz von rund 50 Milliarden Euro hat die genossenschaftliche Unternehmensgruppe ihren kaufmännischen Sachverstand und ihre langfristige Renditeorientierung erneut eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Die REWE Group ist einer der führenden Handels- und Touristikkonzerne in Europa. Mittlerweile arbeiten in 16 Ländern Europas 320.000 Beschäftigte für die REWE Group.«

»Nachhaltig« meint hier im Wesentlichen dasselbe wie »langfristig«, weil es sich nur auf Wachstum bezieht. Da die Nachhaltigkeitsdebatte (wie die ökologische) jüngerem Datums ist als die Rewe-Gründung, wird »nachhaltig« in dieser Formulierung als Interpretation vergangener Entwicklung verwandt. So handelt man sich freilich das Problem ein, dass gerade die Neuorientierung, die die Nachhaltigkeitsdebatte fordert, zurückgewiesen wird. Der Nachhaltigkeitsdis-

kurs hat dann bei Rewe nichts geändert, sondern Rewe ist, wie seit Beginn, kontinuierlich am Wachsen des Unternehmens orientiert, während Nachhaltigkeit nur ein neues Label dafür anbietet – alternativ hätte sich Rewe zum Beispiel als Agent des Wandels präsentieren können.

Strukturell, so wurde es rekonstruiert, steht Nachhaltigkeit bei Rewe für eine ökonomische Strategie. Die entscheidenden Fragen, die *nicht* gestellt werden, lassen sich so formulieren: Was ist, wenn Nachhaltigkeit mehr kostet als sie einbringt, wenn sie keinen Gewinn verschafft? Wird man dann dennoch nachhaltig handeln? Und: Wie wird mit anderen Strategien umgegangen, die auch Gewinne versprechen, aber nicht nachhaltig sind? Wird auf die verzichtet? Solange es beim präsentierten Nachhaltigkeitsverständnis bleibt, muss davon ausgegangen werden, dass gegebenenfalls auf Nachhaltigkeit, aber nicht auf nicht-nachhaltige Gewinnmöglichkeiten verzichtet wird.⁷

2.2 Tafelengagement

Es stellt sich nun die Frage, was dieses Nachhaltigkeitsverständnis für das Tafelengagement von Rewe bedeutet. Dazu können zuerst Vorüberlegungen angestellt werden. Die Nachhaltigkeitsrahmung des Tafelsponsorings durch Rewe ließ vermuten, dass die Sponsoring-Gewinne, wie sie im Abschnitt 1 ausgeführt wurden, nicht unbedingt im Zentrum des Engagements stehen. Nach der Analyse des Nachhaltigkeitsverständnisses muss aber davon ausgegangen werden, dass sie eine große Rolle spielen. Wenn Nachhaltigkeit eine ökonomische Strategie ist, dann muss darauf geachtet werden, dass die genannten Gewinne auch erzielt werden: von den Imagegewinnen über Steuerersparnis und Abfallkostenreduktion bis zur Markterschließung und Umsatzsteigerung (auch Rewe führt beispielsweise Sammelaktionen im oben genannten Sinne des Zukaufs durch Konsumenten durch). Das wird aber nicht im Nachhaltigkeitsbericht ausgeführt

7 Es kommt also sehr genau darauf, was unter Nachhaltigkeit verstanden wird. »Die neuen CSR [Corporate Social Responsibility, S.L.] -Deutungsmuster von Unternehmen rund um Nachhaltigkeit und freiwilliges CSR-Engagement sind nicht mehr so klar abgrenzbar zu den Deutungsmustern von NGOs«, schreibt Curbach (2007: 72). Aber nur weil Nachhaltigkeit zur »symbolischen Positionierung« (ebd.: 73) von Unternehmen gehört, heißt das offensichtlich noch nicht, dass sie deshalb »zu Aktivisten in einer CSR-Bewegung geworden« (ebd.: 72) wären beziehungsweise dass dieser Aktivismus ein sozial und ökologisch ambitionierter und konsistenter ist. Vielmehr muss der Schluss daraus lauten, dass die Analyse des Nachhaltigkeitsverständnisses zu schärfen ist – bei Unternehmen und NGOs gleichermaßen.

werden, weil das der moralischen Kommunikation entgegen liefe, wie ebenfalls in Abschnitt 1 dargelegt. Solange das nicht der Fall ist und keine »Gewinnbilanz für alle« aufgemacht wird, wird man auch hier selbstverständlich davon ausgehen, dass den Tafelnutzenden mit Tafelarbeit geholfen ist, dass diese also ebenso einen Gewinn daraus ziehen können, wie die Sponsoren und die Tafeln. Anders formuliert ist nicht zu erwarten, dass eine genaue Auseinandersetzung mit den Problemen von Tafelnutzenden stattfindet, um dafür geeignete Unterstützungen zu mobilisieren. Im Nachhaltigkeitsbericht wird zu prüfen sein, inwiefern sich diese Annahmen bestätigen oder doch widerlegen lassen.

Entlang der eingeführten Schwerpunkte von Rewes Nachhaltigkeitsaktivitäten wird das Tafelsponsoring in den Engagement- beziehungsweise Inhaltsübersichten (Nachhaltigkeitsbericht: 4, 7) als »Gesellschaftliches Engagement« eingeführt. Denkt man an die rekonstruierten Tafelziele, nämlich einerseits Überschüsse, andererseits Armut und Ausgrenzung zu vermindern, dann wäre gerade die Sponsorenmehrheit die, bei der es (auch) um Reduktionen von Überschüssen gehen würde. Man müsste dann etwas darüber erfahren, inwiefern Tafelsponsoring Überschussvermeidungen anregt, während es außerdem soziale Unterstützung bietet. Gerade die Tafeln böten nämlich eine Gelegenheit, Nachhaltigkeit integrativ statt additiv zu denken. Eine erste Erkenntnis ist aber, dass im Nachhaltigkeitsbericht das Engagement eindeutig auf der sozialen Seite verbucht wird.

Der Tafel-Unterstützung wird – als »Leuchtturm«-Engagement im Schwerpunkt Gesellschaft – eine zentrale Bedeutung beigemessen; ihr werden im 99-seitigen Nachhaltigkeitsbericht sechs Seiten eingeräumt (62-67). Die erste Doppelseite eröffnet durch ein Format füllendes Porträtfoto (63) und einige rahmende Sätze (62) die Berichterstattung zum Tafelsponsoring.

Das Foto ist gerade im Kontrast zum »Gesicht zeigen«-Porträt in der analysierten FeedBack-Ausgabe interessant (Kapitel IV 4.3), das den Blick auf die (Schwierigkeit der Überwindung von) Scham lenken sollte. Hier wird dagegen ein offenes Gesicht abgebildet, das dem Licht entgegen, leicht aufwärts blickt, dabei einen ernsthaften, aber ruhigen, trotz möglicher Sorgen eher zuversichtlichen Ausdruck annimmt. Es ist das gepflegte Gesicht einer Frau im jüngeren Erwachsenenalter, das sich keineswegs versteckt, sondern zurückhaltenden Optimismus ausstrahlt. Eine Tüte mit Lebensmitteln ragt in das Bild und wird offensichtlich von der Porträtierten im Arm gehalten. Auch die sichtbaren Lebensmittel, allesamt Gemüse (Tomaten, Gurke, Salat), symbolisieren frische und gesunde Ernährung (Brot oder Kartoffeln würden beispielsweise eher auf Notwendigkeit verweisen, Süßigkeiten auf ungesunden Genuss). Die aktive Note der Darstellung wird in der Bildunterschrift dadurch verstärkt, dass diese Frau nicht

etwa Lebensmittel empfängt oder mit diesen versorgt wird, sondern ihrerseits die Tafel »nutzt«:

»Bianca Barth nutzt das Angebot der Berliner Tafel – eine Organisation, die die REWE Group seit mehr als 13 Jahren unterstützt« (62)

Bemerkenswert ist daran die sprachliche Doppeldeutigkeit, da die Aussage sowohl bedeuten kann, dass die »Rewe Group« die »Tafel unterstützt« wie umgekehrt die Tafel die Rewe Group. Nicht unterstützt wird dagegen die »Bianca Barth« genannte Person, und sie muss das auch nicht, weil sie in der Lage ist, die »Angebote« selbsttätig zu »nutzen«. Man könnte dieses Bild durchaus in einem anderen Kontext verwenden, in dem B.B. die engagierte Protagonistin ist, die sich zum Beispiel für gesunde Ernährung einsetzt (dann vielleicht mit etwas weniger Plastik am Gemüse). Stattdessen geht sie aber zur Tafel, womit sich die Frage stellt, warum eine aktive, gesundheitsbewusste Frau ihren Lebensunterhalt nicht durch Erwerbsarbeit sichert. Es können nur Umstände sein, die sie selbst nicht zu verantworten hat;⁸ als typisches Beispiel vielleicht eine allein erziehende Mutter, die wegen fehlender Kinderbetreuungsmöglichkeiten und begrenzter Flexibilität in Bezug auf Arbeitszeiten nur geringe Chancen am Arbeitsmarkt hat. Inwiefern dann Tafelarbeit eine geeignete Unterstützung ist, müsste deutlich gemacht werden. Dazu werden die Textteile genauer zu betrachten sein.

Unter der Kategorisierung »*Gesellschaftliches Engagement*« beginnt die Präsentation mit dem groß gesetzten Titel (S.62):

»Was haben wir für die Gesellschaft übrig – mal abgesehen von guten Vorsätzen?«

Zu sehen ist, dass keine Probleme angesprochen werden oder nach Problemen gefragt wird, sondern dass das »wir« den Ausgangspunkt bildet. Es sind die eigenen Maßstäbe und vorhandenen Mittel, von denen aus Unterstützung gedacht wird, nicht bestimmte Probleme, die angepasster Mittel und Wege der Bearbeitung bedürften. Die vorhandenen Mittel werden wiederum eng gefasst. Pragmatisch betrachtet heißt etwas »*übrig haben*«, dass man etwas nicht (mehr) braucht und folglich ohne eigene Einbußen abgeben kann, aber nicht unbedingt muss. Aber auch im übertragenen Sinne ist es eine nur schwach engagierte Aus-

8 Insofern entspricht die Darstellung dem Bild von Armut, das nicht den Verdacht aufkommen lässt, soziale Unterstützung unverdienter Maßen in Anspruch zu nehmen und auszunutzen, wie es in der öffentlichen Kommunikation immer wieder gezeichnet wird (vgl. Kessl/Schoneville 2010).

sage.⁹ Eine leidenschaftliche Herzensangelegenheit ist solches »*Gesellschaftliche Engagement*« jedenfalls nicht, nichts wofür man wirklich aktiv würde, etwas investieren würde. *Engagement als Übrighaben* steht vielmehr für ein zufälliges Passungsverhältnis mit gewissem Mehrwert, wobei es unproblematisch ist, wenn es nicht zustande kommt. Das schließt gut an die Vorstellungen der Tafeln an, dass nur das verwendet werden soll, was »im Wirtschaftsprozess nicht mehr verwendet werden« kann (vgl. IV 2.1). Sofern also Überschüsse übrig bleiben, werden sie verteilt. Anders herum betrachtet wird nichts verteilt, was sich noch wirtschaftlich verwerten lässt. Es schließt dagegen nicht aus, etwas zu verteilen, das sich gleichwohl oder gerade dadurch wirtschaftlich auszahlt (siehe noch einmal die Aktionen, bei denen Konsumenten für die Tafeln zukaufen, oder einfach die Imagegewinne).

Der zweite Teilsatz artikuliert insofern Engagement, als er die Differenz von »nur Vorsätzen« und tatsächlichem Handeln assoziieren lässt: Vorsätze reichen nicht, man muss etwas tun, ist die Devise. Doch ist zuvor eben nicht von Handeln die Rede, sondern von Übrighaben. Was als engagierte Aktivität auftritt und so über bloße Vorsätze hinausgeht, erweist sich als recht unengagierte Abgabe von etwas, das nach eigenem Ermessen ohnehin nicht benötigt wird. Während im zweiten Teil der Frage Engagement kommuniziert wird, zeigt der erste, dass dieses Engagement jedenfalls nichts kosten soll.

Im darunter gesetzten Textblock heißt es nun als Antwort auf die mit der Überschrift selbst aufgeworfene Frage:

»Lebensmittel und unsere Energie. Es gibt Menschen, die aus eigener Kraft kaum existieren können. Wir helfen ihnen, sich selbst zu helfen. Und geben ihnen, was sie brauchen: Nahrung, Bildung, Sicherheit. Gemeinsam mit nationalen und internationalen Organisationen wollen wir Lebensbedingungen verbessern. Das bestimmt unser Handeln.«

Übrig für die Gesellschaft sind also »*Lebensmittel*« und »*Energie*«. Letzteres ist recht unspezifisch, eröffnet aber auch die Möglichkeit, sich jenseits bloßer Lebensmittelbereitstellung zu engagieren – jedenfalls im Rahmen dessen, was an Energie übrig ist. Wofür wird diese Energie eingesetzt? Und welche Rolle sollen die Tafeln dabei spielen?

Die folgenden Sätze zeigen ein hohes Vertrauen in die Möglichkeiten aktiver Problembewältigung von »*Menschen*«: Obwohl es um ganz existenzielle

9 Als Kontrast kann man sich vorstellen, der Freund würde zur Freundin oder Eltern zu ihrem Kind sagen: ich habe was für dich übrig. Stärker kann eine solche Aussage höchstens in negativer Verwendung wirken: »Dafür habe ich *nichts* übrig«.

Schwierigkeiten geht (*»kaum existieren«*), gibt es doch die Möglichkeiten und Fähigkeiten *»sich selbst zu helfen«*, sofern wiederum Hilfen dazu geboten werden. Das korrespondiert dem Porträtfoto und ist ein deutlicher Unterschied zum Verständnis passiver Bedürftiger, wie es sich bei den Tafeln oft findet.

Der Fokus auf *»existenzielle«* Probleme hat aber noch einen anderen Aspekt. Existenziell meint, dass es um elementare Überlebensfragen geht, etwa so wie die bei den Tafeln zu findenden Postulate, dass Hunger der Bezugspunkt des Helfens wäre. Das Porträtfoto jedenfalls vermittelt diesen Eindruck nicht. Denkt man an das Beispiel allein erziehender Mütter (oder Väter), dann wird schnell deutlich, dass zentrale Probleme häufig in fehlender Kinderbetreuung oder familienunfreundlichen Arbeitsverhältnissen liegen. Jenseits solcher konstruierten Beispiele demonstrierten die Fallrekonstruktionen (Kapitel V), dass es nicht um Überlebensfragen, sondern um Fragen sozialer Sicherungen und Teilhabechancen in wohlhabenden Industriestaaten geht. Kurz: *»Aus eigener Kraft kaum existieren«* zeugt von einem unrealistischen Problemverständnis; es ist entweder zu allgemein, weil es anthropologisch gesehen immer stimmt, oder zu wenig auf die Probleme in der Überfluggesellschaft bezogen, weil die soziale Sicherung umfassenderen Kriterien als bloßer Existenzsicherung genügen muss (siehe Kapitel I 3 und II 4)

Wie bei den Tafeln *in puncto* ›Hunger‹ ermöglicht das wiederum zu behaupten, dass genau das, was man anzubieten hat (*»Lebensmittel«*), auch das ist, was *»sie brauchen«*. Mit *»Bildung«* wird dagegen ein Bedarf angeführt, der keine Überlebensfrage ist. Diese Konfusion einerseits und die Allgemeinheit der Aufzählung von *»Nahrung, Bildung, Sicherheit«*, sagen einmal mehr, dass ein fundiertes Problemverständnis nicht vorhanden ist, während aber plausibilisiert werden soll, dass das, was man übrig hat, auch das ist, was benötigt wird. Wobei dies für Bildung und Sicherheit noch zusätzlich dargelegt werden muss.¹⁰ Überdies ermöglicht der Rekurs auf Existenzielles, dass nicht in komplexere Auseinandersetzungen um sozialstaatliche Leistungen, sozialpolitische Strategien und bereits gegebene Möglichkeiten der Unterstützung (z.B. der Sozialen Arbeit)

10 Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Titelseite dieses Berichtsabschnitts sowohl für die als »Leuchtturm« herausgehobenen Tafeln steht als auch für den Schwerpunkt »Gesellschaftliches Engagement« insgesamt. Auf den Seiten 68-71 folgen kürzere Darstellungen anderer Projekte/Engagements dieser Kategorie. Qualifizierung von Übungsleitern im schulischen Kindersport, Unterstützung von Vorschulen in Sri Lanka oder von Workshops gegen Kinderprostitution sind Aktivitäten, die mit Bildung oder im letzten Punkt auch mit Sicherheit gemeint sein könnten.

eingestiegen werden muss: Wo elementarer Mangel herrscht, muss unmittelbar geholfen werden – und Tafelarbeit verkörpert dieses unmittelbare Helfen.

Dass das, was »wir wollen«, das »Handeln bestimmt«, lässt an die bisherigen Rekonstruktionen anknüpfen. Schon beim Übrighaben wurde vom »wir« ausgegangen. Die Helfer (»wir«) sind diejenigen, die die Maßstäbe setzen. Ganz allgemein »Lebensbedingungen verbessern« zu wollen, kann nicht falsch sein, bleibt aber auch unverbindlich. Solange nicht genauer geklärt ist, welche Probleme vorliegen, welche Ursachen sie haben und was deshalb geeignete Mittel zur Bearbeitung sein können, hilft bloßes »wollen« nicht weiter. Man kann nicht einmal ausschließen, dass das sich daraus »bestimmen« lassende »Handeln« mehr Schaden als Nutzen stiftet. Jedenfalls gibt es so keine sachlichen Kriterien, das zu beurteilen. Dass Tafelnutzende also an Unterstützung erhalten, was sie tatsächlich benötigen, dass sie (auch) »Gewinner« sind (s. Abschnitt 1), wird zwar behauptet. Sie erhalten aber was übrig ist, ohne dass der Bedarf genauer geklärt würde, und ein plausibler Zusammenhang zwischen Übrigem und bedarfsgerechter Unterstützung wird nicht begründet, sondern über die Dringlichkeit der Hilfe unterstellt.

Die folgenden Seiten (64-67), die nun exklusiv den Tafeln gewidmet sind, stehen unter der Überschrift und dem einleitenden Text:

»Hilfe, die ankommt

Die REWE Group spendet seit 13 Jahren Lebensmittel an die gemeinnützige Organisation *Deutsche Tafel e.V.* Sie ist damit nicht nur einer der *ältesten Förderer* des Vereins, sondern unterstützt mit ihrem Engagement auch täglich die *Versorgung* von etwa *einer Million Menschen*« (64, Hervorhebungen im Original).

Vor dem Hintergrund der bisherigen Rekonstruktionen kann diese Rahmung nicht überraschen, nimmt aber noch eine Wendung. Die Überschrift setzt erneut bei der eigenen »Hilfe« an, die geleistet wird, und betont die eigene logistische Leistung, die gewährleisten kann, dass diese Hilfe auch »ankommt«. Warum sie geleistet wird und was mit ihr dort, wo sie ankommt, geschieht, verbleibt nach wie vor im Dunkeln. Das könnte zum einen, wie schon bei den Tafeln (IV 5.1) und oben (Hilfe zur Selbsthilfe) diskutiert, damit zu tun haben, dass man von einer hohen Autonomie der Tafelnutzenden ausgeht, so dass es die Gebenden nichts angehe, was die Nutzenden damit anstellen. Dann kann man aber nicht zugleich den Anspruch erheben, genau das zu liefern, was die Nutzenden brauchen. Auch dieses Verständnis entbindet nicht von einer Auseinandersetzung mit

den Problemen, denn man kann auf Probleme nicht von der geleisteten Hilfe her schließen, auch dann nicht, wenn sie angenommen wird (vgl. Kapitel I 3). Zudem wird das Autonomieverständnis dadurch eingeschränkt, das ist die genannte Wendung, dass man nun von »Versorgung« spricht. Und die so erreichten »Menschen« werden im weiteren Text schließlich zu »Bedürftigen« (S. 65, 67, 71). Während die als Person Bianca Barth vorgestellte Frau als aktiv Handelnde auftreten konnte, werden die Nutzenden in der anonymen Masse (*»einer Million«*) zu passiv Bedürftigen, die zu versorgen sind.

Im folgenden Text wird »Bianca Barth« tatsächlich als arbeitslose, allein erziehende Mutter vorgestellt, die über die Tafelnutzung den Weg zum freiwilligen Engagement bei der Tafel beziehungsweise der mit der Tafel kooperierenden Kirchgemeinde gefunden hat. Ihr persönliches Beispiel führt aber nicht dazu, einen genaueren und differenzierten Blick auf die vielfältigen Probleme zu werfen, darauf, was die Menschen jeweils brauchen und andererseits was eine Unterstützung mit übrig gebliebenen Lebensmitteln ihnen tatsächlich bringt. Vielmehr besteht der Text im Wesentlichen aus einer Beschreibung der Tafelarbeit am Beispiel Berlin und so wird die Tätigkeit auch im häufig anzutreffenden Tafelsinne dargestellt. Es wird allgemein mit Bezug auf eine OECD-Studie festgestellt, dass es eine – in Deutschland vergleichsweise starke – Zunahme an Armut gebe und dass »Hartz-IV-Empfänger mit einem Budget von 4,27 Euro für Lebensmittel am Tag auskommen müssen« (S. 65). Dann folgt als bekanntes Bearbeitungsmuster: »Das Prinzip der Tafeln ist einfach: Es wird dort etwas weggenommen, wo zuviel ist, und hingegeben, wo zu wenig ist« (ebd.). Und es wird in zählbaren Angaben aufgelistet, was beziehungsweise wie viel die Tafeln und Rewe leisten/geleistet haben, es wird das Freiwilligen-Engagement gelobt (S. 66) und die Dankesurkunde einer Bundesministerin an Rewe erwähnt (S. 65).

Darüber hinaus weisen nur zwei Statements am Textrand. Ein Marktleiter äußert als gesellschaftliche Aufgabe:

»Es muss sich in der Gesellschaft grundsätzlich das Bewusstsein verändern. Wir müssen lernen, miteinander und nicht gegeneinander zu leben. Dieses solidarische Prinzip wird gerade in der derzeitigen wirtschaftlichen Lage immer wichtiger« (S. 66).

Es wäre interessant gewesen, in dieser Richtung mehr zu erfahren. Wo liegen die Ursachen für das »Gegeneinander« und wie wird das zum Problem? Was ist mit »miteinander« gemeint? Gehört Tafelarbeit schon dazu, erfüllt sie das bereits oder meint »lernen«, dass sie nur ein erster Schritt sein kann? Aber ein Schritt wohin? In welcher Verbindung stehen »wirtschaftliche Lage« und »Solidarität«? Und wessen wirtschaftliche Lage ist gemeint? Die von Rewe insgesamt ist, wie

an den neueren Angaben des Bundeskartellamts gesehen (s.o.), nicht schlecht, hat sich doch Rewe im konkurrenten Konzentrationsprozess am Markt bewährt (was umgekehrt impliziert, dass andere Marktteilnehmer im Wettbewerb unterlegen sind). Wo fängt das Miteinander an und wo ist ein Gegeneinander legitim?

Das zweite Statement besteht aus einem kurzen Interview mit dem Bundesvorsitzenden der Tafeln (S. 67). Mit dem Zitat von ihm: »*Armut ist vor allem Armut an sozialer Teilhabe*« ist das Interview überschrieben. Auch darin liegt ein Hinweis, dass übrig gebliebene Lebensmittel kaum das liefern können, was Tafelnutzende brauchen. Was soziale Teilhabe heißen soll, wird allerdings nicht näher bestimmt. In der ›Schuldfrage‹ sind sich Bundesverband und Rewe aber einig und man verweist gemeinsam auf »*Politik*«: auch wenn die Problemzusammenhänge nicht geklärt sind, ist doch eine verantwortliche Instanz gefunden. Die Frage von Rewe lautet: »*Ist da nicht die Politik gefragt?*«, was der Vorsitzende bestätigt. Tafeln und Unternehmen, so dieser, könnten »*Armut nur lindern* (...). *Es ist Aufgabe der Politik, dafür zu sorgen, dass die Menschen in Arbeit kommen, von der sie leben können*«. Damit ist zugleich benannt, dass es sich grundsätzlich um (auch) politische Probleme handelt. Aber in welches Verhältnis setzen sich Tafeln und Unternehmen zur Politik? Ist der eigene Part der, dass man »*lindert*« und im Übrigen darauf wartet, dass »*die*« Politik vielleicht etwas ändert, insbesondere Arbeitsplätze schafft? Und sollte die Politik etwa bei Rewe Arbeitsplätze schaffen? Nicht zuletzt spielt hier das Politikverständnis eine Rolle, aber selbst wenn Politik im engen Sinne, als professionelle und institutionalisierte Politik, als eigenständiger Gesellschaftsbereich gemeint ist, so ist die Eigenständigkeit, gerade in demokratischen Gesellschaften, dennoch eine relative. Bekanntermaßen versuchen Organisationen und Interessengruppen ebenso wie Protestbewegungen Einfluss auf diese Politik zu nehmen, womit sie selbst politisch aktiv werden. In einem weiteren Sinne¹¹ ist die Beteiligung an öffentlich relevanten Fragen immer schon politisch. Wenn also Rewe und die Tafeln auf Armutsprobleme Bezug nehmen, dann nicht in einem separierten, politikfernen gesellschaftlichen Bereich, sondern sie sind dann in ihrem Engagement politisch aktiv. Doch selbst wenn man den sehr engen Politikbegriff zugrunde legt, sind die Bezüge unübersehbar, wenn beispielsweise die Tafeln eine Bundesministerin, also eine Person mit einem der höchsten politischen Ämter, zu ihrer Schirmherrin erheben und wenn Rewe Dankesurkunden von dieser entgegen nimmt oder Nachhaltigkeitspreise, die unter der Schirmherrschaft der Bundeskanzlerin vergeben werden. Eine von den Protagonisten nicht gestellte Frage ist demnach: Was hat Rewe in den 13 Jahren jenseits der Unterstützung der Tafeln oder mög-

11 Etwa im Anschluss an Dewey (1996).

licherweise mit diesen zusammen unternommen, um politisch Einfluss im Sinne von Armutsminderung zu nehmen?

Schließlich bestätigt die Rahmung (*»Hilfe, die ankommt«*) der Darstellung des Tafelengagements von Rewe die Vorüberlegungen noch in weiterer Hinsicht. Mit *»Hilfe«* und *»spenden«* werden die eigenen Aktivitäten als moralische kommuniziert, während das Geschäft, die Gewinne kein Thema sind. Es findet sich auf diesen Seiten kein Verweis auf eigene Vorteile. Dabei wäre es durchaus interessant zu erfahren, welche Umsätze mit Sammelaktionen gemacht werden, welche Kosten für Abfallsortierung und Entsorgung (einschließlich möglicherweise Arbeitskräften¹²) oder welche Steuerersparnis erreicht wird. Bei Imagegewinnen ist das sicher nicht einfach zu quantifizieren, aber es könnte etwa berichtet werden, inwiefern möglicherweise entstehende Kosten nicht ohnehin anfallen, weil sie sonst in andere Werbemaßnahmen investiert würden. Ein solcher Nachhaltigkeitsbericht würde zweifellos für mehr Klarheit sorgen. Er würde zum einen den moralischen Beitrag (als den, der über Gewinne hinausgeht) transparenter machen und umgekehrt Verdachtsspekulationen über solche Gewinne den Boden entziehen, die sonst erwartbar öffentlich angestellt werden. So könnte eine realistische Gewinnbilanz ›für alle‹ aufgestellt werden.

Ebenfalls nicht eingegangen wird bei Rewes Tafelsponsoring auf Fragen der Überschussvermeidung. Überschüsse werden in keiner Weise thematisiert; lediglich der Bundesvorsitzende erwähnt im Interview einen *»verantwortungsvollen Umgang mit Lebensmitteln«*, ohne das auszuführen. Diese Seite eines Nachhaltigkeitsengagements wird von Rewe ausgespart, obwohl sie doch von großer Relevanz für das Tafelthema ist und die Unternehmensseite diejenige ist, die Überschüsse hervorbringt und bereitstellt. Dass etwas übrig bleibt, wird nicht in Frage gestellt, sondern gehört vielmehr zum Geschäft. In einem Interview im Rahmen der vorliegenden Tafelstudie beispielsweise, das mit einem leitenden Angestellten eines Filialbäckereibetriebs geführt wurde, nimmt dieser ausdrücklich auf Rewe Bezug. Er erwähnt *»Auflagen von Rewe«* (wie von anderen Handelsketten und entsprechend auch eigener Ambitionen), wenn es darum geht, in den Filialen bis zum Ladenschluss ein breites Sortiment an frischen Backwaren verkaufsbereit zu halten. Auf diese Weise müssen immer Überschüsse an Backwaren anfallen. So wäre zu fragen, ob oder welche Nachhaltigkeitsstrategien Rewe verfolgt, um Überschüsse zu reduzieren. Nach den gebotenen Darstellungen muss angenommen werden, dass in dieser Richtung keine Anstrengungen

12 Seitens der Freiwilligen-Initiativen jedenfalls erfordert das Sammeln und Aufbereiten der Lebensmittel zum Teil beträchtlichen Arbeitsaufwand (vgl. Selke 2008, Tarasuk/Eakin 2005).

unternommen werden. Jedenfalls gibt es im Rahmen der moralischen Kommunikation der Selbstdarstellung offensichtlich keine Möglichkeit, von entsprechenden Erfolgen zu berichten.

3 ZUM NUTZEN DES TAFELSPONSORINGS

Tafelsponsoring ist auch ein Geschäft, was gelegentlich im Allgemeinen eingeräumt, aber üblicherweise nicht konkret ausgeführt und transparent gemacht wird. Allgemein wird auf Sponsorensseite davon ausgegangen, dass Tafelsponsoring zum allseitigen Vorteil gereiche, aber für die Tafelnutzenden kann das nicht belegt werden. Unterstützt wird vor allem das für gut und einfach gehaltene Konzept der Tafeln: Das ohnehin vorhandene Zuviel – die Überschüsse, die die Unternehmen liefern – soll an Menschen mit zu wenig verteilt werden. Zwar wird durchaus registriert, wiederum ganz allgemein, dass es eine Zunahme an Armut gibt, genauere Problemanalysen werden aber nicht angestellt. Ohne ein Verständnis der Problemlagen fehlen freilich verlässliche Kriterien für den Nutzen des Tafelsponsorings für die Empfängerseite, also dafür, inwiefern es eine adäquate Antwort auf Armuts- und Ausgrenzungsprobleme bietet. Man könnte einwenden, dass es nicht die erste Aufgabe der Unternehmen sei, Lösungen für Armut und Ausgrenzung anzubieten. Allerdings treten sie selbst mit dem Anspruch auf, mit ihrem Sponsoring eine geeignete und effektive Hilfe zu leisten. Aber nicht die Probleme stehen dabei im Vordergrund, für die es geeignete Bearbeitungsmöglichkeiten zu finden gelte. Betont wird vielmehr die eigene Aktivität, das Engagiertsein, das eigene Helfen und Spenden, in Kooperation mit den Tafeln und deren Konzept folgend. Bestenfalls verlässt man sich auf die Tafeln und ist im Übrigen an der eigenen Tat und deren Präsentation orientiert. Kurz: Während die eigene Helferrolle beleuchtet wird, bleibt die Frage nach dem Nutzen für die, denen geholfen werden soll, unterbelichtet. Das Konzept der Tafeln erscheint in seiner Einfachheit so plausibel, dass es keiner weiteren Prüfung bedarf.

Auf der Unternehmensseite liegen die Gewinne deutlich klarer zutage. Zunächst einmal kostet es nichts, vorhandene Überschüsse abzugeben. Es spart eher Aufwendungen für deren Entsorgung und lässt sich als Spende noch Steuer mindernd geltend machen. Bei manchen Formen des Sponsorings lassen sich darüber hinaus Umsatzgewinne erzielen und potenziell neue Marktzugänge erschließen. Nicht zuletzt dient die sichtbare Tafelunterstützung dem guten Image von Unternehmen. Gerade die Einfachheit und Nachvollziehbarkeit des Konzepts spart den Aufwand, die gute Tat öffentlich genauer erklären zu müs-

sen, weil sie so offensichtlich scheint. Tafelsponsoring fügt sich deshalb gut in den seit den 1990er Jahren beobachtbaren Trend, gesellschaftliche Unternehmensverantwortung statt auf den öffentlich wenig sichtbaren Wegen rechtlich geregelter Leistungen lieber auf freiwilliger und repräsentativer Basis zu leisten. Letzteres hat den doppelten Vorteil, weniger verpflichtend, bei Gelegenheit also leichter reduzierbar, und zugleich mit größerer öffentlicher Anerkennung verbunden zu sein.

In den anvisierten Imagegewinnen liegt allerdings eine strukturelle Begründungsschwierigkeit. Die gute Tat des Sponsorings verschafft zwar Anerkennung für den freiwillig geleisteten Beitrag zur Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme. Das macht es für Unternehmen attraktiv, diese Imagegewinne anzustreben. Strebt man sie aber offensichtlich an, kann leicht der Eindruck entstehen, man möchte aus den Problemen auch noch Gewinn für sich ziehen, was dem Image wiederum abträglich ist. Die häufig zitierte Formel: ›Tue Gutes und rede darüber‹ bedarf einer Qualifizierung dahingehend, *wie* darüber geredet werden kann. So war auch empirisch zu sehen, dass die moralische Kommunikation in den Vordergrund gerückt wird, während die eigenen Gewinne unbenannt bleiben. Eigene Kostenreduktionen, Steuerersparnisse oder Umsatzsteigerungen werden nirgends (öffentlich) aufgelistet oder gar mit den proklamierten Wohltaten verrechnet.

Exemplarisch wurde das Tafelsponsoring von Rewe untersucht, das vom Unternehmen als Nachhaltigkeitsengagement präsentiert wird. Die Nachhaltigkeitsrahmenung bot das Potenzial, die Bezugspunkte des Engagements den ökonomischen Gewinnstrategien überzuordnen. Empirisch zeigte sich allerdings, dass Nachhaltigkeit im Wesentlichen selbst als ökonomische Strategie in Erscheinung tritt. Strukturell ist Ökonomie dann nicht ein Aspekt nachhaltiger Entwicklung neben anderen, insbesondere neben Ökologie und Sozialem. In den Daten von Rewe fand sich vielmehr ein Verständnis, das Nachhaltigkeit auf eine schwächere Position neben die Ökonomie setzt. Dabei rückt erstere in ein Verhältnis der moralischen Kür zu den unumstößlichen ökonomischen Wachstumsinteressen und zwar mit dem Ziel, als Mittel zum Zwecke des Wachstums zu fungieren. Dabei ist sicher zu berücksichtigen, dass Grundlage der Analyse bestimmte Daten zu einem bestimmten Zeitpunkt waren (Nachhaltigkeitsbericht 2008, Internetauftritt mit Stand zum Januar 2010) und dass sich bei Rewe selbst der Anspruch findet, das Nachhaltigkeitsengagement weiter zu entwickeln (vgl. Nachhaltigkeitsbericht: 14). Es wurden zudem nicht die gesamten Nachhaltigkeitsaktivitäten untersucht, sondern das offerierte Nachhaltigkeitsverständnis sowie das Beispiel des Tafelsponsorings als einem, allerdings zentralen Nachhaltigkeitsengagement. In der Analyse stand nicht die Vielzahl von Engagements

im Fokus des Untersuchungsinteresses, sondern die strukturelle Einsicht in Modus und Selbstverständnis des Tafelengagements. Selbstverständnis ist dabei nicht individuell gemeint, sondern als das in dokumentierten kollektiven Texten kommunizierte: nicht individuelle Motive, sondern Kommunikationsstrukturen wurden untersucht. Diesen können zweifellos kontroverse Auseinandersetzungen und individuelle Differenzen zugrunde liegen.

Auf individueller Ebene können Begründungsschwierigkeiten durchaus konflikthaft erfahren werden (vgl. auch Selke 2008: 77). Als Beispiel kann die Interviewaussage eines leitenden Angestellten eines regionalen Filialbäckereiunternehmens dienen. Darin wird thematisiert, wie die hohen Überschüsse an Backwaren entstehen, nämlich vor allem dadurch, dass auch zum Ladenschluss hin noch ein großes Angebot verfügbar gehalten wird. Wenn eine breite Auswahl angeboten wird, bleibt das nicht gewählte Angebot zurück.

»Wenn wir als Untermieter [von Filialen bei Handelsketten, S.L.], die verlangen bis zum Schluss (.) möglichst perfekte Warenpräsentation zu haben, was im Frischebereich Irrsinn ist, aber es ist so. Und wir haben natürlich auch selber den Anspruch an uns, also du kannst, äh, wirklich nur (.) gut verkaufen, wenn du eine entsprechende Warenpräsentation oder (.) ideale Ware noch ab den späteren Stunden hast.«

Äußere Ansprüche (*»als Untermieter«*; *»du kannst wirklich nur gut verkaufen, wenn...«*) treffen auf die eigenen (*»selber den Anspruch«*), und dies steht einer Einschätzung des Geschehens insgesamt gegenüber, das nur als pathologisch zu beschreiben ist (*»Irrsinn«*). Dennoch wird praktisch genau das vollzogen, indem dem *»gut verkaufen«* der Vorrang eingeräumt wird.

Daran ist schließlich zu erkennen, dass das Tafelsponsoring keine Impulse setzen kann, die Überschüsse zu reduzieren. Denn die Überschusserzeugung geschieht nach einer Marktlogik, auf die die Tafeln in ihrer üblichen Sammeltätigkeit keinen Einfluss nehmen können. Sie entlasten den *»Irrsinn«* erst dann etwas, wenn die Überschüsse bereits entstanden sind (vgl. Kapitel IV 5.2). Der Backwarenverkäufer sagt dazu: *»Wir machen's gerne, wir sind froh, dass die Ware nicht äh komplett (.) im Container landet«*. Als Alternative führt er aber auch Altbrotläden an, die Waren des Vortags zu geringem Preis verkaufen. Sie werden von ihm in ihrer Ausrichtung in die Nähe der Tafelaktivitäten gerückt. Obwohl in Altbrotläden eingekauft, nicht Gesammeltes abgeholt wird, ist diese Nähe dennoch gegeben. Auch Altbrotläden setzen am Ende an, also dort, wo die Überschüsse bereits vorliegen. Sie tragen auch nicht zu solidarischeren Verhältnissen bei, sondern differenzieren die Statusverhältnisse nach unten: für die kaufkräftige Kundschaft wird die *»perfekte Warenpräsentation«* angestrebt,

während Altbrotläden, so heißt es im Interview, »in bestimmten Stadtvierteln sehr stark angenommen« werden. Sie kommen nur für die mit geringen Finanzen ausgestattete Kundschaft in Frage, die allerdings im Vergleich zu den Tafelnutzenden tatsächlich noch Kundschaft ist.

Für Rewe zeigten die Analysen ebenfalls keinerlei Hinweise darauf, dass das Tafelengagement zur Vermeidung von Überschüssen beitragen könnte. Jedenfalls ließen sich im Sinne der moralischen Kommunikation, die die guten Taten, aber nicht die eigenen Gewinne auflistet, in dieser Hinsicht keine Erfolge – keine guten Taten – verbuchen: würde es Überschussreduktionen geben, wären sie präsentiert worden.

VII Schluss

Die Tafeln erscheinen heute als ein widersprüchliches und umstrittenes Phänomen. Wenn selbst eine Bundesministerin als Schirmherrin der Tafeln bei Gelegenheit äußerte, dass es solcher Unterstützung in einem reichen Land wie der Bundesrepublik nicht bedürfen sollte, dann widerspricht diese Form der Wohltätigkeit offensichtlich grundlegenden, bislang gültigen gesellschaftlichen Selbstverständnissen. Dennoch war die öffentliche Wahrnehmung der Tafeln lange Zeit eine beinahe uneingeschränkt positive, die sich vor allem auf das freiwillige Engagement der Tafelaktiven stützte. Daran schließt die Selbstdarstellung der Tafeln bis heute ganz überwiegend an, konzertiert von ihren Sponsoren und prominenten FürsprecherInnen. Seit der Sozialreportage von Selke (2008) und Statements von Wohlfahrtsverbänden (vgl. Neher 2008) dringt aber auch die »andere Seite« des gesellschaftlichen Selbstverständnisses in die öffentliche Kommunikation. Im Wesentlichen wird es dabei für nicht akzeptabel gehalten, dass Gesellschaftsmitglieder sich mit einer Form von Unterstützung konfrontiert sehen sollen, die sich aus unverbindlichen Leistungen in Form überschüssiger, sonst unverkäuflicher Lebensmittel zusammensetzt. Kritisch wird daran zum einen gesehen, dass diese Unterstützung keine ausreichend verbindliche und gegebenenfalls einklagbare Rechtsbasis hat; zum anderen, dass sie aus Sachmitteln besteht, auf die die Unterstützten keinen Einfluss haben, statt dass sie auf der Basis von Geldleistungen selbst über ihren Einkauf verfügen können. Mit solcher Kritik wird nicht nur aus Geberperspektive das wohltätige Engagement bei der Beurteilung berücksichtigt, sondern auch und vor allem die Konsequenzen für die, die unterstützt werden sollen.

Solange es sich bei Tafeln um vereinzelte Initiativen handelte, konnte man sicher sein, dass es sich bei ihren Angeboten um zusätzliche handelte, die keinen Einfluss auf die im Übrigen garantierten sozialstaatlichen Sicherungen haben. Heute werden aber laut Angaben des Bundesverbands der Tafeln etwa 1,3 Millionen Menschen erreicht; hinzu kommen die Ungezählten, die ähnliche Angebote

anderer, nicht im Bundesverband organisierter Initiativen nutzen. Heute gibt es – im Wortsinne – ausgebaute Infrastrukturen der Tafelaktivitäten, die zum Teil ihrerseits von administrativer Seite unterstützt werden (vgl. IV 5.4), und Sozialbehörden verweisen ihre Klientel für weitere Unterstützung auf die Tafeln. Blickt man über die Landesgrenzen hinaus, wird sichtbar, dass tafelähnliche Initiativen, vor allem in Form von *Food Banks*, bereits zum festen Bestandteil vieler Überflussgesellschaften geworden sind und die Ausbreitung der *charitable food assistance* in globalen Dimensionen unaufhaltsam voranzuschreiten scheint. Zwar wird gelegentlich noch die Frage aufgeworfen, ob Tafeln und ähnliche Initiativen wieder überflüssig werden sollten oder könnten oder ob sie sich gar selbst wieder überflüssig machen können oder sollen. Faktisch ist diese Frage aber bis auf weiteres bereits entschieden. Zu sehr hat sich dieses wohltätige Sammeln und Verteilen überschüssiger Lebensmittel bereits etabliert und zu sehr hält die weltweite Ausbreitungsdynamik nach wie vor an. Aber auch im Selbstverständnis der Initiativen sieht man sich in der Regel als Teil der Lösung und ist folglich mehr am eigenen Wachstum als an Alternativen orientiert. Die Umbenennung der größten US-amerikanischen *Food Bank*-Organisation von »Second Harvest« in »Feeding America«, 2008, ist dafür ebenso ein Beispiel wie die Äußerung des Bundesvorsitzenden in Deutschland, dass die Tafeln als »notwendiger Teil unseres Sozialsystems« anzusehen seien (vgl. IV 4.2).

Dass sich diese Expansion von einer lokalen Initiative zu einer transnationalen Dynamik durchsetzen konnte, folgte keinem großangelegten Masterplan, der nur noch vollzogen werden musste. Im Zuge der Entwicklung selbst konnten sich allerdings verschiedene Motive und Interessen daran knüpfen: die AktivistInnen finden eine Möglichkeit Gutes zu tun, etwas zu bewegen und sich zu engagieren; UnternehmerInnen können sich als gesellschaftlich verantwortlich präsentieren, in sozialer Hinsicht innovativ sein und dabei die vorhandenen Überschüsse verwerten; PolitikerInnen und Prominenz können eine gute Sache sowie ganz allgemein das Freiwilligenengagement der Zivilgesellschaft unterstützen; Tafelnutzende sehen eine günstige Gelegenheit Geld zu sparen und dabei vielleicht auch andere Menschen zu treffen. Aber obwohl alle etwas davon haben, zeigt die Bilanz für einige, nämlich die Tafelnutzenden, eine Verschlechterung der sozialen Position – und auch in ökologischer Hinsicht sind keine Vorteile zu sehen. Das Zusammenspiel der Akteure ist im Folgenden zu resümieren (1). Es ist zugleich Teil umfassenderer Entwicklungen, die hier in überflussgesellschaftlicher Perspektive untersucht wurden (2).

Mit der vorgelegten Studie konnten die Tafeln im Zusammenhang mit Tafelnutzenden und Sponsoren untersucht werden. Neben vertiefenden Studien zu diesen

Akteursgruppen werden weitere Untersuchungen in verschiedenen Richtungen das Verständnis der Tafeln und ähnlicher Initiativen sowie der mit ihnen verbundenen gesellschaftlichen Entwicklungstrends befördern. Zum einen ist das die genauere Analyse der transnationalen Entwicklungen, die hier nur im Ansatz geleistet werden konnte (Kapitel IV 5.4). Damit sind Erkenntnisse zum Wandel transnationaler Ungleichheitsverhältnisse zu erwarten und neue entwicklungspolitische Fragen aufgeworfen. Darüber hinaus würde das Einbeziehen weiterer Akteursgruppen die zeitdiagnostischen Einsichten auf eine breitere empirische Basis stellen. Dabei ist zuerst an die genauere Analyse der Rolle von Sozialpolitik und -administration zu denken, aber auch an die der KonsumentInnen im ›flexiblen Überfluss‹ sowie an ›Vernetzungen‹ mit anderen Verbänden und Bewegungen. Drittens bietet die weitere Untersuchung der Differenzierungen der Tafelaktivitäten (vgl. Kapitel IV 5.3) Einblicke, ob und wie sich die Tafeln selbst wandeln und inwiefern sich darin Verschiebungen zwischen Protest- und Charity-Optionen abzeichnen. Außerdem kann an die im Methodik-Kapitel skizzierten Analysen angeschlossen werden, die sich mit der ›Ding-Konstituiertheit‹ der Tafelpraxis befassen. Das ermöglicht unter anderem Erkenntnisse, inwiefern der Infrastrukturausbau der Tafeln Sachzwänge schafft oder auch neue Gestaltungsmöglichkeiten bei der Transformation des Engagements eröffnet. Schließlich wäre, quer zu den genannten Punkten, die Analyse der ökologischen Aspekte der Tafelaktivitäten lohnend.

1 ZUSAMMENWIRKEN VON TAFELN, TAFELNUTZENDEN UND SPONSOREN

Die Tafeln, die Tafelnutzenden und die Sponsoren lassen sich analytisch als eigenständige Akteursgruppen betrachten und wurden in den vorangegangenen Kapiteln auch in dieser Weise rekonstruiert. Das hat sich in der Sache bewährt, sollte aber nicht vergessen machen, dass es sich um in sich recht heterogene Akteurskonglomerate handelt, zwischen denen es zudem Übergänge gibt. Eine Vielzahl von Lebenswegen führt zur Tafel, auf Seiten der Nutzenden ebenso wie auf Seiten der Tafelaktiven. Aus der Nutzung heraus finden einige einen Zugang, in unterschiedlicher Weise zur Tafelarbeit beizutragen, bis hin zu geförderten Jobs – und gegebenenfalls von dort zurück zur Tafelnutzung. Die lokalen Tafeln variieren in beträchtlichem Maße in ihrer Größe, Aktivitätsvielfalt und ihrer Kooperationsbereitschaft mit anderen Initiativen oder Organisationen. Lokale Initiativen werden zum Teil von UnternehmerInnen gegründet (wie auch die erste Tafel in Deutschland). Die sponsernden Unternehmen kommen nicht nur

aus dem Lebensmittelbereich und reichen von kleinen lokalen Betrieben bis zu international operierenden Konzernen. Sie kommen auf die Tafeln zu oder werden von diesen angefragt; sie formulieren mitunter mehr oder weniger genaue Erwartungen daran, was mit ihren Spenden geschehen soll (vgl. Selke 2008: 72ff.) oder welcher Umgang damit eingehalten werden muss (z.B. Hygiene); als *board members* nehmen sie Einfluss auf die Geschicke von *Food Banks* (vgl. VI 2.1). Oder aber sie überlassen alles ganz den freiwillig Engagierten in den Initiativen.

Überblickt man noch einmal die empirischen Ergebnisse, dann sind für das Verständnis der Tafeln zwei Punkte besonders relevant. Erstens speisen sich die Initiativen aus zwei Quellen, nämlich sozialem Protest einerseits und Charity-Konzepten andererseits. Die eine entspringt einer Empörung über soziale Zustände, die als Missstände wahrgenommen werden. Die andere bezieht sich auf ein einfaches und viel versprechendes Konzept des Sammelns und Verteilens als Engagementmöglichkeit. Beide können eng verknüpft sein, doch ist eine analytische Unterscheidung wichtig. Die eine versteht sich nämlich selbst als politische und lenkt den Blick auf die Probleme. Letztere betrachtet dagegen Politik als etwas anderes, auf das man höchstens im Sinne von Zuständigkeiten verweisen kann; außerdem bleibt der Problembezug recht abstrakt, während die eigenen (möglichst quantifizierbaren) Aktivitäten und ihre öffentliche Darstellung in den Vordergrund rücken. Diese letztere Ausrichtung hat sich bei den Tafeln als dominierende durchgesetzt. Zu sehen ist das vor allem daran, dass es bei den Tafeln nach fast zwanzig Jahren nur wenig und recht abstraktes Wissen über die Nutzenden gibt, während andererseits immer aufwendigere Infrastrukturen des Engagements etabliert und viele Anstrengungen für die öffentliche und prominenzgestützte Selbstdarstellung aufgebracht wurden. Im Wesentlichen bestimmt die Gebersicht das Tafelengagement, nicht Fragen nach problemangemessenen Mitteln und Wegen.

Den zweiten zentralen Punkt zum Verständnis der Tafeln bilden die rekonstruierten Problembezüge des Tafelengagements, die darin angelegten strukturellen Widersprüche und die Umgangsweisen der Tafeln damit. Als zentrale, wenngleich häufig implizit bleibende Anliegen wurden in der Analyse die Reduktion von Überschüssen einerseits und die Verminderung von Armut und Ausgrenzung andererseits herausgestellt. In der öffentlichen Wahrnehmung und im Selbstverständnis dominiert die zweite Seite. Ein Großteil der Tafelarbeit findet auch unter dem Dach von Sozialverbänden statt, während die Kooperation mit Umwelt- (oder auch Verbraucher-)Verbänden keine sichtbare Rolle spielt. In beiden Hinsichten sind aber Ziele und Mittel in sich widersprüchlich. Die eigentlich zu reduzierenden Überschüsse bilden zugleich die Ressourcen, auf die sich

die Tafelaktivitäten stützen – man benötigt möglichst viel von dem, was man verringern will. Und obwohl die sozialpolitisch verfassten sozialen Sicherungen als zu gering erachtet werden, kann doch die eigene Wohltätigkeit keine verbindliche Grundlage der Unterstützung bieten oder befördern. Entscheidend, so wurde gesagt, sind aber viel weniger die strukturellen Widersprüche selbst als der Umgang mit ihnen. Solange es um Protesthandeln geht, können solche Widersprüche demonstrativ gewendet werden, jedenfalls für eine gewisse Zeit. Die Protestbotschaft ist dann: ›Seht her, hier werden massenhaft Lebensmittel (Ressourcen, Energie) vernichtet, die einer Tafel würdig wären!‹ Und in sozialer Hinsicht: ›Seht her, zugleich gibt es Menschen, denen ein Platz an der gesellschaftlichen Tafel verwehrt wird, die vom gesellschaftlichen Reichtum ausgeschlossen werden!‹ Ein Protesthandeln würde freilich bedeuten, dass man sich letztlich gegen die Ursachen der skandalisierten Missstände wenden und das eigene Protesthandeln weiter entwickeln muss.

Wird dagegen das Tafelengagement des Sammelns und Verteilens von Überschüssen bereits an sich als Beitrag zur Problemlösung betrachtet, dann müssen die Widersprüche ausgeblendet werden: wenn das Sammeln von Überschüssen zu wohlütigem Zwecke schon als Reduktion verstanden wird, ändert sich an der Überschusserzeugung nichts oder befördert sie sogar; wenn das Verteilen der Lebensmittel schon als Verringerung von Armut und Ausgrenzung aufgefasst wird, werden die sozialen Rechte der Nutzenden nicht gestärkt oder sogar geschwächt. Tafelengagement als Beitrag zur Problemlösung ist freilich die faktisch dominierende Ausrichtung der Tafelpraxis. Die Widersprüche auszublenden heißt aber nicht, dass die strukturellen Konflikte vermieden werden können. Vielmehr muss ein Preis dafür entrichtet werden: Man beraubt sich benennbarer Zielsetzungen sowie der Fähigkeit zu fragen und zu diskutieren, welche Mittel problemangemessen und was geeignete Beurteilungskriterien dafür sind. Stattdessen wird das eigene Programm vollzogen und möglichst quantitativ gesteigert, weil allein diese Steigerung ›Erfolgskriterien‹ liefern kann. In diesem Zusammenhang kommt es auch zur verzerrten Problemwahrnehmung, die die Lage der Unterstützten in unrealistischer Weise zu ›Hungerproblemen‹ dramatisiert (Kapitel I 3, vgl. Lorenz 2011). Das hat den Vorteil, dass die Tafeln und *Food Banks* – zusammen mit ihren Sponsoren – nun scheinbar genau das anbieten, was dringend benötigt wird, nämlich Lebensmittel. Und es liefert die moralische Legitimation dafür, dass die eigenen Aktivitäten immer weiter fortgesetzt und möglichst ausgeweitet werden müssen, denn man darf Menschen schließlich nicht hungern lassen. Auch im zweiten Punkt ist die Konsequenz also, dass die eigenen Prioritäten die Engagementpraxis bestimmen und nicht die Auseinandersetzung mit den Problemen.

Das heißt wiederum nicht, dass diejenigen, die die Tafeln nutzen, davon nichts hätten. Warum sollten sie sonst hingehen? Im Gegenteil gehört zu einer Gesamtbilanz zweifellos die Feststellung, dass es Menschen gibt, die gerne zu ›ihrer‹ Tafel gehen. So war es etwa im Fall von Frau G. zu sehen (Kapitel V 2). Zugleich wurde aber auch die Einschränkung sichtbar, dass die Tafel dabei die Wahl mangels besserer Alternativen bleibt. Andere soziale Integrationsformen, insbesondere ein reguläres Arbeitsverhältnis oder/und eine finanziell verbesserte sozialstaatliche Absicherung, würden der Tafel vorgezogen werden.

Als *Tafelnutzung als kalkulierte Option* und *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* wurden die beiden typischerweise wichtigsten Zugänge zu den Tafeln charakterisiert. Damit verbinden sich die zentralen Nutzungsmotive. Zum einen erlaubt die Tafelnutzung Einsparmöglichkeiten und deshalb eine Entlastung des Haushaltsbudgets. Quantitativ dürfte dieser Zugang der bei weitem überwiegende sein. Mit dem Geld, das nicht für Lebensmittel ausgegeben werden muss, kann kalkuliert werden; es steht für andere Ausgaben zur Verfügung. Das darf aber nicht als ›Konsumfreiheit‹ missverstanden werden. Es sind immer noch Ausgaben damit zu bestreiten, die als grundlegender Lebensstandard gelten müssen (im Beispiel Frau K.s das Kinderbett) oder als soziale Anforderung, Konsumstandards einzuhalten (z.B. die Kleidung der Schulkinder). Zum Zweiten können die Vergemeinschaftungsoptionen genutzt werden, die sich mit den Tafeln verbinden. Wenn der Arbeitsmarkt als Integration ausfällt und nicht genügend finanzielle Mittel zur Verfügung stehen, um sich auf mit Konsum verknüpfte Weisen (im Café, im Sportclub, dem Kulturverein, via Reisen...) sozial anzuschließen, dann kann die lokale Tafel einen Ort bieten, um sich zu treffen und vielleicht darüber hinaus noch nützlich zu machen. Im Falle Frau G.s war zu sehen, dass es bestimmter Vorbedingungen bedurfte, damit solche Begegnungen nicht durch Scham und offensichtliche Asymmetrien in der Wohltätigkeitsbeziehung verstellt werden. Neben der eigenen Aktivität, die Frau G. selbst partiell in eine relative Geberrolle versetzte, war das vor allem ihr (Miss-)Verständnis einer Anspruchsberechtigung auf den Zugang zur Tafel. Die vermeintliche Rechtsbasis schließt die Vergemeinschaftungs- und Mitwirkungsmöglichkeit nicht etwa aus, sondern geht ihr voraus.

Wer nur sparen und dafür möglichst anonym die Lebensmittel abholen möchte, vermeidet gerade Zugehörigkeit. Umgekehrt kann die Nutzung der Tafelangebote aber auch in Abhängigkeit davon stehen, dass man sich erst einmal als zur Tafel oder zu den ›Tafelgängern‹ zugehörig wahrnehmen kann. *Kalkulierte Option* und *aktive Zugehörigkeit* bieten deshalb eigenständige Zugangsweisen, die aber faktisch als polare Ausprägungen auf einem Kontinuum zu verstehen sind, sich also in der Praxis keineswegs ausschließen. Empirisch kann

man davon ausgehen, dass vielfältige Verknüpfungen zwischen diesen Zugängen anzutreffen sind. Diese können von der wöchentlichen Unterhaltung in der Warteschlange beim Abholen der Lebensmittel über den regelmäßigen ›Mittagsstammtisch‹ bis zur eigenen Beteiligung an den Tafelaktivitäten reichen.

Seitens der Tafeln, so zeigten die Analysen der Solidaritätsverständnisse (vgl. IV 5.1), gibt es durchaus einen Sinn für die der Tafelnutzung zugrunde liegenden sozialen Probleme. Abzulesen war das an den Bezeichnungen Tafel-›Kunden‹ und, der weit weniger genutzten, Tafel-›Gäste‹. ›Gäste‹ steht für das Vergemeinschaftungsmotiv, für die Versammlung an der gemeinsamen Tafel, an der Essen und Zusammensein geteilt werden. ›Kunden‹ macht darauf aufmerksam, dass die Tafelnutzenden eigentlich in der Lage sein sollten, ihren Lebensbedarf als KonsumentInnen zu erwerben, dass sie also, wie alle anderen Gesellschaftsmitglieder auch, über den Markt integriert sein sollen. Obwohl sich in diesen Bezeichnungen ein normatives Problembewusstsein ausdrückt, stellt sich praktisch doch das Problem, dass die Tafelnutzenden eben weder Gäste noch Kunden sind. Sie kommen nicht aus festlichem Anlass und würden, wenn sie einen gesicherten Konsumenten-Status hätten, in den Supermarkt statt zur Tafel gehen. Es bleibt also erst einmal ungeklärt, wie die normativen Ansprüche bei der Tafel umzusetzen sind. Eine dritte, pragmatische Sicht tendierte eher dazu, genaue Bezeichnungen zu vermeiden.

Tatsächlich ist es so, dass in Bezug auf eine problemangemessene Unterstützung sowohl das pragmatische Verständnis etwas für sich hat als auch die normative Sichtweise (in den Varianten ›Kunden‹ und ›Gäste‹) – wie gleichwohl beide je für sich genommen nicht ausreichen. Die pragmatische Sicht belässt die Gründe der Tafelnutzung grundsätzlich den Nutzenden selbst, was denen ihre Autonomie belässt und ihnen keine normativ überzogenen Rollen vorschreibt. Als Effekt stellte sich aber ein, gerade weil die normative Auseinandersetzung vermieden wurde, dass die Nutzenden nur noch als zu versorgende Bedürftige erschienen. Die normativen Sichtweisen, wie sie im Kunden- und Gästebegriff zum Ausdruck kommen, bergen in sich dagegen eine hohe Sensitivität für die zentralen Problemlagen der Tafelnutzenden und damit Protestpotenzial. Allerdings wird diese Sicht zum Problem, wenn daran orientiert die Beziehung zwischen Engagierten und Nutzenden an der Tafel tatsächlich als Kunden- oder Gästebefehung behauptet wird. Dann wird, wie oben bereits diskutiert, die Tafelaktivität selbst als angemessene Antwort, das heißt als Problemlösung, angesehen. *Problemwahrnehmung und Lösungsbeiträge müssen aber bei den Tafeln auseinander fallen.* Wenn die Probleme darin gründen, dass die Nutzenden über keinen adäquaten Marktzugang, weder zu Arbeit noch zu Konsum, und keine ausreichende Rechtsbasis verfügen, dann sind diese Probleme mit dem

Sammeln und Verteilen von Lebensmitteln nicht zu lösen. Sie können dadurch sogar verstärkt werden, weil separierte Versorgungsstrukturen geschaffen und etabliert werden, denen gerade die Rechte- und Marktbasis fehlt. Letztlich wäre ein Sinn für die (unterschiedlichen) zentralen Probleme der Nutzenden zu kombinieren mit pragmatischer Unterstützung. Das schließt unmittelbare Hilfen, die die Haushaltskasse entlasten, nicht aus, aber darüber hinaus müssten auch strategische, längerfristige und advokatorische Aktivitäten der Tafeln darunter fallen, die zugleich Vergemeinschaftungsoptionen beinhalten können.

Einer solchen Sicht steht einmal mehr die falsche und vereinfachende Dramatisierung zu ›Hungerproblemen‹ im Wege. Diese motiviert die Konzentration auf Logistik und Maximierung des Umsatzes statt des Eingehens auf die Anliegen der Nutzenden. Diese Anliegen lassen sich typologisch recht allgemein begreifen, wie die Ausführungen oben zeigen können. Auf dieser Basis lassen sich geeignetere von ungeeigneteren Mitteln differenzieren. Letztlich kann aber praktische Unterstützung immer nur vermittelt über die Besonderheiten der Nutzenden geleistet werden, vor allem entlang der Frage, wie viel anonyme Nutzung versus Partizipationsmöglichkeit gewünscht und möglich ist. Eine Vermittlung von Pragmatismus und normativen Ansprüchen kann deshalb nur in der Begegnung vor Ort ausgehandelt und umgesetzt werden, verweist dabei aber zugleich auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen: die Ausgrenzungsprobleme wie auch die Integrationsstandards, an denen die Unterstützungen zu bemessen sind.

Soweit wurden die Tafeln, die Tafelnutzenden und ihr Zusammenwirken rekapituliert. Nun sind die Sponsoren einzubeziehen. Bei diesen wurde eine Faszination für das einfache Tafelkonzept beobachtet, das Zuviel zu denen zu transferieren, bei denen zu wenig ist. Dabei bleibt das Problembewusstsein jedoch abstrakt. Dass solche Unterstützung letztlich eine hilfreiche sei, wird zwar unterstellt, Armut und Ausgrenzung sind aber nach Datenlage kein Gegenstand genauerer Prüfung. Bestenfalls verlässt man sich dabei auf die Tafeln. Noch weniger wird die andere Seite der Tafelanliegen aufgegriffen, nämlich Überschüsse zu reduzieren. Im Grunde müsste es Sache der Unternehmen sein, angeregt durch die Tafeln, Überschüsse zu reduzieren. Die Überschusserzeugung folgt aber Marktregeln, auf die das Tafelengagement üblicherweise keinen Einfluss ausübt. Nur individuell verspricht das Sammeln bei UnternehmerInnen eine gewisse Entlastung, weil gute, wenngleich unverkäufliche Lebensmittel nicht vernichtet werden müssen.

Im Übrigen stehen die Gewinne des Tafelsponsorings im Vordergrund, die insbesondere in Steuervorteilen durch Spenden, Verringerung des Entsorgungsaufwands und bei einigen Sammelformen auch in Umsatzsteigerungen bestehen.

Diese Gewinne werden allerdings nirgends aufgelistet. Die Kommunikation des sponsernden Engagements steht vor dem Problem, dass die gute Tat zwar Imagegewinne verspricht. Würde man aber die eigenen Vorteile transparent gegenrechnen, könnte der Eindruck entstehen, dass von den gesellschaftlichen Problemen noch profitiert werden soll. Genannt werden solche Gewinne deshalb nicht konkret, sondern höchstens allgemein nach der Formel: alle haben etwas davon, wir auch – ohne allerdings den Gewinn dieser Unterstützungsform für die wohltätig Bedachten gegenüber anderen, insbesondere sozialstaatlichen Unterstützungen, zu belegen. Freilich kann dann diese Intransparenz, dass die moralisch kommunizierte Tat die eigenen Vorteile nicht benennt, erst recht für unglaubwürdig gehalten werden. Interessant wäre es deshalb allemal, wenn Unternehmen, zum Beispiel in Nachhaltigkeitsberichten, solche Gesamtrechnungen präsentieren würden. Der moralische Gewinn würde dadurch zwar vermindert, aber es würde das Niveau der Debatten um gesellschaftliche Probleme heben und könnte im Sinne der Glaubwürdigkeit die Anerkennung von Unternehmensbeiträgen auf andere Weise durchaus befördern.

Was Tafeln und sponsernde Unternehmen bislang verbindet, sind zum einen die je eigenen Vorteile, die sich aus dieser Kooperation ergeben. Darüber hinaus ist es die geteilte Faszination für ein vermeintlich einfaches, innovatives und effektives Hilfskonzept. So ist es kein Zufall, dass man sich auch in der Kritik trifft, die eine Staatskritik ist – und beispielsweise keine Unternehmens-, Konsum- oder Kulturkritik, abgesehen vielleicht von der Kritik an der ›Wegwerfgesellschaft‹. Bei der institutionalisierten Politik wird die Verantwortung für Armut und Ausgrenzung gesehen. Einer Kooperation mit politischer Prominenz steht das aber nicht im Wege. Vielmehr werden solche Kooperationen als eigener Erfolg gegenüber der Politik gewertet, dass diese nämlich das wohltätige Engagement damit anerkennt (vgl. IV 4.2). Und so wird eine wohltätige Engagementform aufgewertet und in Konkurrenz zur sozialstaatlichen Unterstützung gerückt, die eigentlich die Sozialpolitik als unzureichend kritisieren wollte. Das freiwillige und unternehmerische Handeln wird als dem staatlichen gegenüber überlegen präsentiert.

Sicher, die Tafeln sind nicht angetreten den Sozialstaat abzuschaffen (können das auch gar nicht), sondern um zu helfen. Dennoch gibt es Zusammenhänge zwischen den sozialstaatlichen Entwicklungen und der Verbreitung der Tafeln. In einer Zeit, in der der Sozialstaat in Verruf geriet, weil er zu bürokratisch, zu teuer, zu autoritär und zu unflexibel sei, erfreuten sich die Tafeln wachsender Beliebtheit. Es stellt sich aber die Frage, ob mit ihrer Engagementform Antworten auf die Kritiken am Sozialstaat gefunden sind. Für die Sozialkassen ist es wohl billiger, wenn Überschüsse von Freiwilligen verteilt werden. Unbürokra-

tisch ist das auf den ersten Blick gewiss auch, allerdings bedarf dieses Engagement ebenfalls einer Infrastruktur, die nun offensichtlich ihrerseits ständig ausgebaut wird und weiter wuchert. Bei der Autorität ist der Gewinn noch fraglicher: Der Sozialstaat soll allen auf rechtlich verbindlicher Basis gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen. Die Tafeln agieren dagegen vielleicht mitfühlend, aber doch paternalistisch: Abgesehen davon, dass sie nur verteilen können, was gerade verfügbar ist, bleibt es immer ein freiwilliges wohlütiges Geben gegenüber recht- und letztlich einflusslosen Empfangenden. Flexibel ist diese Hilfeform auch nicht, sofern man unter Flexibilität eine problemangepasste Arbeit versteht. Das Verteilen von Lebensmitteln wird aber als Generalkonzept weltweit verfolgt und als immer passend behauptet. Gerade das simple Konzept – vom Zuviel zum Zuwenig – fasziniert als Innovation, ohne dass gefragt würde, wie sich das zu konkreten Problemen verhält. Bei aller Kritik, die man an staatlicher Unterstützung formulieren kann, ist diese doch (rechts-)verbindlicher und kann differenzierter organisiert werden¹ – aber das ist eben nicht so leicht zu haben.

Die einfache Staatskritik greift zu kurz und das stattdessen verfolgte oder behauptete unternehmerische Handeln erweist sich als Alternative als zu schlicht. Wie man dies etwa im Umweltbereich über die letzten Jahrzehnte beobachten konnte, stehen sich soziale Bewegung und staatlich-institutionelle Entwicklungen nicht einfach diametral entgegen, sondern vollziehen sich in wechselwirkender Weise. Von den Gründungen grüner Parteien, über die Einrichtung von Umweltministerien, Umweltämtern und Umweltgesetzgebungen bis zu internationalen Klimakonferenzen ist die Umweltthematik zu einem etablierten staatlichen Aktionsfeld geworden. Das macht eine Protestkultur und zivilgesellschaftliche Organisation aber keineswegs überflüssig, wie die bekannten NGOs und nicht zuletzt die neueren Atomproteste zeigen, erfordert freilich auch darin Weiterentwicklungen. Allgemeiner formuliert:

»Die Idee der ›solidarischen Bürgergesellschaft‹ (...) geht davon aus, dass sich staatliches Handeln und bürgerschaftliches Engagement nicht nur ergänzen, sondern aufeinander angewiesen sind: Der Staat braucht die Impulse der Bürgergesellschaft, die staatliches

1 Ganz in diesem Sinne lässt sich exemplarisch ein Ergebnis von Hirsland/Lobato (2010) lesen, die die im Zeichen der Flexibilisierung eingeführten Vorgehensweisen der neueren Arbeitsmarktpolitik untersuchten: »Dennoch stellt sich grundsätzlich auch die Frage, ob mehr Flexibilität, wie sie im alten Sozialhilferecht bis vor wenigen Jahren gegeben war, nicht zu bedarfsgerechteren Lösungen führen würde« (ebd.: 34). Hier ist mit Flexibilität tatsächlich der Bezug auf die zu bearbeitenden Probleme gemeint.

Handeln anregen, gegebenenfalls korrigieren, in jedem Fall aber legitimieren. Die Bürgergesellschaft braucht einen ermöglichenden Staat, der Rahmenbedingungen schafft, damit sich das gemeinsinnige Engagement von autonomen Bürgerinnen und Bürgern entfalten kann. Wesentlich ist auch die enge Verbindung von Engagement- und Demokratiepolitik (...)« (Rindt/Klein/Klein 2011: 12).

So werden auch die sozialpolitischen Entwicklungen in den Sozialverbänden viel kritischer diskutiert als bei den Tafeln, weil es hier ein stärkeres Bewusstsein für die Bedeutung der rechtlichen Verbindlichkeit sozialer Leistungen gibt – andererseits ist diese Kritik öffentlich selten zu hören und die meisten Tafelinitiativen arbeiten heute gerade unterm Dach der Verbände. Nur auf ›die Politik‹ zu zeigen und dort die Verantwortlichkeit abzuladen, wie von den Tafeln in Kooperation mit Unternehmen praktiziert, greift jedenfalls zu kurz und hat im Übrigen nur den Zweck, sich in den eigenen Aktivitäten einzurichten und sich nicht irritieren lassen zu wollen. In den Größenordnungen, in denen die Tafeln heute agieren, und vor dem Hintergrund der transnationalen Entwicklungen, in die sich die Tafeln nahtlos einfügen, kann aber längst nicht mehr plausibel behauptet werden, dass es sich um unpolitische, gesellschaftlich einflusslose Aktivitäten handelt, die bloß spontane Hilfe leisten würden.

Die Tafeln – als Gesamtphänomen und in ihrer derzeit ausgeprägten, so entwickelten Verfassung – präsentieren sich zusammen mit Unternehmen und Prominenz in einer ›großen Koalition der Helfenden‹, die den ›bedürftigen Empfängenden‹ gegenüber stehen. Sie repräsentieren deshalb mehr den gesellschaftlichen Ausschluss, als dass sie zu dessen Überwindung beitragen würden. Nach über vier Jahrzehnten des wohltätigen Sammelns und Verteilens überschüssiger Lebensmittel, davon fast zwei Jahrzehnten Tafeln in Deutschland, sind die Organisationen gewachsen, aber es ist nicht zu erkennen, dass dadurch die Überschüsse geringer wurden und Armut und Ausgrenzung vermindert werden konnten. Im Gegensatz zum eigenen Wachstum können die Tafeln in der Sache auf keine Erfolge verweisen. Ihre Inszenierung als unpolitische Größe ignoriert die gesellschaftliche Rolle, die sie faktisch spielen. In letzter Zeit hat sich der Bundesverband der Tafeln Forderungen nach einer Kindergrundsicherung und einem Mindestlohn angeschlossen. Ob diese Protestseite des Engagements doch noch einmal aufgegriffen und weiter entwickelt wird, muss prinzipiell offen gehalten werden. Ein starker Trend in diese Richtung ist momentan nicht auszumachen. Die Tafeln sind in ihrem derzeitigen Zustand als Symptom gesellschaftlicher Polarisierungsprozesse zu betrachten, aber nicht als eine Option auf die Bearbeitung von deren Überschuss- und Ausgrenzungsproblemen.

2 TAFELN IM FLEXIBLEN ÜBERFLUSS

Tafeln und ähnliche Initiativen sind ein originäres Phänomen der Überflussgesellschaften. Sie greifen auf deren systematisch hervorgebrachte Überschüsse zurück, um diese als Ressource ihrer Wohltätigkeiten zu verwenden. Auf diese Weise machen sie Polarisierungstendenzen sichtbar zwischen einer – ökologisch bedenklichen – Vermehrung des materiellen Überflusses einerseits und weiterhin vorhandener Armut andererseits. Sie knüpfen so eine praktische Verbindung zwischen den auseinander strebenden Entwicklungstendenzen von Überfluss und Ausgrenzung. Aufgabe der Studie war es, diese Verknüpfungspraxis zu analysieren, um daran einen empirisch fundierten Beitrag zur soziologischen Gegenwartsdiagnostik der Überflussgesellschaften leisten zu können.

Dazu war es überdies notwendig, auch theoretisch ein zeitgemäßes Verständnis der Überflussgesellschaften vorzuschlagen. Auch wenn ›Überflussgesellschaft‹ seit fünf Jahrzehnten ein geläufiger Deutungsbegriff der hoch industrialisierten, reichen Gesellschaften ist, ist er doch soziologisch unterbestimmt geblieben. Das empirische Phänomen des wohltätigen Sammelns und Verteilens von Lebensmittelüberschüssen regte als neuerer Umgang mit gesellschaftlichem Überfluss dazu an, über eine solche Bestimmung nachzudenken. Überfluss wird heute vor allem als Konsumüberfluss aufgefasst. Um dem untersuchten Phänomen gerecht zu werden, bestand die besondere Herausforderung darin, diesen Überfluss konzeptionell mit den zu beobachtenden Ausgrenzungen zu verbinden und auf dieser Basis die sozialen und ökologischen Konsequenzen des gesellschaftlichen Umgangs mit Überfluss im Zusammenhang betrachten zu können. Mit der Deutung des ›flexiblen Überflusses‹ beziehungsweise der ›flexibilisierten Überflussgesellschaft‹ wurde ein entsprechender Vorschlag skizziert. Zentral dafür sind die Begriffe der Wahl/Optionen, der Gestaltung und der Konflikte um Grenzziehungen.

Damit ist es möglich, eine Überflusperspektive auf die ökologischen und sozialen Probleme von (Konsum-)Überfluss und Ausgrenzung einzunehmen. Zuerst zur ökologischen Relevanz des Überflusses: Diese überrascht aufgrund des bekanntermaßen mit dem materiellen Überfluss verbundenen Energie- und Ressourcenverbrauchs nicht. Sie muss sich aber auch in der Terminologie des Deutungsvorschlags eines flexiblen Überflusses reformulieren lassen: Wie sind Grenzen der Optionenvermehrung zu ziehen und wie sind die Aushandlungen und Erkundungen ökologischer Möglichkeiten zu gestalten? Die Tafelpraxis, so zeigen es die Rekonstruktionen, nimmt auf die gesellschaftliche Überflusserzeugung keinen relevanten vermindernenden Einfluss, gestaltet also keine ökologischen Grenzziehungen. Eher erweist sie sich als moralischer Katalysator, da

erklärtermaßen nur die anfallenden Überschüsse abgeschöpft werden sollen, um sie wohl­tätig zu verwenden. Das entlastet den »Irrsinn« (leitender Angestellter eines Filialbackwarenhandels, Kapitel VI 3) gesteigerten Verbrauchs und dessen Überschussprobleme moralisch, fördert aber dadurch nicht seine Verminderung. Eher lädt es ein, »großzügig« Überschüsse bereitzustellen, um dadurch noch mehr Gutes zu tun.

Optionenverfolgung ist eine Macht- und Ressourcenfrage. Dort, wo die Optionenmehrung einiger auf Kosten der Gestaltungsmöglichkeiten anderer geht, entstehen soziale Konfliktlinien. Das schafft in der Überflusperspektive die Verbindung zu den Problemen sozialer Ausgrenzungen. Ausgrenzungen sind dann dadurch bestimmt, dass sie auf Notwendigkeit festlegen und keine Wahl lassen. Sie sind insofern ein Überflusphänomen als sie nicht aus verbreiteter Not (einer Mangelgesellschaft) resultieren, sondern eine Ungleichheitsrelation im gesellschaftlichen Umgang mit Überfluss wiedergeben. Die entscheidende Konfliktlinie verläuft in diesem Sinne zwischen denen, die Wahlmöglichkeiten haben, und denen, die keine Wahl haben. An dieser sozialen Konfliktlinie erscheinen in der gesellschaftlichen Praxis die Tafeln.

Gerade an den Tafeln war zu sehen, dass eine Mangelperspektive, die die Probleme der Tafelnutzenden als »Hungerprobleme« deutet, an der Realität vorbei geht. Die Funktion einer solchen Sicht besteht vor allem darin, die Fortsetzung und Ausweitung der Aktivitäten von Tafeln und Unternehmen/Sponsoren zu legitimieren und von einer adäquaten Auseinandersetzung mit den Problemen sowie geeigneteren Bearbeitungen abzuhalten. Die Überflusperspektive betrachtet die Tafeln dagegen als eine neuere Form des Umgangs mit dem gesellschaftlichen Überfluss. Sie wirft deshalb die Frage auf, welche Wahloptionen in der Lebensgestaltung den Tafelnutzenden durch die Tafeln eröffnet werden. Aus dieser Perspektive zeigt sich, dass die Tafeln, solange sie an einer Mangeldeutung und entsprechend behaupteter Notversorgung festhalten, die Tafelnutzenden in der gesellschaftlichen Wahrnehmung ebenfalls auf Notwendigkeit festlegen und damit Ausgrenzung reproduzieren: Tafelnutzende sind dann die, die keine andere Wahl haben als zur Tafel zu gehen.

Keine Wahl zu haben ist eine relative Bestimmung (s.a. Kapitel II) und muss deshalb für die Analyse von Ausgrenzungen konkretisiert werden. Bei den Tafeln selbst gibt es lokal mehr oder weniger ausgeprägte Wahlmöglichkeiten, sei es bei den verfügbaren Lebensmitteln, bei weiteren Tafelangeboten von anderen Sachmitteln bis zu Beratungen und bis schließlich zu Gelegenheiten, sich an der Tafelarbeit zu beteiligen. Darüber hinaus sind die Tafeln mit ihren Unterstützungsangeboten ihrerseits eine Möglichkeit, für oder gegen die sich potenzielle Nutzende entscheiden können. Das Leben der Tafelnutzenden ist nicht durch die

Tafeln allein bestimmt und hängt deshalb auch in den Möglichkeiten der Lebensgestaltung nicht einfach von diesen ab. Was im Zusammenhang mit den Tafeln ausgrenzungsrelevant wird, muss genauer bezeichnet werden, was anhand der dargelegten Interviewrekonstruktionen möglich wurde.

Ausgrenzung ist dann zum einen *ökonomisch* bestimmt, das heißt in Bezug auf Arbeit *und* Konsum. In beiden vorgestellten Fällen (Frau K. und Frau G.) handelt es sich um Menschen, die seit etwa anderthalb Jahrzehnten mit kleineren Unterbrechungen arbeitslos sind. So werden sie offensichtlich als Produzentinnen nicht benötigt, wie sie auch als Konsumentinnen nur eine marginale Rolle spielen. Im Gegensatz zur Erwerbsarbeit wird die Bedeutung des Konsumenten-Status in den Ausgrenzungsdebatten bislang nicht systematisch als solche berücksichtigt. In Gesellschaften aber, die sich in vieler Hinsicht als ›Konsumgesellschaften‹ verstehen, ist die Einschränkung des Konsumenten-Status, wie besonders am Fall von Frau K. herausgearbeitet, eine massive Ausgrenzung. Bei den Tafeln gibt es durchaus einen Sinn für die Bedeutung des Verlustes von Konsumteilhabe. Das zeigt sich insbesondere daran, dass in der Tafelpraxis Marktverhältnisse simuliert werden – indem sich Tafeln als unternehmerische Akteure (in Kooperation mit sponsernden Unternehmen) präsentieren, ›Tafelläden‹ betreiben und vor allem die Tafelnutzenden als ›Kunden‹ bezeichnen. Solche Bezeichnungen verdecken aber nur notdürftig, dass es sich eben nicht um eine Marktbeziehung handelt, sondern um Unterstützungsangebote *neben* dem Markt. Gerade die Simulation, die etwas in Aussicht stellt, was sie selbst nicht einhalten kann, demonstriert die Einschränkung des Konsumenten-Status und damit Ausgrenzung. Wäre der Konsumenten-Status nicht beschädigt, würden die Tafeln gerade nicht genutzt. Dennoch an einer solchen Simulation festzuhalten kann sogar, wie bei Frau K. zu sehen, zu zusätzlichen Demütigungen führen. Zwar ließ sich auch zeigen, dass Tafelnutzende ihren Konsumenten-Status indirekt dadurch stützen können, dass sie durch die Tafelnutzung an Lebensmittelausgaben sparen und so über etwas mehr Geld verfügen können. Der Preis dafür ist freilich, gewissermaßen einmal wöchentlich die Pforten der Ausgrenzung zu passieren.

Mit dem weitgehenden Verlust ökonomischer Teilhabe gehen zudem Bezüge zum öffentlichen Leben verloren. Dennoch bewegen sich Frau K. und Frau G. in sozialen Beziehungen, die sich für letztere freilich dadurch reduzieren, dass die Kinder mittlerweile erwachsen und aus dem Haus sind. Nicht zuletzt daraus speist sich ihre Suche nach Zugehörigkeit bei den Tafeln. Zugehörigkeit ist dabei freilich doppeldeutig, weil sie nicht nur als Sozialbeziehung im engeren Sinne erscheint, sondern ebenso als formal (rechtlich) fundierte. Ausgrenzungsrelevant ist deshalb zum anderen der *Rechtsstatus*. Zugehörigkeit oder ›Überflüssigkeit‹

können auch hier nur relative Kategorisierungen sein. Schon für Simmel (1992) galt, dass gerade in modernen Staaten zumindest die Staatsbürgerschaft die armen und deshalb in vieler Hinsicht ausgeschlossenen Menschen immer noch als Gesellschaftsmitglieder einschließt. Wenngleich sich die Situation im transnationalen Wandel komplexer darstellt, gilt das heute genauso oder auf dem Stand der Sozialstaatsentwicklung sogar noch umfassender.² In diesem Sinne sind noch die in beiden rekonstruierten Fällen als Schikanen und Inkompetenzen des Arbeitsamtes erlebten Abhängigkeiten Zeichen der Inklusion. Ausgrenzungsrelevant ist deshalb vor allem die Frage sozialrechtlicher Absicherung und Teilhabeermöglichung, z.B. die Höhe der vorgesehenen Transferleistungen oder die Ausgestaltung und Konditionierung solcher Leistungen (vgl. ALG II versus Sozialhilfe bei Frau K.). Am Beispiel Frau G.s war die Bedeutung sozialstaatlicher Sicherung und Ermöglichung daran zu sehen, dass sie von ihr da vorausgesetzt wurde, wo es sie nicht gab, nämlich bei den Tafeln. Ihr Zugehörigkeitsempfinden und ihre Mitwirkung an der Tafel beruhten ganz wesentlich auf dem Missverständnis, einen sozialstaatlich begründeten Anspruch auf Tafelunterstützung zu haben. Insofern kann man sagen, dass die Tafel hier faktisch die rechtliche Absicherung ersetzt. Die Tafel ist nicht nur ein ›Ort‹ neben dem (Konsum- und Arbeits-)Markt, sondern auch neben dem Sozialstaat. Beides wird in der Tafelpraxis tendenziell verdeckt: in ökonomischer Hinsicht durch die simulierte Marktbeziehung, in rechtlicher Hinsicht durch quasi-amtliche Prüfungen und Papiere (z.B. Bedürftigkeitsprüfung, Tafelpass). Während so der Eindruck der Anspruchsberechtigung bei den Tafelnutzenden gestärkt wird, sorgt gerade diese ›Anspruchshaltung‹ bei den Tafelfreiwilligen immer wieder für Unmut und führt zu Konflikten. Daran ist zu sehen, dass die Tafeln die Last sozialstaatlicher Verbindlichkeiten nicht tragen können, sondern damit massiv überfordert sind und sich dann auf ihre Freiwilligkeit zurückziehen müssen.

-
- 2 Da die Tafeln auch von MigrantInnen genutzt werden, kann nicht selbstverständlich von der deutschen Staatsbürgerschaft ausgegangen werden, allerdings wird in der Regel eine andere Staatsbürgerschaft vorliegen. Auch ohne die deutsche ist die Situation der MigrantInnen keine völlig rechtlose, und sie haben ebenfalls Rechte im Hinblick auf sozialstaatliche Unterstützung, die aber geringere als für deutsche Staatsangehörige sind. Am geringsten ist die staatliche Integration bei Asylbeantragenden, Flüchtlingen und sogenannten Illegalen (vgl. Scherschel 2011). Ob sie insbesondere im letztgenannten Falle die Tafeln nutzen können, wird von den lokalen Gegebenheiten abhängen. Nicht zuletzt die Bedürftigkeitsprüfung anhand offizieller Bescheide und Dokumente kann dem entgegenstehen.

Sicherlich ist es nicht an der Sozialwissenschaft, von den gesellschaftlichen Akteuren irgendetwas einzufordern und darüber zu befinden, was sie zu tun und zu lassen hätten. Es ist aber auch nicht Aufgabe der Sozialwissenschaft, die Rechtfertigungen der Akteure für ihr Handeln lediglich zu bestätigen. Dagegen kann die sozialwissenschaftliche Rekonstruktion sowohl gesellschaftliche Entwicklungstrends analysieren, die eine andere Perspektive auf die Akteursaktivitäten eröffnen als sie diese üblicherweise selbst einnehmen – was nicht heißt, dass sie diese ihrerseits prinzipiell nicht ebenso einnehmen können. Und die Sozialwissenschaft kann auch Akteure an ihren eigenen Maßstäben messen. So gesehen muss die Studie damit schließen, dass eigene Ansprüche und Vorstellungen der Tafeln – strukturell gesehen und im Allgemeinen – durch ihre Aktivitäten nicht eingelöst werden. Wenn es die Ansprüche sind, mit ihrer Arbeit dazu beizutragen, dass Armut und Ausgrenzung ebenso wie Überschüsse vermindert werden, dann zeigt die Analyse, dass die Tafeln das nicht leisten können. Nicht etwa, weil sie zu wenige wären oder über zu wenige Mittel verfügen würden, sondern weil die eigenen Mittel diesen Zielen nicht entsprechen können.

Zwei Alternativen der Tafelentwicklung, die sich eher ergänzen als ausschließen, schienen im Zuge der Studie auf. Die eine wäre eine (Wieder-)Belebung der Protestoption, mit dem Sammeln und Verteilen als demonstrativem Akt auf zwei problematische Entwicklungen hinzuweisen, nämlich Überschusserzeugung einerseits und soziale Ausgrenzung andererseits. Ob das wirklich *noch* eine Option ist, ist allerdings fraglich. Zu lange schon wird beides durch die Tafeln vorgeführt, aber in einer Weise, die bislang eher den Eindruck zu vermitteln suchte, dass das Tafelengagement selbst eine eigenständige Lösungsoption für die Probleme bietet. Die zweite Alternative setzt auf die Fortentwicklung des eigenen Aktivitätsspektrums. Dafür gibt es, so war es zu sehen (Kapitel IV 5.3), durchaus einige Ansatzpunkte. Entscheidend wäre es, dafür geeignete Kriterien zu entwickeln, anhand derer sich beurteilen lässt, ob die gewählten Mittel und Wege tatsächlich zu den gesetzten Zielen führen.

Die Überflussgesellschaften bringen durch die Erzeugung immer neuer Wahloptionen an Gütern, Dienstleistungen und Sinnangeboten zugleich immer weitere Überschüsse und ökologische Belastungen hervor. Andererseits sind Menschen von Arbeit, Konsum und sozialer Sicherung so weit ausgeschlossen, dass ihnen die materielle und rechtliche Basis dafür fehlt, sich am Wählen zu beteiligen. Indem sie die Tafeln nutzen, das heißt die nicht gewählten Überschüsse, können sie ihren Lebensalltag etwas entlasten. Sie werden aber dadurch nicht in einer Weise integriert, dass sie selbst in verbesserte Wahl- und Gestaltungspositionen kommen. Die in Tafeln und ähnlichen Initiativen Engagierten sind nicht verantwortlich für gesellschaftliche Polarisierungsprozesse zu ma-

chen. Sie legen sich aber bislang auch keine Rechenschaft über die Konsequenzen ihrer Aktivitäten ab. Mit der starken Moralisierung des Engagements (»Hungerprobleme«) immunisieren sie sich vor sachlicher Kritik. Darüber hinaus verdeckt ihre Simulation von Marktbeziehungen und sozialstaatlichen Praktiken, dass beides eben durch die Tafeln nicht ersetzt werden kann. Letztlich ist aber weniger die Frage entscheidend, welche Gesellschaft die Tafeln wollen – oder ungewollt befördern –, als vielmehr die Frage, ob und welche Tafeln gesellschaftspolitisch gewollt sind. Sie ist Teil der Frage nach dem gesellschaftlichen Umgang mit Überfluss.

Literatur

- Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.) 2005: Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York
- Amelung, Nina/Mayer-Scholl, Barbara/Schäfer, Martina/Weber, Janine (Hg.) 2007: Einstieg in Nachhaltige Entwicklung. Frankfurt a.M. u.a.
- Apitzsch, Birgit 2010: Flexible Beschäftigung, neue Abhängigkeiten. Projektarbeitsmärkte und ihre Auswirkungen auf Lebensverläufe. Frankfurt a.M./N.Y.
- Bähr, Christine/Bauschmid, Suse/Lenz, Thomas/Ruf, Oliver (Hg.) 2009: Überfluss und Überschreitung. Die kulturelle Praxis des Verausgabens. Bielefeld
- Barlösius, Eva 1995: Lebensstilanalyse und arme Lebenssituationen. In: Barlösius, Eva/Feichtinger, Elfriede/Köhler, Barbara M. (Hg.): 306-327
- Barlösius, Eva 1999: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. Weinheim/München
- Barlösius, Eva/Feichtinger, Elfriede/Köhler, Barbara M. (Hg.) 1995: Ernährung in der Armut. Gesundheitliche, soziale und kulturelle Folgen in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin
- Bauman, Zygmunt 2003 (2000): Flüchtige Moderne. Frankfurt a.M.
- Bauman, Zygmunt 2007: Consuming Life. Cambridge/Malden
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich 1996: Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: 19-112
- Beck, Ulrich 2008: Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen: Soziologische Aufklärung im 21. Jahrhundert. Eröffnungsvortrag zum Soziologentag ›Unsichere Zeiten‹ am 6. Oktober 2008 in Jena. Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott 1996: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich/Poferl, Angelika (Hg.) 2010: Große Armut, großer Reichtum. Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheit. Berlin

- Beckenbach, Frank/Hampicke, Ulrich/Leipert, Christian (Hg.) 2007: Soziale Nachhaltigkeit. Marburg
- Becker, Maike 2010: Welche Bedeutung haben Tafelangebote für Kinder? In: Lorenz, Stephan (Hg.): 81-90
- Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.) 2006: ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld
- Berner, Maureen/O'Brien, Kelley 2004: The shifting pattern of food security support: Food stamp and food bank usage in North Carolina. In: Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly 33: 655-672
- Bertelsmann Stiftung 2010: Soziale Gerechtigkeit in der OECD – Wo steht Deutschland? Sustainable Governance Indicators 2011. Gütersloh, http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-D4A66BD1-0D3A11CD/bst/xcms_bst_dms_33125_33126_2.pdf
- Bescherer, Peter/Röbenack, Silke/Schierhorn, Karen 2009: Eigensinnige ›Kunden‹ – Wie Hartz IV wirkt ... und wie nicht. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.): 145-156
- Blank, Rebecca M. 2009: What we know, what we don't know, and what we need to know about welfare reform. In: Ziliak, James P. (Hg.): 22-58
- Bloch, Ernst 1996 (1963): Tübinger Einleitung in die Philosophie. Frankfurt a.M.
- BMAS 2008: Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. www.bmas.de/portal/26742/property=pdf/dritter_armuts_und_reichtumsbericht.pdf
- Böhnke, Petra 2006: Am Rande der Gesellschaft – Risiken sozialer Ausgrenzung. Opladen
- Boltanski, Luc 1976: Die soziale Verwendung des Körpers. In: Kamper, Dietmar (Hg.): 138-183
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève 2001: Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. In: Berliner Journal für Soziologie 2001 (4): 459-477
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève 2003 (1999): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz
- Bormann, Inka/Haan, Gerhard de (Hg.) 2007: Kompetenzen der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Operationalisierung, Messung, Rahmenbedingungen, Befunde. Wiesbaden
- Bosch, Aida 2010: Konsum und Exklusion. Eine Kulturosoziologie der Dinge. Bielefeld
- Bourdieu, Pierre 1999 (1979): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.

- Brand, Karl-Werner/Kropp, Cordula 2004: Naturverständnisse in der Soziologie. In: Rink, Dieter/Wächter, Monika (Hg.): 103-140
- Bude, Heinz 2008: Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. Bonn
- Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hg.) 2008: Exklusion. Die Debatte über die ›Überflüssigen‹. Frankfurt a.M.
- BUND/Misereor (Hg.) 1996: Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Basel u.a.
- Callon, Michel 2006 (1986): Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung. Die Domestikation der Kammuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht. In: Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.): 135-174
- Castel, Robert 1980: der ›Krieg gegen die Armut‹ in den Vereinigten Staaten: Der Status des Elends in einer Überflußgesellschaft. In: Wambach, Manfred Max/Hellerich, Gert/Reichel, Wolfgang (Hg.): 97-141
- Castel, Robert 2000 (1995): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz
- Castel, Robert 2009: Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.): 21-34
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.) 2009: Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York
- Clausen, Kerstin 2009: Kosten gesunder Ernährung für Kinder und Jugendliche im Kontext der Tafeln. In: Selke, Stefan (Hg.): 197-208
- Coppola, Sofia 2010: Dialoge interessieren mich nicht. Interview mit Cristina Nord in: die tageszeitung vom 11.11.2010, <http://www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/dialoge-interessieren-mich-nicht/>
- Curbach, Janina V. 2007: Corporate Social Responsibility. Unternehmen als Adressaten und Aktivisten einer transnationalen Bewegung. In: Berliner Debatte Initial 18 (4/5): 65-74
- Dachverband FairWertung (Hg.) 2005: Dialogprogramm Gebrauchtkleidung in Afrika: Entwarnung für Gebrauchtkleiderexporte? Dokumentation der Fachtagung am 7./8.6.2005 in Köln. Essen
- Dachverband FairWertung (Hg.) 2007: Im Blickpunkt 2007. Mehr Durchblick bei Kleidersammlungen. Essen
- Daponte, Beth Osborne/Bade, Shannon 2006: How the private food assistance network evolved. Interactions between public and private responses to hunger. In: Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly 35: 668-690
- de Certeau, Michel 1988 (1980): Kunst des Handelns. Berlin

- Demtschück, Elke 2004: Strategische Allianzen zwischen Wirtschaft und Entwicklungszusammenarbeit. Studies 5. Bonn: Deutsches Institut für Entwicklungszusammenarbeit
- Dewey, John 1996 (1927): Die Öffentlichkeit und ihre Probleme. Bodenheim
- Douglas, Mary 1981: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Frankfurt a.M.
- Douglas, Mary/Isherwood, Baron 1979: The world of goods. New York
- Dybe, Georg/Rogall, Holger (Hg.) 2000: Die ökonomische Säule der Nachhaltigkeit. Annäherung aus gesamtwirtschaftlicher, regionaler und betrieblicher Perspektive. Berlin.
- Eberling, Matthias/Hielscher, Volker/Hildebrandt, Eckart/Jürgens, Kerstin 2004: Prekäre Balancen. Flexible Arbeitszeiten zwischen betrieblicher Regulierung und individuellen Ansprüchen. Berlin
- Eder, Klaus 1988: Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Eisinger, Peter 2002: Organizational capacity and organizational effectiveness among street-level Food Assistance Programs. In: Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly 31 (1): 115-130
- Eißel, Dieter 2008: Ungleichheit und Armut als Movens von Wachstum und Wohlstand? In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): 54-71
- Elias, Norbert 1998 (1939): Der Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. (2 Bde.) Frankfurt a.M.
- Engler-Stringer, Rachel/Berenbaum, Shawna 2007: Exploring food security with collective kitchens participants in three Canadian cities. In: Qualitative Health Research 17 (1): 75-84
- Esping-Andersen, Gøsta 1990: The three worlds of welfare capitalism. Cambridge
- Frick, Joachim R./Grabka, Markus M. 2009: Gestiegene Vermögensungleichheit in Deutschland. In: Wochenbericht des DIW 4/2009: 54-67, www.diw.de/documents/publikationen/73/93785/09-4-1.pdf
- Friedeburg, Ludwig v./Habermas, Jürgen (Hg.) 1983: Adorno-Konferenz 1983. Frankfurt a.M.
- Galbraith, John Kenneth 1998 (1958): The affluent society. (40th Anniversary Edition, Updated and with a new Introduction by the Author) Boston/N.Y.
- Goebel, Jan/Gornig, Martin/Häußermann, Hartmut 2010: Polarisierung der Einkommen: Die Mittelschicht verliert. In: Wochenbericht des DIW 24/2010: 1-8, www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.357505_de/10-24-1.pdf
- Goettle, Gabriele 2010: Teltower Tisch – Kurzer Blick ins Abseits der Armut. In: Lorenz, Stephan (Hg.): 23-34

- Grell, Britta 2010: »Feeding America and the World«. Zur Geschichte und ungewissen Zukunft des Tafelsystems in den USA. In: Selke, Stefan (Hg.): 129-146
- Gronemeyer, Marianne 2002: Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit. Darmstadt
- Gronemeyer, Marianne 2010: Armut schändet nicht – Über den Unterschied zwischen Armut und Elend. In: Lorenz, Stephan (Hg.): 217-232
- Groß, Matthias (Hg.) 2011: Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden
- Gross, Peter 1994: Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M.
- Gustavsson, Jenny/Cederberg, Christel/Sonesson, Ulf/van Otterdijk, Robert/Meybeck, Alexandre 2011: Global food losses and food waste. Extent, causes and prevention. Rom (www.fao.org/fileadmin/user_upload/ags/publications/GFL_web.pdf, 20.5.2011)
- Habermas, Jürgen 1973: Arbeit, Freizeit, Konsum. Frühe Aufsätze. Gravenhage
- Habermas, Jürgen 1988 (1981): Theorie des kommunikativen Handelns (2 Bde.). Frankfurt a.M.
- Habermas, Jürgen 1992 (1988): Motive nachmetaphysischen Denkens. In: Habermas, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt a.M.: 35-60
- Habermas, Jürgen 1994 (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats (4. durchges. und erw. Aufl.). Frankfurt a.M.
- Haering, Stephen A./Syed, Shamsuzzoha B. 2009: Community food security in United States cities: A survey of the relevant scientific literature. John Hopkins Center for a Livable Future, www.jhsph.edu/bin/s/c/FS_Literature%20Booklet.pdf, 12.4.2011
- Hauff, Volker 1987: Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven
- Haupt, Heinz-Gerhard/Torp, Claudius (Hg.) 2009: Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990. Ein Handbuch. Frankfurt a.M. u.a.
- Hauser, Richard 2008: Das Maß der Armut: Armuts Grenzen im sozialstaatlichen Kontext. Der sozialstatistische Diskurs. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): 94-117
- Hauskeller, Christine 2003: Natur als Grenzbegriff kultureller Machbarkeit. In: Maurer, Margarete/Höll, Otmar (Hg.): 175-193
- Heitmeyer, Wilhelm 2010: Disparate Entwicklungen in Krisenzeiten, Entsolidarisierung und Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): 13-33
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) 2010: Deutsche Zustände. Folge 9. Frankfurt a.M.

- Hessel, Stéphane 2011 (2010): *Empört euch!* Berlin
- Hilbert, Susanne 2009: Vor den Tafeln. Ein historischer Rückblick auf ›Armenspeisung‹ und ›Suppenküchen‹ seit dem Mittelalter. MS (Recherchearbeit im Rahmen des DFG-Projekts von Stephan Lorenz am Institut für Soziologie in Jena)
- Hilton, Matthew 2008: The death of a consumer society. In: *Transactions of the Royal Historical Society* 18: 211-236
- Hinrichs, Knut 2008: Die Entwicklung des Rechts der Armut zum modernen Recht der Existenzsicherung. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): 195-217
- Hirsch, Fred 1978 (1976): *The social limits to growth*. London/ Henley
- Hirschman, Albert O. 1980 (1977): *Leidenschaften und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*. Frankfurt a.M.
- Hirsland, Andreas/Lobato, Philipp Ramos 2010: *Armutsdynamik und Arbeitsmarkt. Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfebedürftigkeit bei Erwerbsfähigen. Kurzzusammenfassung wichtiger Ergebnisse aus den Erhebungswellen 1 und 2. IAB-Forschungsbericht 3/2010*. <http://doku.iab.de/forschungsbericht/2010/fb0310.pdf>, 23.5.2011
- Hiß, Stefanie 2010: Übernehmen Unternehmen mit ihrer Unterstützung der Tafeln gesellschaftliche Verantwortung? In: Lorenz, Stephan (Hg.): 69-80
- Holtgrewe, Ursula 2006: *Flexible Menschen in flexiblen Organisationen. Bedingungen und Möglichkeiten kreativen und innovativen Handelns*. Berlin
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. 1997 (1944): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt a.M.
- Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard 2008: *Armut und Soziale Ausgrenzung. Ein multidisziplinäres Forschungsfeld*. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): 13-35
- Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.) 2008: *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*. Wiesbaden
- Hutter, Michael 1999: Wie der Überfluß flüssig wurde. Zur Geschichte und Zukunft der knappen Ressourcen. In: *Soziale Systeme* 5 (1): 41-54
- Igl, Gerhard/Meischak, Stefanie/Metze, Stefanie/Ruch, Christina/Tóth, Jana 2008: *Die Tafeln. Innenansichten aus dem Alltag einer sozialen Bewegung*. Berlin
- Kamper, Dietmar (Hg.) 1976: *Zur Geschichte des Körpers*. München u.a.
- Kaufmann, Jean-Claude 2005: *Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen*. Konstanz

- Kessler, Fabian/Schoneville, Holger 2010: Soziale Arbeit und die Tafeln – von der Transformation der wohlfahrtsstaatlichen Armutsbekämpfung. In: Lorenz, Stephan (Hg.): 35-48
- Klasen, Hannes 2009: Ernährungsarmut als Ausdruck sozialer Ungleichheit. Die Hilfsprojekte ›Arche‹ und ›Berliner Tafel‹ für Kinder und Jugendliche in Berlin. In: Selke, Stefan (Hg.): 209-222
- Kneer, Georg 2001: Überflußgesellschaft. In: Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hg.): 422-444
- Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hg.) 2001: Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie. München
- Kneer, Georg/Schroer, Markus/Schüttpelz, Erhard (Hg.) 2008: Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt a.M.
- König, Wolfgang 2000: Geschichte der Konsumgesellschaft. Stuttgart
- Kramer, Klaus (Hg.) 2000: Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M.
- Krainer, Larissa/Trattnigg, Rita (Hg.) 2007: Kulturelle Nachhaltigkeit. Konzepte, Perspektiven, Positionen. München
- Krohn, Wolfgang/Hoffmann-Riehm, Holger/Groß, Matthias 2011: Innovationspraktiken der Entsorgung von Müll und Abfall. In: Groß, Matthias (Hg.): 421-442
- Krol, Gerd-Jan 1981: Verbraucherpolitik in Massenkonsumentengesellschaften. In: Gegenwartskunde, Sonderheft 3. Opladen: 9-27
- Krüger, Petra 2009: Gender works im ehrenamtlichen Engagement einer Tafel. In: Selke, Stefan (Hg.): 223-239
- Kruse, Volker 1994: Historisch-soziologische Zeitdiagnosen in Westdeutschland nach 1945. Eduard Heimann, Alfred von Martin, Hans Freyer. Frankfurt a.M.
- Kutzner, Stefan/Nollert, Michael 2009: Armut trotz Arbeit – Eine neue Herausforderung für die Sozialpolitik. In: Kutzner, Stefan/Nollert, Michael/Bonvin, Jean-Michel (Hg.): 7-20
- Kutzner, Stefan/Nollert, Michael/Bonvin, Jean-Michel (Hg.) 2009: Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik. Zürich
- Lamla, Jörn 2008: Consumer Citizen: The constitution of consumer democracy in sociological perspective. In: German Policy Studies 4 (1): 131-166
- Langner, Tilman 2011: Zentrale Merkmale der Nachhaltigkeitsidee. www.umweltschulen.de/agenda/merkmale.html, 16.1.2011
- Latour, Bruno 1998 (1991): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a.M.

- Latour, Bruno 2001 (1999): Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt a.M.
- Latour, Bruno 2007a (2005): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M.
- Latour, Bruno 2007b: Turning around politics – A note on Gerard de Vries' paper. In: Social Studies of Science 37 (5): 811-820 (<http://www.bruno-latour.fr/articles/article/103-DE%20VRIES-SSofS.pdf>, 26.20.2010)
- Laux, Henning 2011: Das Parlament der Dinge. Zur Dekonstruktion einer Rezeptionsblockade. In: Soziologische Revue 34 (3): 285-297
- Lefebvre, Henri 1972 (1968): Das Alltagsleben in der modernen Welt. Frankfurt a.M.
- Leisering, Lutz 2008: Dynamik von Armut. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): 118-132
- Lessenich, Stephan 2008: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld
- Lessenich, Stephan/Mau, Steffen 2005: Reziprozität und Wohlfahrtsstaat. In: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.): 257-276
- Lessenich, Stephan/Nullmeier, Frank (Hg.) 2006: Deutschland. Eine gesplante Gesellschaft. Bonn
- Lorenz, Stephan 2005: Natur und Politik der Biolebensmittelwahl. Kulturelle Orientierungen im Konsumalltag. Berlin (Online bei SSOAR: <http://www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=5369>)
- Lorenz, Stephan 2007a: Unsicherheit und Entscheidung – Vier grundlegende Orientierungsmuster am Beispiel des Biokonsums. Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 33: 213-235
- Lorenz, Stephan 2007b: Fallrekonstruktionen, Netzwerkanalysen und die Perspektiven einer prozeduralen Methodologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 9(1), Art. 10, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801105>.
- Lorenz, Stephan 2008: Von der Akteur-Netzwerk-Theorie zur prozeduralen Methodologie: Kleidung im Überfluss. In: Stegbauer, Christian (Hg.): 579-588
- Lorenz, Stephan 2009a: Prozeduralität als methodologisches Paradigma – Zur Verfahrensförmigkeit von Methoden [44 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 11(1), Art. 14, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1001142>.
- Lorenz, Stephan 2009b: Die Tafeln zwischen Konsumismus und ‚Überflüssigkeit‘. Zur Perspektive einer Soziologie des Überflusses. In: Selke, Stefan (Hg.): 65-84

- Lorenz, Stephan 2009c: Nachhaltige Wohlstandsgewinne? Der Boom der Tafel-Deutungen. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 22 (3): 116-123
- Lorenz, Stephan 2009d: Überflussskultur und Wachstumshunger. Verausgabungen in Arbeits- und Konsumgesellschaft. In: Bähr, Christine u.a. (Hg.): 43-57
- Lorenz, Stephan 2010a: Haben Tafelnutzende Ansprüche? In: Lorenz, Stephan (Hg.): 103-113
- Lorenz, Stephan 2010b: Science as Craft. Review Essay: Richard Sennett (2008). *The Craftsman* [34 paragraphs]/Wissenschaft als Handwerk. Review Essay: Richard Sennett (2008). *Handwerk* [35 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 11(2), Art. 18, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1002183>
- Lorenz, Stephan 2010c: Sind Tafelnutzende ›Kunden‹ – und sollten sie deshalb bei der Tafel zahlen? In: Lorenz, Stephan (Hg.): 91-102
- Lorenz, Stephan 2010d: Neue Aufgaben für die Tafeln? Zu sozialökologischen Mitteln und Zwecken der Tafelarbeit. In: Lorenz, Stephan (Hg.) 2010: 175-183
- Lorenz, Stephan 2011: Tafeln transnational. Zum Erfolg und Scheitern einer sozialen Bewegung. In: Selke, Stefan/Maar, Katja (Hg.): 33-49
- Lorenz, Stephan (Hg.) 2010: *TafelGesellschaft*. Zum neuen Umgang mit Überfluss und Ausgrenzung. Bielefeld
- Lorenz, Stephan/Groß, Matthias 2010a: Wissen, Experimente, Verfahren. Zur Methodologisierung von Unsicherheit. In: *GESIS-IZ Sozialwissenschaften/Stahl, Matthias (Hg.): Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst (sofid) Methoden und Instrumente der Sozialwissenschaften*, Band 2010/1. Bonn (GESIS-IZ): 11-18 (Online: www.gesis.org/fileadmin/upload/dienstleistung/fachinformationen/servicepublikationen/sofid/Fachbeitraege/Methoden_10-1-1_FB.pdf)
- Lorenz, Stephan/Groß, Matthias 2010b: Experimentalisierung der Methodologie – Bruno Latour und die Prozeduralisierung von Unsicherheit. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.) (CD)
- Lorenz, Stephan/Rosa, Hartmut 2009: Schneller Kaufen! Zum Verhältnis von Konsum und Beschleunigung. In: *Berliner Debatte* Initial 20: 10-18 (aktualisierte Fassung unter www.berlinerdebatte.de/documents/toc/2009/2009-1_RosaLorenz_Schneller%20kaufen.pdf)
- Luhmann, Niklas 1997a (1969): *Legitimation durch Verfahren*. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas 1997b: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a.M.

- Lutz, Burkart 1989 (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York
- Mandeville, Bernard 1988 (1924/ 1714): Die Bienenfabel oder Private Laster als gesellschaftliche Vorteile. Leipzig/Weimar
- Marcuse, Herbert 1969: Befreiung von der Überflußgesellschaft. In: Kursbuch 16: 185-198
- Marten, Carina/Scheuregger, Daniel (Hg.) 2007: Reziprozität und Wohlfahrtsstaat. Analysepotenzial und sozialpolitische Relevanz. Opladen/Farmington Hills
- Matten, Dirk/Moon, Jeremy 2008: Implicit and explicit CSR. A conceptual framework for a comparative understanding of Corporate Social Responsibility. In: Academy of Management Review 33 (2): 404-424.
- Maurer, Margarete/Höll, Otmar (Hg.) 2003: »Natur« als Politikum. Wien
- Mauss, Marcel 1990 (1925): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt a.M.
- McKinsey & Company 1997: Betrieb einer Tafel. Handbuch. McKinsey & Company Inc. (o.O.)
- Meadows, Donella H./Meadows, Dennis L./Zahn, Erich K.O./Milling, Peter 1972: Die Grenzen des Wachstums. Bericht zur Lage der Menschheit an den Club of Rome. Reinbek
- Mein, Georg 2009: Verausgabung, Erschöpfung und andere Müdigkeitszustände. Vom Mythos beständiger Missernten im Weinberg der Geisteswissenschaften. In: Bähr, Christine u.a. (Hg.): 13-26
- Mennell, Stephen 1986: Über die Zivilisierung der Eßlust. In: Zeitschrift für Soziologie 15 (6): 406-421
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth 2002: Der Streit um den heißen Brei. Herbolzheim
- Mikl-Horke, Gertraude 1999: Historische Soziologie der Wirtschaft. Wirtschaft und Wirtschaftsdenken in Geschichte und Gegenwart. München/Wien
- Miller, Max/Soeffner, Hans-Georg (Hg.) 1996: Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.
- Moebius, Stephan/Peter, Lothar (Hg.) 2004: Französische Soziologie der Gegenwart. Konstanz
- Mogge-Grotjahn, Hildegard 2009: Gesellschaftliche Ein- und Ausgrenzung. Der soziologische Diskurs. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): 39-53
- Möhring-Hesse, Matthias 2010a: Die Tafeln – und die Zukunft des Sozialstaats. In: Lorenz, Stephan (Hg.): 199-216

- Möhring-Hesse, Matthias 2010b: Warum die Verteilung Gerechtigkeit, nicht aber Wachstum braucht. In: Seidl, Irmi/Zahrnt, Angelika (Hg.): 117-127
- Molitor, Bruno 1959: ›Gesellschaft im Überfluß‹. Bemerkungen zu einer Studie von J.K.Galbraith. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 4: 188-200
- Molling, Luise 2009: Die ›Berliner Tafel‹ zwischen Sozialstaatsabbau und neuer Armenfürsorge. In: Selke, Stefan (Hg.): 175-196.
- Molling, Luise 2010: Beförderte die neuere Arbeitsmarktpolitik den Erfolg der Tafeln? In: Lorenz, Stephan (Hg.): 57-68
- Montanari, Massimo 1999 (1993): Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa. München
- Müller-Doohm, Stefan (Hg.) 2000: Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit ›Erkenntnis und Interesse‹. Frankfurt a.M.
- Myers, Norman/Kent, Jennifer 2004: New consumers: The influence of affluence on the environment. Washington
- Neckel, Sighard 2006: Gewinner – Verlierer. In: Lessenich, Stephan/Nullmeier, Frank (Hg.): 353-371
- Neher, Peter 2008: Eckpunkte des Deutschen Caritasverbandes zur Beteiligung an existenzunterstützenden Dienstleistungen in Form von Lebensmittelläden, www.caritas.de/2340.asp?detail=true&id=1181, 30.3.2010
- Normann, Konstantin von 2003: Evolution der Deutschen Tafeln. Eine Studie über die Entwicklung caritativer Nonprofit-Organisationen zur Verminde- rung von Ernährungsarmut in Deutschland. Bad Neuenahr
- OECD 2008: Mehr Wohlstand durch Wachstum? Fact Sheet Deutschland. www.oecd.org/dataoecd/3/28/41531752.pdf, 18.4.2011
- Oevermann, Ulrich 2000: Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hg.): 58-148
- Oevermann, Ulrich 2002: Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv-hermeneutischen Sozialforschung. www.ihsk.de/publikationen/Ulrich_Oevermann-Manifest_der_objektiv_hermeneutischen_Sozialforschung.pdf, 1.9.2010
- Offe, Claus 1981: Ausdifferenzierung oder Integration – Bemerkungen über strategische Alternativen der Verbraucherpolitik. In: Zeitschrift für Verbraucherpolitik 5: 119-133
- Offe, Claus 1996 (1994): Moderne ›Barbarei‹: Der Naturzustand im Kleinformat? In: Miller, Max/Soeffner, Hans-Georg (Hg.): 258-289

- Paczensky, Gert v./Dünnebier, Anna 1997 (1994): Kulturgeschichte des Essens und Trinkens. München
- Paugam, Serge 1998: Von der Armut zur Ausgrenzung: Wie Frankreich eine neue soziale Frage lernt. In: Voges, Wolfgang/Kazepov, Yuri (Hg.): 117-136
- Paugam, Serge 2008 (2005): Die elementaren Formen der Armut. Hamburg
- Pierson, Paul 2007: Die politische Transformation des amerikanischen Gesellschaftsvertrages. In: Transit. Europäische Revue 32: 114-136
- Pfeiffer, Sabine 2010: Hunger in der Überfluggesellschaft. In: Selke, Stefan (Hg.): 91-107
- Plößer, Melanie 2009: Richtiges Kartoffelpüree, Urmohrrüben und Getränk nach Wahl. Überlegungen zum pädagogischen Gehalt des Essen-Gebens am Beispiel der Drogenberatung Bielefeld. In: Rose, Lotte/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.): 221-233
- Pohlmann, Friedrich 1997: Die europäische Industriegesellschaft. Opladen
- Poppendieck, Janet 1986: Breadlines knee-deep in wheat. Food assistance in the Great Depression. New Brunswick/New Jersey
- Poppendieck, Jan 1994: Dilemmas of emergency food: A guide for the perplexed. In: Agriculture and Human Values 11 (Fall): 69-76
- Potthast, Jörg 2001: Der Kapitalismus ist kritisierbar. *Le nouvel esprit du capitalisme* und das Forschungsprogramm der ›Soziologie der Kritik‹. In: Berliner Journal für Soziologie 2001 (4): 551-562
- Ransome, Paul 2006 (2005): Work, consumption and culture. Affluence and social change in the twenty-first century. London et al.
- Reckwitz, Andreas 2008: Der Ort des Materiellen in den Kulturtheorien. Von sozialen Strukturen zu Artefakten. In: Reckwitz, Andreas: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie. Bielefeld: 131-156
- Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.) 2008: Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006 (CD). Frankfurt a.M./New York
- Reiniger, Winfried 2010: Von Brotkörben und anderen Lebensmittelausgaben. In: Selke, Stefan (Hg.): 259-263
- Rhoden, Heribert 2009: Zwischen Armutszeugnis und Notwendigkeit – Das Konzept *Tafel plus*. In: Selke, Stefan (Hg.): 259-262
- Riches, Graham 2002: Food banks and food security: welfare reform, human rights and social policy. Lessons from Canada? In: Social Policy & Administration 36 (6): 648-663
- Riesman, David 1973a (1958): Freizeit und Arbeit in der nachindustriellen Gesellschaft. In: Riesman, David 1973c: 85-109

- Riesman, David 1973b (1957): Wohlstand wofür? In: Riesman, David 1973c: 264-276
- Riesman, David 1973c (1964): Wohlstand wofür? Essays. Frankfurt a.M.
- Riesman, David/Bloomberg, Warner 1973: Arbeit und Freizeit: Fusion oder Polarität? In: Riesman, David 1973c: 64-84
- Rindt, Susanne/Klein, Ludger/Klein, Ansgar 2011: Editorial: Zu viel Zivilgesellschaft? Soziale Arbeit und bürgerschaftliches Engagement. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 24 (3): 3-18
- Rink, Dieter/Wächter, Monika (Hg.) 2004: *Naturverständnisse in der Nachhaltigkeitsforschung*. Frankfurt a.M.
- Rivoli, Pietra 2006 (2005): *The travels of a T-Shirt in the global economy. An economist examines the markets, power, and politics of world trade*. New Jersey
- Rosa, Hartmut 2005: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne*. Frankfurt a.M.
- Roscher, Falk 2010: Wie die Tafeln den Status der Armen als Bürger gefährden. In: Selke, Stefan (Hg.): 150-161
- Rose, Lotte/Sturzenhecker, Benedikt (Hg.): *„Erst kommt das Fressen ...!“ Über Essen und Kochen in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden
- Rosenkranz, Doris/Schneider, Norbert F. (Hg.) 2000: *Konsum – soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven*. Opladen
- Ruf, Oliver 2009: *Ökonomie der Vergeudung. Die Figur des Verausgabens bei Georges Bataille*. In: Bähr, Christine u.a. (Hg.): 27-40
- Sahlins, Marshall (o.J.): *The Original Affluent Society*. Extract from ›Stone Age Economics‹ (Sahlins, Marshall 1974). www.primitivism.com/original-affluent.htm, Februar 2007.
- Sahlins, Marshall 1974 (1972): *Stone Age Economics*. London.
- Sassatelli, Roberta 2007: *Consumer culture. History, theory and politics*. Los Angeles et al.
- Schäfer, Vera 1999: ›Deutsche Tafeln‹. Ein Pro-bono-Projekt von McKinsey & Company – Beratung für Non-Profit-Organisationen. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 12 (3): 68-74
- Schelsky, Helmut 1965a (1961): Die Bedeutung des Klassenbegriffes für die Analyse unserer Gesellschaft. In: Schelsky, Helmut: 352-388
- Schelsky, Helmut 1965b: *Auf der Suche nach Wirklichkeit*. Düsseldorf/Köln
- Scherschel, Karin 2006: *Rassismus als flexible symbolische Ressource. Eine Studie über rassistische Argumentationsfiguren*. Bielefeld
- Scherschel, Karin 2011: Who is a refugee? Reflections on social classifications and individual consequences. In: *Migration Letters* 8 (1): 67-76

- Scherschel, Karin/Booth, Melanie/Schierhorn, Karen 2010: Wem hilft das Jobben bei der Tafel? Vom Leben mit und Arbeiten bei den Tafeln. In: Lorenz, Stephan (Hg.): 115-127
- Schneider, Norbert F. 2000: Konsum und Gesellschaft. In: Rosenkranz, Doris/Schneider, Norbert F. (Hg.): 9-21
- Schrage, Dominik 2009a: Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums. Frankfurt a.M./New York
- Schrage, Dominik 2009b: Konsum in der deutschen Soziologie. In: Haupt, Heinz-Gerhard/Torp, Claudius (Hg.): 319-334
- Schulze, Gerhard 1992: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M.
- Schüttpelz, Erhard 2008: Der Punkt des Archimedes. Einige Schwierigkeiten des Denkens in Operationsketten. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus/Schüttpelz, Erhard (Hg.): 234-258
- Seidl, Irmi/Zahrnt, Angelika (Hg.) 2010: Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg
- Selke, Stefan 2008: Fast ganz unten. Wie man in Deutschland durch die Hilfe von Lebensmitteltafeln satt wird. Münster
- Selke, Stefan 2010: Kritik der Tafeln in Deutschland – Ein systematischer Blick auf ein umstrittenes gesellschaftliches Phänomen. In: Selke, Stefan (Hg.): 11-53
- Selke, Stefan (Hg.) 2009: Tafeln in Deutschland. Aspekte einer sozialen Bewegung zwischen Nahrungsmittelumverteilung und Armutsintervention. Wiesbaden
- Selke, Stefan (Hg.) 2010: Kritik der Tafeln in Deutschland. Standortbestimmungen zu einem ambivalenten sozialen Phänomen. Wiesbaden
- Selke, Stefan/Maar, Katja (Hg.) 2011: Transformation der Tafeln in Deutschland. Aktuelle Diskussionsbeiträge aus Theorie und Praxis der Tafelbewegung. Wiesbaden
- Sennett, Richard 2000 (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin
- Sennett, Richard 2008: Handwerk. Berlin
- Simmel, Georg 1957: Soziologie der Mahlzeit. In: Simmel, Georg: Brücke und Tür. Stuttgart: 243-50
- Simmel, Georg 1992 (1908): Der Arme. In: Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band II. Frankfurt a.M.: 512-555
- Skorstad, Egil J. 2009: The ambiguity of flexibility. In: Skorstad, Egil J./Ramsdal, Helge (Hg.): 17-42

- Skorstad, Egil J./Ramsdal, Helge (Hg.) 2009: Flexible organizations and the new working life. A European perspective. Farnham/Burlington
- Smith, Adam 2004 (1789): Reichtum der Nationen. Paderborn
- Soeffner, Hans-Georg (Hg.) 2010: Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008 (CD). Wiesbaden
- Spittler, Gerd 2011: Wohnen ohne Tisch und Stuhl – Leben die Kel Ewey Tuareg in einer Mangelgesellschaft? In: Zeitschrift für Kulturwissenschaft (1): 81-92
- SRU (Sachverständigenrat für Umweltfragen) 2008: Umweltgutachten. Berlin
- Stegbauer, Christian (Hg.) 2008: Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden
- Stehr, Nico 2007: Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt a.M.
- Stichweh, Rudolf 2010 (2001, rev. Fassung zu 1997): Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft. In: Beck, Ulrich/Poferl, Angelika (Hg.): 240-260
- Strandbakken, Pål 2009: Symbolic value as destruction of wealth? Are Georges Bataille's concepts and insights relevant to the sociology of consumption? (draft version) Paper for ESA 2009, Lisbon 2-5 September
- Strauss, Anselm L. 1994: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. München
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet 1996 (1990): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim
- Struck, Olaf 2009: ›Abstiegssorgen der Mitte‹ – Flexibilität benötigt Sicherheiten. In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.): 269-281
- Tarasuk, Valerie/Eakin, Joan M. 2003: Charitable food assistance as a symbolic gesture: an ethnographic study of food banks in Ontario. In: Social Science & Medicine 56: 1505-1515
- Tarasuk, Valerie/Eakin, Joan M. 2005: Food assistance through 'surplus' food: Insights from an ethnographic study of food bank work. In: Agriculture and Human Values 22: 177-186
- Teuteberg, Hans Jürgen 2009: Historische Vorläufer der Lebensmitteltafeln in Deutschland. In: Selke, Stefan (Hg.): 41-63
- Torp, Claudius/Haupt, Heinz-Gerhard 2009: Einleitung: Die vielen Wege der deutschen Konsumgesellschaft. In: Haupt, Heinz-Gerhard/Torp, Claudius (Hg.): 9-24

- Voges, Wolfgang/Kazepov, Yuri (Hg.) 1998: Armut in Europa. Schriften der Sektion Sozialpolitik der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Band 2. Wiesbaden
- Wambach, Manfred Max/Hellerich, Gert/Reichel, Wolfgang (Hg.) 1980: Die Museen des Wahnsinns und die Zukunft der Psychiatrie. Frankfurt a.M.
- Warrier, Shobha 2003: A fistful of rice... (www.hvk.org/articles/0703/85.html, 24.11.2010)
- Weber, Max 2005 (1905): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Erftstadt
- Weingarten, Peter 2003: Wissenschaftssoziologie. Bielefeld
- Werth, Sabine 1998: Die Tafeln in Deutschland. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 11 (2): 68-73
- Werth, Sabine 2009: es geht auch anderes – Nach der Routine kommt die Vielfalt. In: Selke, Stephan (Hg.): 251-257
- Wildt, Michael 2009: ›Wohlstand für alle‹: Das Spannungsfeld von Konsum und Politik in der Bundesrepublik. In: Haupt, Heinz-Gerhard/Torp, Claudius (Hg.): 305-316
- Wuppertal-Institut 2005: Fair Future. Begrenzte Ressourcen und globale Gerechtigkeit. Bonn
- Zahn, Clemens/Schäfers, Josef 2010: Tafeln und Stadtteilpolitik in Köln – eine Fallstudie. In: Selke, Stefan (Hg.): 285-301
- Ziliak, James P. (Hg.) 2009: Welfare reform and its long-term consequences for America's poor. Cambridge

DANKSAGUNG

Mein Dank gilt zunächst denen, die mir als Nutzende, Engagierte oder Sponsoren in Interviews und Gesprächen ihre Sicht der Tafeln anvertraut haben, die in der Ergebnispräsentation aber anonym bleiben müssen. Die Studie wurde in weiten Teilen getragen von einem eigenen Forschungsprojekt, das insgesamt 30 Monate durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert wurde (LO 1559/1-3); die Förderung schließt die Publikationskosten dieser Studie ein. Im Rahmen dieses Projekts haben die studentischen Mitarbeiterinnen Susanne Hilbert (375h), Dana Tegge (365h), Kerstin Stark (120h) und Ninja Dörrenbächer (105h) zum Gelingen beigetragen, wofür ich ihnen herzlich danke. Sie waren u.a. an Dateninterpretationen beteiligt und recherchierten eigenständig: Susanne Hilbert zur Geschichte der ›Armenspeisung‹ und zu internationaler Forschungsliteratur, Dana Tegge zu *Food Banks* in Europa sowie zu Tätigkeits-Varianten und ökologischen Aspekten der Tafeln, Kerstin Stark zu *Food Banks* und Sponsoren weltweit, Ninja Dörrenbächer zu Kooperationspartnern lokaler Tafeln.

Am Jenaer Institut für Soziologie möchte ich für Unterstützungen meiner Arbeit durch Rat und Tat Hartmut Rosa und Bruno Hildenbrand gerne danken. Da die Studienergebnisse in anderer Fassung als Habilitationsschrift an der Friedrich-Schiller-Universität Jena eingereicht wurden, danke ich neben Hartmut Rosa ebenso Karl-Werner Brand und Stephan Lessenich, dass sie die Mühen der Gutachtertätigkeit auf sich genommen haben. Als Habilitationsprojekt mussten die Studien auch über ungeforderte Zeiten und andere Arbeitsverpflichtungen hinweg ›gerettet‹ werden. Nicht erleichtert wurde die Arbeit schließlich dadurch, dass sie sich auf stark moralisierte gesellschaftliche Debatten richtete. Daraus soll kein Plädoyer für mehr Wissenschaft und weniger Moral oder wenigstens für eine strikte Trennung beider gewonnen werden. Soziologische Aufklärung liefert keine Kritik um der Kritik willen, wird aber die Selbstimmunisierungsversuche bestimmter moralischer Ansprüche als solche benennen und gegebenenfalls zeigen, was dadurch verloren geht. Nicht alle KollegInnen und FreundInnen, die mich bei der Querung verschiedenster Untiefen in den vergangenen Jahren unterstützten, können genannt werden. Danken möchte ich an dieser Stelle meinen Eltern, dass sie die frühen Grundlagen und so manche spätere meiner heutigen Arbeit legten. Darüber hinaus gilt mein besonderer Dank Karin Scherschel, sowohl für ihre intellektuelle Förderung meiner Arbeit als auch dafür, dass sie sie an meiner Seite im geteilten Lebensalltag immer mitgetragen hat. Letzteres gilt natürlich auch, auf seine Art, für David.

ANHANG

Tafel-Grundsätze¹

Die Mitglieds-Tafeln des Bundesverbands Deutsche Tafel e.V. verpflichten sich, folgende acht Grundsätze bei ihrer Arbeit einzuhalten:

Präambel Nicht alle Menschen haben ihr täglich Brot – und doch gibt es Lebensmittel im Überfluss. Die Tafeln in Deutschland bemühen sich hier um einen Ausgleich. Ziel der Tafeln ist es, qualitativ einwandfreie Nahrungsmittel, die im Wirtschaftsprozess nicht mehr verwendet werden können, an Menschen in Not zu verteilen.

Grundsatz 1 Die Tafeln sammeln überschüssige Lebensmittel, die nach den gesetzlichen Bestimmungen noch verwertbar sind, und geben diese an Bedürftige ab.

Durchführungsbestimmung: Die Tafeln können auch Artikel des täglichen Bedarfs ausgeben. Der Schwerpunkt muss auf dem Einsammeln und Ausgeben von Lebensmitteln liegen. Die Abgabe erfolgt unentgeltlich oder gegen einen geringen Kostenbeitrag - grundsätzlich eine Münze* pro Haushalt und Ausgabe. Die Ermittlung der Bedürftigkeit orientiert sich an der Abgabenordnung § 53 unter Berücksichtigung der örtlichen Gegebenheiten und wird von jeder Tafel individuell festgelegt. Die Abgabe der Lebensmittel erfolgt unter Beachtung der Lebensmittelhygieneverordnung (LMHV) und des Infektionsschutzgesetzes. Eine Ausnahme vom Grundsatz ist durch die jeweilige Tafel gegenüber dem/der Ländervertreter/Ländervertreterin (Landesvorsitzenden) schriftlich nachzuweisen und zu begründen.* Die Landesverbände/Ländervertreter überwachen die Einhaltung der Tafelgrundsätze.**

Grundsatz 2 Die Arbeit der Tafeln ist grundsätzlich ehrenamtlich. Sie kann – wenn möglich und notwendig – unterstützt werden durch unterschiedlich finanzierte und geförderte Mitarbeiter.

Grundsatz 3 Die Arbeit der Tafeln wird durch Spender und Sponsoren unterstützt.

Grundsatz 4 Die Tafeln arbeiten unabhängig von politischen Parteien und Konfessionen. Die Tafeln helfen allen Menschen, die der Hilfe bedürfen.

1 <http://www.tafel.de/der-bundesverband/grundsaeetze.html>, 21.6.2011.

Grundsatz 5 Der Name ›Tafel‹ ist als eingetragenes Markenzeichen durch den Bundesverband Deutsche Tafel e.V. rechtlich geschützt.

Durchführungsbestimmung: Die Bezeichnung des Vereins oder des Projekts ist grundsätzlich der vorangestellte Ortsname in Verbindung mit dem Namen ›Tafel‹ und ggf. e.V., z.B. Berliner Tafel e.V. Tafeln in Trägerschaft dürfen die Bezeichnung des Trägers als Zusatzinformation verwenden. Davon abweichende Bezeichnungen bedürfen der ausdrücklichen Zustimmung des Bundesverbands Deutsche Tafel e.V. Der Name „Tafel“ ist schriftlich beim Bundesverband Deutsche Tafel e.V. zu beantragen und wird ausschließlich an juristische Personen für konkrete Tafelprojekte vergeben. Das Logo des Bundesverbandes Deutsche Tafel e.V. sollte von der lokalen Tafel in Form und Farbe ohne jede Veränderung übernommen werden.

Grundsatz 6 Die Arbeit der Tafeln steht überwiegend im lokalen Bezug. Die Tafeln respektieren den Gebietsschutz, ohne miteinander zu konkurrieren.

Durchführungsbestimmung: Bei Unstimmigkeiten in der regionalen Tafel-Arbeit, z. B. bei Tafel-Neugründungen oder bei bereits bestehenden Tafeln, sollte vorrangig eine einvernehmliche Lösung im Interesse der Bedürftigen vor Ort angestrebt werden. Ist dies nicht möglich, sind die zuständigen Ländervertreter hinzuzuziehen. Die Tafeln tauschen regional und überregional Informationen und Erfahrungen aus. Die Tafeln helfen einander mit dem Ziel, die lokale Tafel-Arbeit wirkungsvoll zu unterstützen.

Grundsatz 7 Die Tafel-Grundsätze des Bundesverbandes Deutsche Tafel e.V. sind Leitlinien zur Arbeit der Tafeln in Deutschland. Die Tafel erklärt durch ihre Unterschrift die Anerkennung und Einhaltung der Tafel-Grundsätze.

Grundsatz 8 Der Bundesverband Deutsche Tafel e.V. achtet auf die Einhaltung der Tafel-Grundsätze.

Bei Nichteinhaltung der Tafel-Grundsätze beantragt der Bundesverband in Abstimmung mit dem zuständigen Ländervertreter ein Verfahren zur Aberkennung des Namens ›Tafel‹ und gegebenenfalls ein Verfahren zum Ausschluss aus dem Verein Deutsche Tafel e.V.

* gemäß des Beschlusses des Bundesvorstandes Deutsche Tafel e.V. vom 12. Juli 2008

** gemäß Protokollerklärung zum Beschluss der Mitgliederversammlung vom 07. Juni 2008

Sozialtheorie



ULLRICH BAUER, UWE H. BITTLINGMAYER,
CARSTEN KELLER, FRANZ SCHULTHEIS (HG.)
Bourdieu und die Frankfurter Schule
Kritische Gesellschaftstheorie im Zeitalter
des Neoliberalismus

März 2012, ca. 350 Seiten, kart., 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1717-7



WOLFGANG BONSS, LUDWIG NIEDER,
HELGA PELIZÄUS-HOFFMEISTER
Handlungstheorie
Eine Einführung

März 2012, ca. 250 Seiten, kart., ca. 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1708-5



CHIMAIRA – ARBEITSKREIS
FÜR HUMAN-ANIMAL STUDIES (HG.)
Human-Animal Studies
Über die gesellschaftliche Natur
von Mensch-Tier-Verhältnissen

Oktober 2011, 424 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 24,80 €,
ISBN 978-3-8376-1824-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Sozialtheorie



BERND DOLLINGER, FABIAN KESSL,
SASCHA NEUMANN, PHILIPP SANDERMANN (Hg.)
Gesellschaftsbilder Sozialer Arbeit
Eine Bestandsaufnahme

April 2012, ca. 230 Seiten, kart., ca. 26,80 €,
ISBN 978-3-8376-1693-4



HERBERT KALTHOFF, UWE VORMBUSCH (Hg.)
Soziologie der Finanzmärkte

April 2012, ca. 300 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1806-8



STEPHAN MOEBIUS, SOPHIA PRINZ (Hg.)
Das Design der Gesellschaft
Zur Kulturosoziologie des Designs

Februar 2012, ca. 420 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1483-1

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Sozialtheorie

FRITZ BÖHLE, SIGRID BUSCH (Hg.)

Management von Ungewissheit

Neue Ansätze jenseits von Kontrolle und Ohnmacht

März 2012, ca. 250 Seiten, kart., ca. 27,80 €, ISBN 978-3-8376-1723-8

PRADEEP CHAKKARATH,
DORIS WEIDEMANN (Hg.)

Kulturpsychologische Gegenwartsdiagnosen

Bestandsaufnahmen zu Wissenschaft und Gesellschaft

Februar 2012, ca. 226 Seiten, kart., ca. 25,80 €, ISBN 978-3-8376-1500-5

MARTIN GLOGER

Generation 1989?

Zur Kritik einer populären Zeitdiagnose

Februar 2012, ca. 318 Seiten, kart., ca. 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1961-4

LEON HEMPEL, MARIE BARTELS (Hg.)

Aufbruch ins Unversicherbare

Zum Katastrophendiskurs der Gegenwart

Februar 2012, ca. 350 Seiten, kart., ca. 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1772-6

BARBARA HENRY,
ALBERTO PIRNI (Hg.)

Der asymmetrische Westen

Zur Pragmatik der Koexistenz pluralistischer Gesellschaften

Februar 2012, ca. 250 Seiten, kart., ca. 27,80 €, ISBN 978-3-8376-1705-4

KONSTANTIN INGENKAMP

Depression und Gesellschaft

Zur Erfindung einer Volkskrankheit

Februar 2012, 370 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1930-0

VOLKHARD KRECH

Wo bleibt die Religion?

Zur Ambivalenz des Religiösen in der modernen Gesellschaft

Juli 2011, 296 Seiten, kart., zahlr. Abb., 28,80 €, ISBN 978-3-8376-1850-1

SUSANNE LETTOW (Hg.)

Bioökonomie

Die Lebenswissenschaften und die Bewirtung des Körpers

März 2012, ca. 220 Seiten, kart., ca. 24,80 €, ISBN 978-3-8376-1640-8

MATHIAS LINDENAU,

MARCEL MEIER KRESSIG (Hg.)

Zwischen Sicherheitserwartung und Risikoerfahrung

Vom Umgang mit einem gesellschaftlichen Paradoxon in der Sozialen Arbeit

März 2012, ca. 280 Seiten, kart., ca. 29,80 €, ISBN 978-3-8376-1762-7

MAX MILLER

Sozialtheorie

Eine Kritik aktueller Theorieparadigmen. Gesammelte Aufsätze

März 2012, ca. 300 Seiten, kart., ca. 27,80 €, ISBN 978-3-89942-703-5

HARTMANN TYRELL,
OTTHEIN RAMMSTEDT,

INGO MEYER (Hg.)

Georg Simmels große »Soziologie«

Eine kritische Sichtung nach hundert Jahren

Oktober 2011, 418 Seiten, kart., 33,80 €, ISBN 978-3-8376-1877-8

